

Badische Heimat

Dezember
4/1992

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Oa

OZB 41 LS

GEBURT IESU

2 8 12 02

Wir machen den Weg frei

Zukunft - Unser Programm für die Ausbildung der Kinder.

Wenn Sie Ihrem Kind eine gute Ausbildung ermöglichen, investieren Sie in seine Zukunft. Das kostet allerdings zusätzliches Geld. Wir helfen Ihnen, es methodisch anzusparen.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung und Anzeigenverwaltung:

G. Braun (vormals G. Braunsche Hofbuchdruckerei
und Verlag) GmbH

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (07 21) 1 65-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

G. Braun GmbH



Stubentafel, um 1830/40, Hinterglasmalerei. Aus: Katalog zur Ausstellung Hinterglasmalerei

*Ein gutes
glückliches Jahr
1993
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand
des
Landesvereins
Badische Heimat*

Inhalt

I. Ausstellungen

- Schwarzwälder Hinterglasmalerei
Zu der Ausstellung des Freiburger Augusti-
nermuseums vom 23. 12. 1992—21. 2. 1993
Peter Assion, Freiburg 485
- Karlsruher Frauen — eine Ausstellung und
ein Buch zur Geschichte der Stadt
Susanne Asche, Karlsruhe 503
- „Das Toni-Merz-Museum“ in Obersasbach
Neues Kulturzentrum in Mittelbaden
Hubert Morgenthaler, Neckargemünd 509
- Hermann Dischler, Maler und
Photograph (1866—1935)
Ausstellung im Augustinermuseum
vom 18. Oktober—6. Januar 1993
Heinrich Hausß, Karlsruhe 518

II. Malerei/Skulptur

- Franz Josef Lederle. Ein Zeichner und
Landschaftsmaler vor einhundert Jahren
Karl Kurrus, Freiburg 519
- Bericht über den Maler Martin Wörn
Ludwig Vögely, Karlsruhe 527
- „Der Liebesbrunnen von Durlach“
Klaus Ringwalds plastisches Bildwerk
belebt den Marktplatz
Hubert Morgenthaler, Neckargemünd 535

III. Musik

- Der letzte Klosterkomponist von
St. Peter
Über P. Philipp Jakob Weigel
(1752—1826) und das Musikleben im Stift
St. Peter vor der Säkularisation
Erich Kaiser, St. Peter 541

IV. Stadtmuseum

- Hüfingcr Geist, Rede zur Eröffnung des
Stadtmuseums für Kunst und Geschichte
am 20. März 1992
Friedemann Maurer, Reutlingen 557

V. Johann Peter Hebel

- Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich
Freiherr von Wessenberg als Freunde
Karl Foldenauer, Karlsruhe 565

VI. Geschichte: Südweststaat

- Heinrich Köhler und der Südweststaat
Uwe Uffelmann, Heidelberg 577
- Heinrich Köhler — ein badischer Politiker
Eine Ausstellung des Generallandesarchivs
Marie Salaba, Karlsruhe 589

VII. Kolumbus/Entdeckung Amerikas

- Kolumbus — und der „Taufschein
Amerikas“
Adolf Schmid, Freiburg 597

VIII. Literatur

- Wilhelm Engelbert Oeftering
Manfred Bosch, Rheinfelden 607
- Raymond Matzen zum 70. Geburtstag
Gerhard W. Baur, Freiburg 611
- Begegnungen mit Emil Strauß
Willy Grüb, Gerlingen 617

IX. Volkskunde/Geschichte

- Gotthilde Güterbock zum Gedächtnis
Peter Assion, Freiburg 623
- Ein Jahrzehnte-Traum ging in Erfüllung
Kurt Kubn, Hausach 626
- Hundert Milliarden für einen Dichter
Badisches Inflationsnotgeld nach dem
Ersten Weltkrieg
Bernd Boll, Freiburg 627
- Die heiligen Hausherren
Stadtpatrone von Radolfzell am Bodensee
Christof Stadler, Radolfzell 639
- Das Büchenbronner Wagenkreuz
Karl-Heinz Hentschel, Karlsruhe 659
- Hebeldank für Professor
Jasumitsu Kinoshita
Elmar Vogt, Hausen im Wiesental 665

X. Kirchen

- Chronik der katholischen Kirche
Josef Dewald, Karlsruhe 667
- Aus der Evangelischen Kirche in Baden
1991/92
Marita Rödszus-Hecker, Karlsruhe 675

XI. Buchbesprechungen 681

Schwarzwälder Hinterglasmalerei

Zu der Ausstellung des Freiburger Augustinermuseums
vom 23. 12. 1992 bis 21. 2. 1993

Peter Assion, Freiburg i. Br.

Als Seitenzweig der Schwarzwälder Hausindustrie entwickelte sich im 18. und 19. Jahrhundert die Produktion volkstümlicher Wandbilder, deren religiöse oder profane Motive der Rückseite von Glastäfelchen aufgemalt wurden. In Röttenbach und einigen anderen Glasmalorten des südlichen Schwarzwaldes kam es zu einer ausgesprochenen Massenproduktion solcher Hinterglasbilder, in Verbindung mit einem weiträumigen Handel, der bis in die USA ging. Doch war hierüber stets weniger bekannt als über die anderen Schwarzwälder Gewerbegebiete (Glasmacherei, Uhrenherstellung, Holzwarenproduktion, Strohflechterei usw.), zu denen eine reichhaltige Literatur existiert, während die Hinterglasmalerei ein Forschungsdefizit blieb. Durch volkskundliche Initiativen der letzten Jahre hat sich diese Situation erfreulicherweise gewandelt. Es wurden neue, z. T. überraschende Erkenntnisse zum Schwarzwälder Glasmalergewerbe erarbeitet. Und damit entstand der Gedanke, diesem Gewerbe erstmals eine systematische Ausstellung zu widmen und in deren Rahmen einen Gesamtüberblick über die Schwarzwälder Bilderproduktion zu geben. Nach über einjähriger Vorbereitungszeit wird diese Ausstellung vom 23. 12. 1992 bis zum 21. 2. 1993 vom Freiburger Augustinermuseum in der Ausstellungshalle „Marienbad“ gezeigt werden und als Wanderausstellung anschließend auch im Franziskanermuseum Villingen (26. 3.—30. 5. 93), im Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck (26. 6.—12. 9. 93) sowie in der Außenstelle Bruchsal des Badischen Landesmuseums Karlsruhe (ab

Dezember 1993) zu besichtigen sein. Für diese Veranstaltung haben die genannten Museen finanziell zusammengewirkt, um so zugleich ein Beispiel für die regionale Zusammenarbeit von Museen mit ähnlichen Sammlungsbeständen und ein Vorbild für künftige gemeinschaftliche Ausstellungen zu liefern.

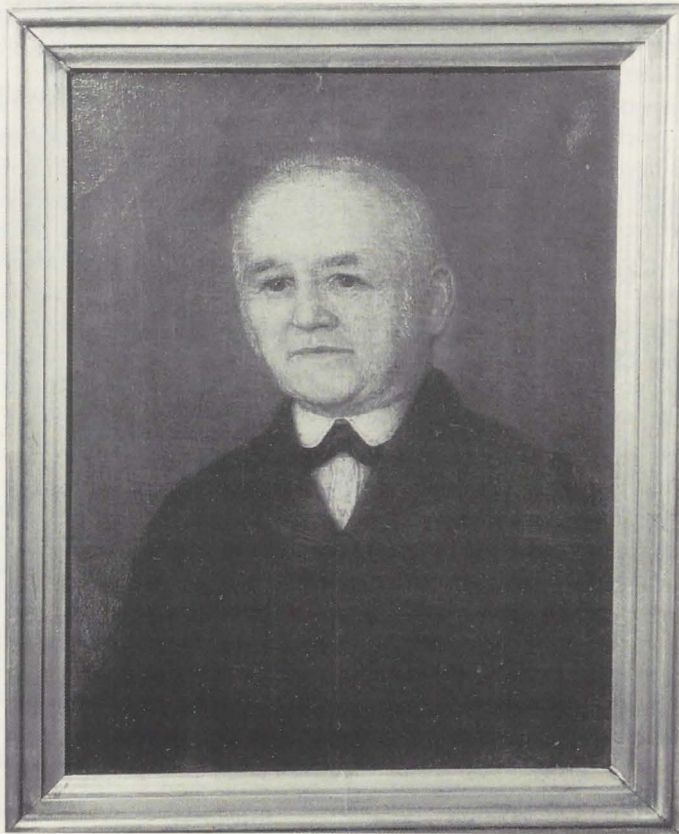
Zur Vorgeschichte der Ausstellung

Möglich wurde die Ausstellung „Schwarzwälder Hinterglasmalerei“ freilich nur, weil schon vor hundert Jahren in großem Umfang Hinterglasbilder „vom Wald“ gesammelt worden sind und in die Museen in Freiburg, Karlsruhe und Villingen entsprechende Bestände eingebracht wurden. Hierzu muß der Name Oskar Spiegelhalter genannt werden. In der Lenzkircher Uhrenindustrie tätig, zeigte Spiegelhalter (1864—1925) ein besonderes Interesse für die vergehende Schwarzwälder Volkskunst und legte ab 1890 mehrere Volkskunstsammlungen an, die nacheinander für die Museen in Freiburg, Karlsruhe und Villingen aufgekauft wurden: 1896, 1909 und (nach Spiegelhalters Tod) 1929. Indem die Spiegelhalterschen Sammlungen jeweils auch Hinterglasbilder enthielten und gelegentliche Hinzukäufe den Grundbestand der Museen vermehrten, kam Freiburg so zu dem heutigen Bestand von 180 Bildzeugnissen, Villingen zu 92 und Karlsruhe zu 32 Schwarzwälder Arbeiten.

Eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Bestände erfolgte in den Museen jedoch nicht. Damit einen Anfang gemacht zu ha-

ben, ist das Verdienst des Rötenbacher Pfarrers Carl Rögele. 1906 in seinen Wirkungsort versetzt und hier 30 Jahre tätig, widmete sich Rögele in seinen Mußestunden der heimatgeschichtlichen Forschung und auf den Spuren der Familie Winterhalder auch der Hinterglasmalerei. Im Rötenbacher Pfarrhaus trug er eine Privatsammlung mit Rötenbacher Bildern zusammen und hielt mündliche Überlieferungen zum örtlichen Glasmalergewerbe, das im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgestorben war, in einer kleinen Schrift mit

dem Titel „Rötenbacher Hinterglasmalerei“ fest. Sie erschien 1925 als Festschrift zu einer Ausstellung, die Rögele anlässlich eines Trachtenfestes — des Volkstages auf dem Wartenberg — vom 12. bis 26. Juli 1925 zum gleichen Thema zusammengestellt hatte. 1937 starb Rögele, und seine Bilder- und Notizensammlung wurde zerstreut. Wiewohl sich damals auch der (im nahen Stetten geborene) NS-Volkskundler Eugen Fehrlé für die Hinterglasmalerei interessiert und manches Zeugnis aus Rötenbach „entführt“ haben soll, war



Benedikt Winterhalder (1813 — 1890), Glasmaler und Bürgermeister von Rötenbach, nach einem Ölgemälde (vermutlich Selbstbildnis) im Rötenbacher Rathaus.

Foto: J. Martin

die Zeit für eine Fortsetzung der Forschungen Rögeles nicht günstig. Denn die Volkskunde setzte sich damals auf die Spuren angeblich germanischen Erbes in der Volkskultur und sah an der vorwiegend christlich geprägten Hinterglasmalerei bewußt vorbei. Mißachtung traf damals selbst Pfarrer Rögele als Person. Denn als 1956 eine „Kurze Geschichte der Gemeinde Röttenbach“ für den Schulgebrauch vervielfältigt wurde, mußte Lehrer Gerhard Weiss darin als schmerzlich festhalten, daß die Beerdigung Rögeles auf dem Röttenbacher Friedhof am 7. September 1937 „einer solchen Persönlichkeit im Leben einer Gemeinde nicht gerecht wurde“.

Doch wirkte Rögeles kleine Hinterglasmal-Geschichte weiter. Als nach dem Krieg eine von ideologischen Prämissen befreite Volkskunstforschung neu in Gang kam und von Bayern und Österreich aus — wo die Hinterglasmalerei ebenfalls geblüht hatte — die Erforschung des Glasmalgewerbes insgesamt vorangetrieben wurde, kam zunehmend auch der Schwarzwald ins wissenschaftliche Blickfeld: dank Rögeles Publikation von 1925, aus der in zusammenfassenden und vergleichenden Werken wie dem Band „Hinterglasmalerei“ von Gisliind M. Ritz (München 1972) ausgiebig zitiert wurde. Die Münchner Volkskundlerin und Kunsthistorikerin Ritz drang jedoch zugleich auf eine Wiederaufnahme der Forschungen im Schwarzwald. Von ihr beraten, begann damit der Verfasser vorliegenden Beitrages in den 1970er Jahren, als auch Anfragen aus den USA und aus Kanada bei der Landesstelle für Volkskunde und ein Besuch des kanadischen Volkskunstforschers Rudy Eswarin (Don Mills/Ontario) in Freiburg, dem es um den Nachweis der Schwarzwälder Herkunft pennsylvaniendeutscher Hinterglasbilder ging, die Dringlichkeit solcher Forschungen deutlich machte. Mit Eswarin zusammen wurde 1978 das Röttenbacher Gemeindearchiv durchgearbeitet, und Studien im Generallandesarchiv Karlsruhe schlossen an. Doch unterbrach die Berufung des Verfas-

sers an die Universität Marburg 1980 diese Initiativen. Ausgleichend wirkte, daß der Würzburger Volkskunde-Ordinarius Wolfgang Brückner — selbst ein profilierter Hinterglasmal-Spezialist — das Thema „Schwarzwälder Hinterglasmalerei“ als Dissertationsthema an die junge Volkskundlerin Gudrun Hahner vergab. Derselben gelang es dann in den späteren 1980er Jahren, in Röttenbach und weiteren Orten zahlreiche Glasmaler archivalisch zu ermitteln, ihre Arbeitsverhältnisse aufzuhellen und Schwarzwälder Hinterglasbilder von solchen aus anderen Herkunftsgebieten abzugrenzen (wenn auch die Kriterien für diese Abgrenzung schwierig waren und weiterhin zu diskutieren sind). Zur Röttenbacher Hinterglasmalerei brachte Gudrun Hahner 1987 erste Befunde in das Heimatbuch „Chronik von Röttenbach“ (S. 150—166) ein, und sie konnte dazu anregen, im Rathaus von Röttenbach eine kleine Dauerausstellung zum Thema „Hinterglasmalerei“ einzurichten. 1990 erschien dann in der Würzburger Reihe „Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte“ (Band 45) Gudrun Hahners zusammenfassende Dissertation „Hinterglasmalerei im Schwarzwald“, wenn auch leider ohne Bebilderung. 1991 fanden sich dann Gudrun Hahner, der im gleichen Jahr an die Universität Freiburg berufene Verfasser und Maria Schüly vom Freiburger Augustinermuseum zusammen, um die Möglichkeiten für die eingangs genannte Ausstellung zu erörtern. Das Augustinermuseum erschloß sich bereitwillig dem Projekt, und Maria Schüly übernahm es, auch die anderen Museen dafür zu gewinnen und ein erstes Ausstellungskonzept zu entwerfen. Zugleich wurde ein Katalog geplant, für den Gudrun Hahner die 285 Exponate beschrieb, die aus dem Fundus der großen Museen ausgewählt wurden, ergänzt mit selteneren Stücken aus dem Musée Alsacienne in Straßburg und aus einigen Heimatmuseen und Privatsammlungen. Als notwendig erwies sich, zu bestimmten Aspekten der Ausstel-



Das Abendmahl

Das letzte Abendmahl. Hinterglasbild (30,5 × 38 cm) um 1820 aus der Röttenbacher Werkstatt Winterhalder (jetzt Augustinermuseum Freiburg).

Foto: Augustinermuseum

lung die Forschungsarbeit fortzusetzen und die bisher erfolgte Bestandsaufnahme von Schwarzwälder Hinterglasbildern in badischen, elsässischen und Schweizer Museen zu vervollständigen. Beides geschah im Rahmen der zweisemestrigen Lehrveranstaltung „Schwarzwälder Hausindustrie am Beispiel Hinterglasmalerei“ am Institut für Volkskunde der Universität Freiburg, in der außerdem das Konzept für das Projekt diskutiert und weiterentwickelt wurde. Besonders hervorzuheben ist, daß es mit studentischer Beteiligung gelang, die Motiv-Komplexe der Schwarzwälder Bildproduktion auf die kulturgeschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehungszeit zurückzuführen und für zahlreiche

Motive die noch unbekanntes graphischen Vorlagen zu ermitteln, nach denen sie gemalt worden sind. Alle gewonnenen Ergebnisse flossen in die Ausstellungstexte sowie in den Katalogband „Schwarzwälder Hinterglasmalerei“ (mit Aufsatzteil) ein, den — mit reicher Bebilderung — der Freiburger Rombach-Verlag druckte und verlegte. Dieser Band stellt nun erstmals eine Dokumentation der Schwarzwälder Bildproduktion dar, die derselben angemessen ist und über die Ausstellung hinaus Bestand haben dürfte. Er könnte als Anregung dienen, auch die anderen Sachkomplexe der Volkskunstsammlungen in Freiburg usw. wissenschaftlich aufzuarbeiten und durch Publikation verfügbar zu machen.



St. Martin. Hinterglasbild (30 × 25 cm) um 1850 aus der Rötensbacher Werkstatt Winterhalder (Privatbesitz).

Foto: J. Martin

Dies erscheint um so notwendiger, als die Spiegelhaltersche Sammlung des Augustiner-museums Freiburg nicht mehr direkt zugänglich ist, seit sie — schon früher nur in Teilen ausgestellt — aus Platzmangel und wegen der Notwendigkeit, die Präsentationsform an den heutigen musealen Standard anzupassen, vorläufig ins Magazin verlagert worden ist. Wenn Ausstellung und Katalog dazu veranlassen könnten, diese Sammlung wieder in die Öffentlichkeit zurückzuholen und mit didaktischer Aufbereitung dem Museumsbesucher zu erschließen, so wäre dies ein noch erfreulicherer Effekt des Hinterglasmalprojektes.

Hinterglasmalerei und Hausfrömmigkeit

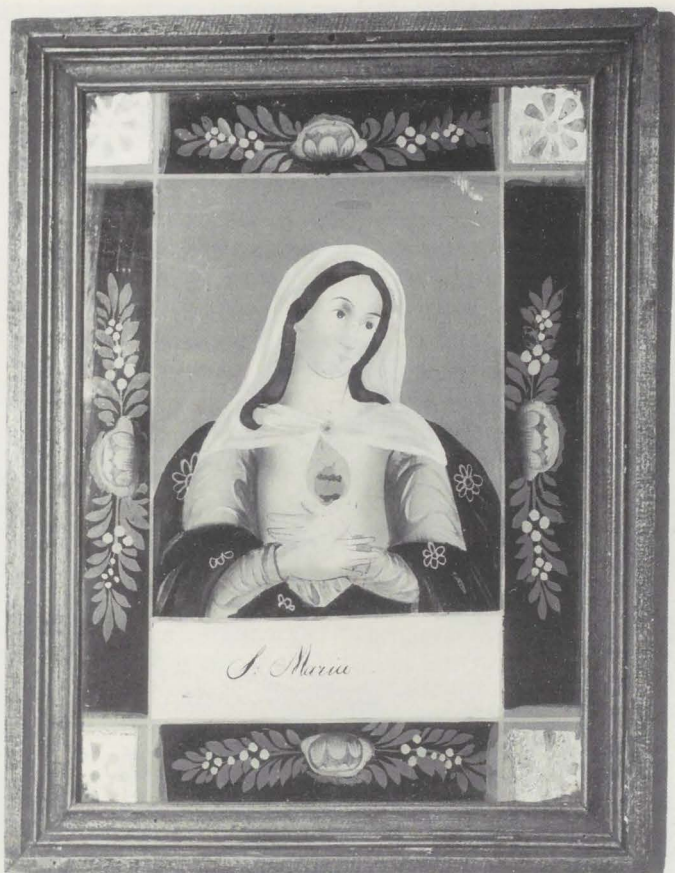
Die Hinterglasmalerei kam im 18. Jahrhundert im süddeutsch-katholischen Bereich — und so auch im Schwarzwald — als Hausgewerbe auf, das von der barocken Belebung der Volksfrömmigkeit profitierte. Darauf weist die Ausstellung mit der Abteilung „Eine neue Hausfrömmigkeit“ hin, in der herausgestellt ist, daß der Wunsch breiter Bevölkerungskreise, die häusliche Umgebung mit Andachtsbildern auszustatten, eine entscheidende Vorbedingung für den Erfolg des Glasmalgewerbes war. In älterer Zeit hatten Heiligenbilder fast nur in der Kirche betrachtet und verehrt werden können. Außer zum Gottesdienst versammelte man sich auch zum Gebet hauptsächlich in Sakralräumen. Im 18. Jahrhundert wurde jedoch zusätzlich die Hausandacht populär, verbunden mit der Übernahme religiöser Bildwerke in die eigene Wohnung. Entsprechend wurde in den Stuben der „Herrgottswinkel“ ausgestattet. Hatte hier wohl schon im 17. Jahrhundert ein Kruzifix gehangen, so wurde es üblich, dieses Kreuz paarweise mit Heiligenbildern einzurahmen, für die man bevorzugt zu den Namenspatronen der Hauseltern griff. Aber oft zogen sich die Hinterglasmalbilder mit religiösen Darstellungen auch noch über die Fenster hin und werteten

den „Herrgottswinkel“ zu einem Element von starker, ja raumbestimmender Ausstrahlung auf. Man ist dabei offenbar dem Vorbild von Kirchen und Kapellen gefolgt, aus denen etwa auch der an der Tür aufgehängte Weihwasserkessel übernommen wurde: in eine Stube, die bisher Wohn- und Arbeitsraum gewesen war, aber jetzt zugleich als „Kultraum“ fungierte. Letzteres drückte sich in abendlichen Hausandachten (Rosenkranzgebet) aus. Auch wurde zum Ersatz des Gottesdienstbesuches bei schlechter Witterung gebetet und aus dem Evangelienbuch vorgelesen. In besonderen Notlagen versammelte sich die Hausgemeinschaft im „Herrgottswinkel“, um die Abwehr von Gewittern, Seuchen und Krankheiten zu erleben. Und regelmäßig umrahmte das Tischgebet die Mahlzeiten.

Die katholische Kirche und die Obrigkeit förderten diese Entwicklung, gaben dazu Anregungen und schrieben z. B. den Besitz von Rosenkränzen für das Hausgebet per Dekret vor. Nach den Unsicherheiten der Glaubensspaltung war es erwünscht, daß die Religion auch im Alltag praktiziert wurde, weil die Gläubigen so noch fester in die kirchliche Glaubensgemeinschaft eingebunden wurden. Die Volkskunde spricht in diesem Zusammenhang von einer „Verkirchlichung des Alltagslebens“ aus dem Geist der Gegenreformation heraus: von einer Bewegung, in die sich die Verbreitung der Hinterglasmalbilder einfügte, und von einem die Volkskultur prägenden Prozeß, der mit der geschilderten Ausgestaltung der Stube und frommen Brauchformen noch bis ins 20. Jahrhundert nachwirkte.

Anfänge und Ausweitung des Malgewerbes

Zur Attraktivität der Hinterglasmalbilder kam hinzu, daß sie — buntfarbig leuchtend — in die dunklen Bauern- und schmucklosen Kleinbürgerstuben das Element der Farbe hineinbrachten und als präziöse Neuheit breite Bevölkerungsschichten an der im 18. Jahrhundert modischen Begeisterung für



Herz-Mariä-Bildnis. Hinterglasbild (31 × 23 cm) von Benedikt Winterbalder um 1850 (Heimatmuseum Löffingen).

Foto: P. Honeck

Glas teilhaben ließen. Die schon im Mittelalter nachweisbare Glasmalkunst war im 17. und 18. Jahrhundert zunächst in städtischen Zentren des Kunsthandwerks gepflegt worden, vor allem in Augsburg und für das wohlhabende Bürgertum. Von dort griff sie ab Mitte des 18. Jahrhunderts auf ländliche Malzentren in Bayern und Österreich aus, auch auf solche Böhmen und Schlesien, wo die Existenz von Glashütten die sogenannte „hüttengewerbliche Glasmalproduktion“ begünstigte. Bei Vereinfachung und Rationalisierung der Maltechnik kam es zu einer Massenproduktion von Hinterglasbildern und zu

einem Massenabsatz, der durch wandernde Bilderhändler weiträumig gewährleistet wurde.

Wie die Hinterglasmalerei in den Schwarzwald kam, ist mit letzter Sicherheit nicht mehr aufzuklären. Man hat für das Aufkommen der Schwarzwälder Produktion an Einflüsse des Klosters St. Blasien gedacht, in dem der Überlieferung zufolge durch Benediktinermönche die ersten Bilder auf Glas gemalt worden sind: qualitätvolle Stücke, die — soweit erhalten — geschickte Hände in der Tradition des Augsburger Kunsthandwerks verraten. Ein erster volkstümlicher Maler



Allegorisches Damenbildnis („The Beauty of North Carolina“). Hinterglasbild von Benedikt Winterhalder um 1850/60, gemalt für den Export nach Amerika (Augustinermuseum Freiburg).

Foto: Augustinermuseum

muß nach 1750 im Raum von St. Märgen tätig gewesen sein. Zwischen 1758 und 1770 schuf er in einheitlichem Stil eine Gruppe von gläsernen Votivtafeln, die die ältesten datierten Zeugnisse „vom Wald“ darstellen. Der Übergang zur Massenproduktion folgte ab etwa 1770, und hierzu wird geltend gemacht, daß die Schwarzwälder Glaserzeugung, das Bemalen von Glasgefäßen und die Uhrenschildmalerei zusammengewirkt haben könnten, um das Hinterglasbild als Exportartikel hervorzubringen: als eigene Schwarzwälder Erfindung. Noch plausibler will es freilich scheinen, daß Schwarzwälder Uhren- und Glasträger von ihren Handelsreisen bayerische Hinterglasbilder mitbrachten, um sie zuhause nachmalen zu lassen und einen zusätzlichen Handelsartikel zu gewinnen. Das volkstümliche Wandbild auf Glas wäre demnach nicht in Parallelität zu anderen Malzentren ein weiteres Mal „erfunden“, sondern als Artikel, der bereits marktgängig war, aufgegriffen und nachgeschaffen worden. Für diese Auffassung spricht die Priorität der bayerisch-böhmischen Hinterglasmalerei und die Tatsache, daß die frühe Bilderware aus dem Schwarzwald den Motiven und der Bildgestaltung nach sehr eng mit bayerischen Erzeugnisse verwandt ist. So bedarf es der Beachtung besonderer Feinheiten, um etwa Bilder mit hellgrundigen Rundkartuschen und Blumenzier von Hinterglasbildern aus Oberammergau unterscheiden zu können. Oft ist die Unterscheidung nur dadurch möglich, daß im Schwarzwald sorgfältiger gemalt, für die Beschriftung feinere Schriftzüge verwendet und den Heiligen die typischen „Schwarzwälder Kirschaugen“ aufgemalt wurden. Ein sprechender Beleg ist außerdem, daß solche Bilder auch noch als Schwarzwälder Produkte von ihren Herstellern und Abnehmern als „Ammergauer Täfele“ bezeichnet wurden. Ökonomisch und sozialgeschichtlich ist das Aufkommen der Bilderproduktion im Schwarzwald mit der Tatsache zu erklären, daß es hier eine wachsende neben- und unter-

bäuerliche Bevölkerung gab, die auf gewerbliche Initiativen und die Erzeugung von Handelswaren dringend angewiesen war. Die Glasbläserei und Glasveredelung sowie die Uhrmacherei hatten sich schon früher als Ergänzungen zur Land- und Forstwirtschaft entwickelt und bedeutenden Rang erreicht. Und davon vermochte dann wiederum die Hinterglasmalerei zu profitieren. Die Glashütten boten ihr — wenigstens anfangs — das nötige Flachglas für die Bilderherstellung an. Für den Absatz der Bilderware sorgte das perfekt organisierte Handelssystem, das die in Handelskompanien vereinigten Glas- und Uhrenträger geschaffen hatten. Und zum Bemalen der Glastäfelchen konnte an den Fertigkeiten angeknüpft werden, über die die Uhrenschild- und sonstigen Glasmaler verfügten. Besonders die Uhrenschildmaler sind es offenbar gewesen, die zum Bildermalen übergingen oder zeitlebens Schild- und Glasmaler im Doppelberuf blieben. Sie versuchten sich dabei auch an glasgemalten Uhrenschilden, die sich jedoch nicht bewährten und die haltbareren Holzschilde nicht verdrängen konnten.

Als Glasmalorte sind u. a. Todtmoos, Bernau, Neukirch, Linach, Urach, Breitnau, Neustadt und Löffingen nachgewiesen. Zum Hauptmalort wurde jedoch Röttenbach bei Neustadt. Hier ließ sich um 1785 der Glasträger Lorenz Winterhalder (geb. 1747 in Rudenberg) nieder und richtete eine Malwerkstatt ein, in der die Hinterglasmalerei dann drei Familiengenerationen lang blühte und ihren Besitzern, zusätzlichen Hilfskräften und Wanderhändlern Arbeit und Brot gab. Als armes und volkreiches Dorf war Röttenbach zu seiner Existenzsicherung ganz besonders vom Hausgewerbe und vom Handel abhängig. Deutlich belegt dies ein amtlicher Fragebogen, mit dem 1844 — als Röttenbach 623 Einwohner zählte — die Lage des Ortes erkundet wurde (Gemeindearchiv Röttenbach, Akten XV, Fasz. 889). In Beantwortung der Frage, „welche Professionen im Orte betrie-



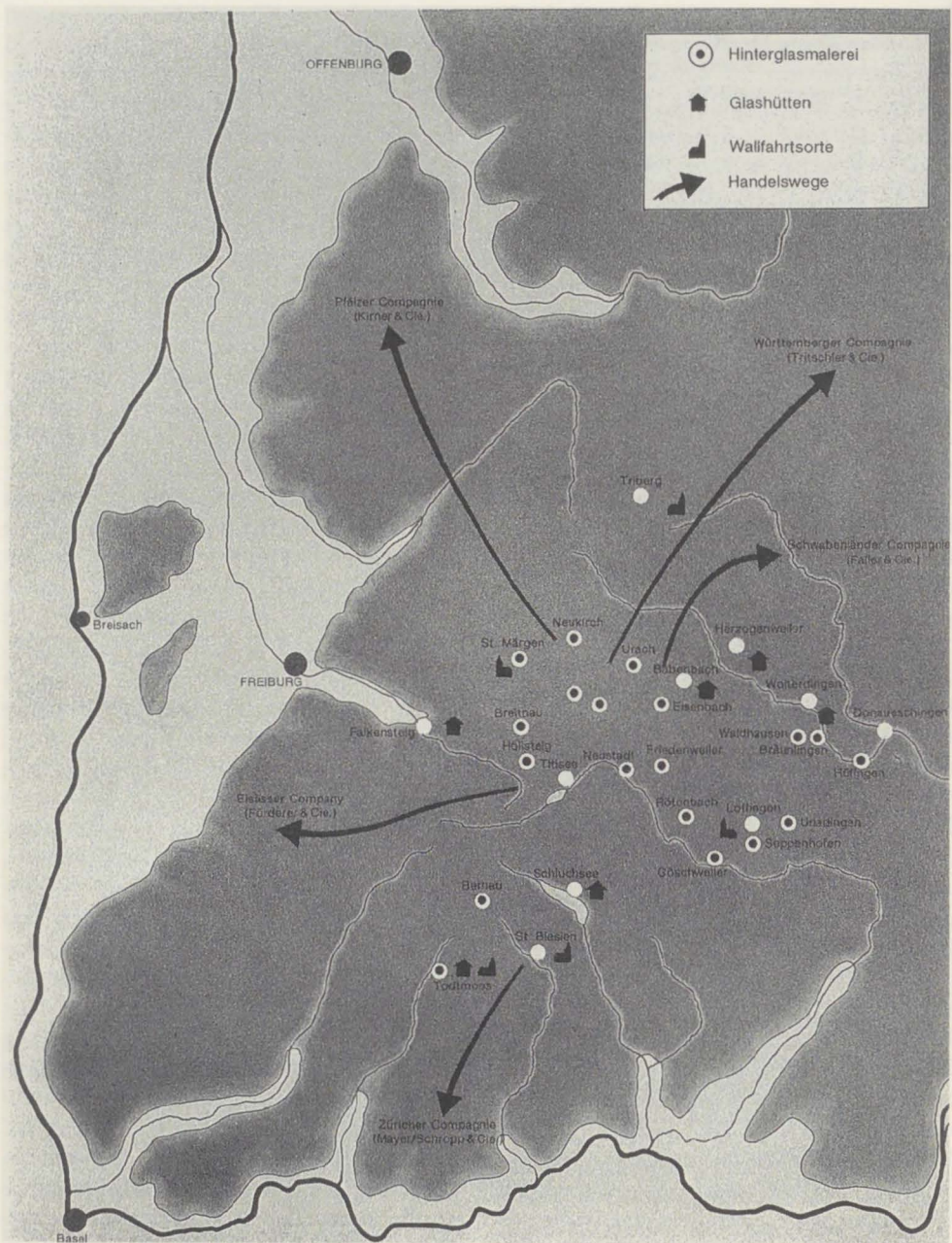
Großherzogin Louise von Baden. Hinterglasbild (43 × 33,2 cm) von Bendikt Winterhalder um 1856 (Franziskanermuseum Villingen).

Foto: Augustinermuseum

ben werden“, wurden damals neben 20 zunftgebundenen Dorfhandwerkern 15 Holzuhrnmacher mit 20 Gehilfen, 9 Uhrenschildmaler mit 6 Gehilfen, 2 Uhrenschilddreher, 2 Bildhauer, 1 Geigenmacher, 1 Tabaksdosenmacher und die Winterhaldersche Malwerkstatt („1 Glasmaler mit 2 Gehilfen“) statistisch erfaßt. Außerdem wurden 60 wandernde Uhrenhändler, die bis nach England, Amerika und Rußland unterwegs waren, aktenkundig. Von überragender Bedeutung waren demnach die Uhrmacherei und der Uhrenhandel. Aber indem in diesem Bereich starker Konkurrenzdruck herrschte, waren auch die anderen Hausgewerbe nicht bedeutungslos und die Hinterglasmalerei — rund hundert Jahre lang gepflegt — ein stabiler Faktor für das Wirtschaftsleben des Dorfes. Benedikt Winterhalder (1813—1890), der in dritter Generation die Winterhaldersche Malwerkstatt führte, war so angesehen, daß er 1842 zum Bürgermeister der Gemeinde gewählt wurde und dies bis zu seinem Tode blieb. Von ihm stammt auch die Fragebogenbearbeitung von 1844, in der er — nicht ohne Stolz auf die gewerbliche Tüchtigkeit seines Ortes — festhielt, daß Röttenbach kaum von der Auswanderungsproblematik jener Zeit betroffen war. Auf eine entsprechende Frage antwortete er: „Auswanderungen kennt man hier in den letzten Jahren gar keine, selbst jene in andere Gemeinden, welche bei Verehelichungen vorkommen, sind selten“.

Da der Markt für Hinterglasbilder östlich des Schwarzwaldes von den bayerischen Bildhändlern beherrscht wurde, ging der Vertrieb der Bilder „vom Wald“ hauptsächlich in Richtung Süden, Westen und Norden: in die Schweiz, ins Elsaß, ins mittel- und nordbadische Gebiet sowie auch nach Innerfrankreich und bis nach Luxemburg und Belgien hinauf. Um die an der französischen Grenze zu zahlenden Importzölle zu umgehen, verlegte der Röttenbacher Glasmaler Sebastian Winterhalder (1781—1826), ein Sohn des Werkstatt-

gründers Lorenz Winterhalder, 1823 seinen Sitz nach Colmar. Doch kehrte nach seinem baldigen Tod die Witwe mit ihren Kindern nach Röttenbach zurück und begründete hier die Winterhaldersche Werkstatt erneut (während sich im Elsaß durch dort angeregte Maler ein Seitenzweig zur Schwarzwälder Hinterglasmalerei fortentwickelte). Der schon genannte Benedikt Winterhalter wuchs als Sohn des Sebastian ins familiäre Gewerbe hinein. 1841 erwarb er in Röttenbach das Bürgerrecht und verheiratete sich. Es zeichneten ihn eine besondere malerische Begabung wie auch Geschäftstüchtigkeit aus. Mittels dieser Talente unternahm er den Versuch, auch Käuferschichten zu gewinnen, die bisher der naiv-frommen Glasmalproduktion ferngestanden hatten. Hilfskräfte ließ er wie bisher flächig-buntfarbige Heiligenbilder malen: nach den Glastafeln unterlegten Umrißzeichnungen („Rissen“) im Schnellverfahren und daher billig in den Verkauf zu bringen. Er selber aber ging zum Malen von besseren Einzelstücken über, die in gedämpften Farben plastisch ausgearbeitet waren, Einflüsse des nazarenischen Malstils seiner Zeit aufwiesen, die Thematik ins Profane erweiterten und so jeweils auch einem Publikum mit höheren Kunstanprüchen gefallen konnten. Als „Gemälde auf Glas“ präsentierte Winterhalder solche Bilder auf Ausstellungen (so 1858 bei der „Industrie-Ausstellung des badischen Schwarzwaldes“ in Villingen) und lieferte sie auf Bestellung nach. Die für seine Gesamtproduktion nötigen Glastafeln bezog er nicht mehr aus den Schwarzwälder Glashütten, nachdem deren Erzeugung von Flachglas — und überhaupt die Glasproduktion — zurückgegangen war: wegen des enormen Holzverbrauches, den andere Industriezweige (so die Eisenverhüttung) sowie die Holzverflöschung der Glasmalerei streitig machten. Ersatz kam aus dem Bayerischen Wald. Hier hatte eine der Schwarzwälder Handelsgesellschaften — die Württembergische Kompanie — 1839 die Glashütte zu Lambach erworben



Karte zur Verbreitung der Hinterglasmalerei

und ihren Gesellschafter Ferdinand Winterhalder 1849 als Direktor eingesetzt. Dieser war ein Bruder des Benedikt Winterhalder und setzte an diesen die Lieferung von Tafelglas fort, die bereits 1846 durch ein Vertragsdokument bezeugt ist.

Unterstützung durch zwei weitere Brüder — Konrad und Joseph Winterhalder — fand Benedikt sogar in Amerika. Nach 1848 waren die Genannten nach Übersee ausgewandert und hatten sich in Athens/Georgia niedergelassen. Hier ließen sie sich — so wird berichtet — kistenweise Hinterglasmalereien nachkommen, um sie an amerikanische Abnehmer zu verkaufen, vor allem wohl an ausgewanderte Deutsche. Aus deren Besitz später in amerikanischen Sammlungen gelangt, galten diese Hinterglasmalereien lange in den USA als Erzeugnisse pennsylvaniendeutscher Volkskunst. Doch besteht für Kenner der Schwarzwälder Produktion an ihrer Röttenbacher Herkunft kein Zweifel, finden sich doch fast identische Stücke beiderseits des Atlantiks. Und haben sich doch im Freiburger Augustinermuseum usw. Bilder erhalten, die durch ihre englische Beschriftungen und auf Amerika bezogenen Motive erkennbar machen, daß sie speziell für den Export nach Übersee gemalt worden sind. Es handelt sich dabei um allegorische Frauenbildnisse wie „The Beauty of North Carolina“ oder „The Beauty of the West“ sowie um Porträts George Washingtons, des im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg hervorgetretenen Marquis de Lafayette, des Politikers Henry Clay und des Präsidenten James Knox Polk.

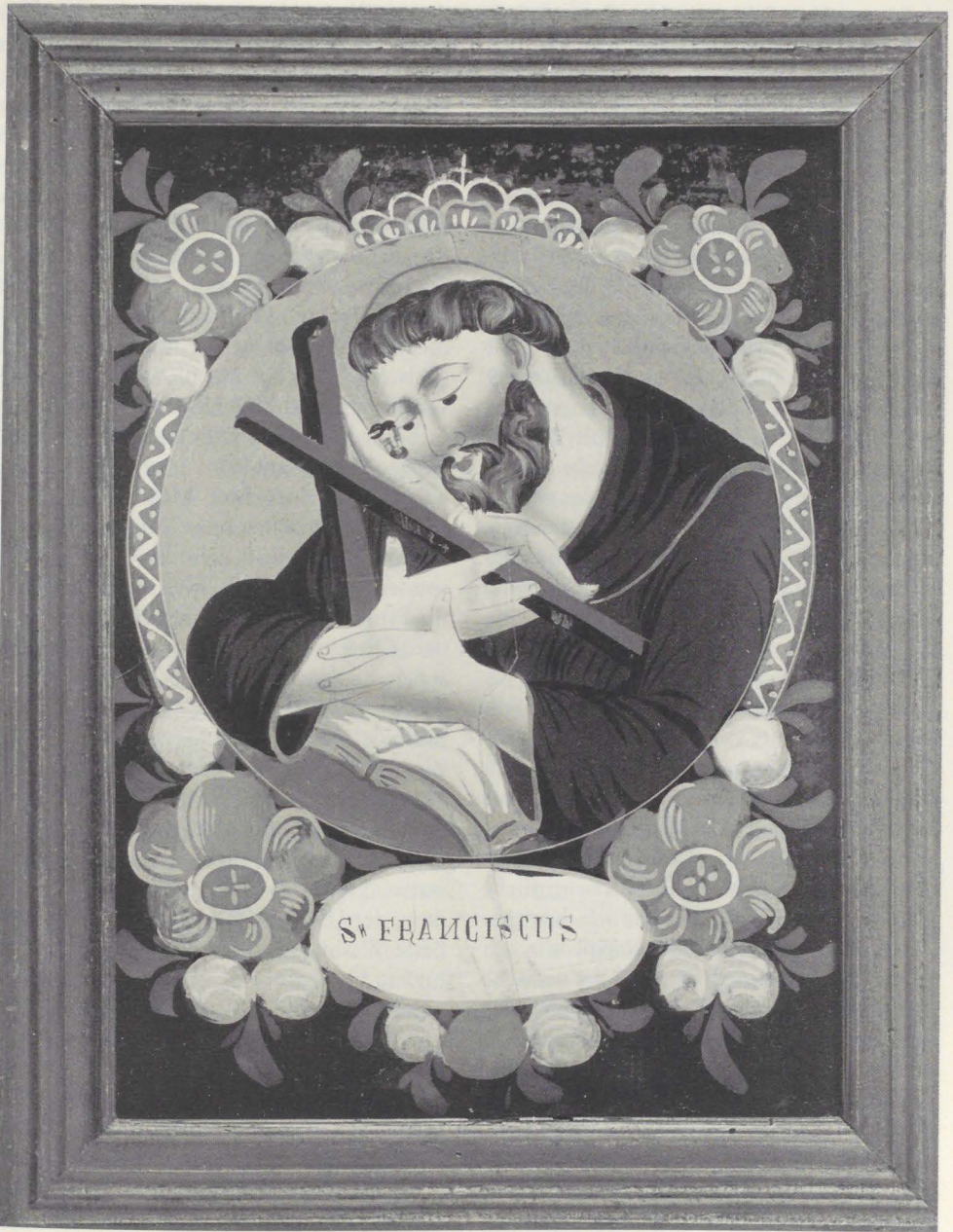
Heilige, Herrscher und Helden

Nahezu drei Viertel des heutigen Bestandes an Schwarzwälder Hinterglasmalereien zeigen christliche Motive: Jesus und Maria, Szenen aus der Passionsgeschichte, die Dreifaltigkeit und die hl. Familie sowie vor allem Heilige. Analysiert man diesen Motivbestand, so erweist er sich als ein Spiegel barocker Volks-

frömmigkeit bzw. als ein Abbild gegenreformatorischer Volkskatechese, die — von der Kirche im allgemeinen und von geistlichen Orden im besonderen getragen — die Verbreitung spezifischer Andachtsmotive gefördert hat. War von kirchlicher Seite im 17. und 18. Jahrhundert besonders die Passionsthematik herausgestellt worden, so setzte sich dies im Hinterglasbild fort, indem Christus bevorzugt als geschundener Ecce-Homo, auch als Kreuzträger gemalt, Maria — mit weitem Abstand vor sonstigen Darstellungen — als Mater dolorosa wiedergegeben wurde. Beliebt waren daneben Herz-Jesu- und Herz-Mariä-Bildnisse. Sie verdankten sich einer Kultströmung, die im 17. Jahrhundert von Frankreich ausgegangen war, ausgelöst durch eine Erscheinung Jesu mit dem Liebesherzen auf der Brust. Unter den vielfältigen, rund 50 verschiedene Heilige umfassenden Heiligenbildern ragten die Darstellungen von Märtyrern und leidenden Büßern hervor. Eine in drückenden Lebensverhältnissen befangene Bevölkerung fand in diesen Bildern Trost und Hoffnung, und mit der Andacht vor den Abbildern von Heiligen, denen bestimmte Patronate zugeschrieben wurden, verband sich der Glaube, deren Hilfe in entsprechenden Nöten des Alltags erlangen zu können. Dafür sind die Bildnisse der hl. Agatha ein Beispiel, die im Schwarzwald weit verbreitet waren, weil die Heilige hier als Schutzpatronin gegen Feuersgefahr verehrt wurde. Als barocke „Modeheilige“ mit noch junger Kulttradition begegnen in der Schwarzwälder Hinterglasmalerei u. a. die Jesuitenheiligen St. Ignatius von Loyola, St. Franziskus Xaverius und St. Aloisius von Gonzaga sowie der (jesuitisch geförderte) St. Johannes Nepomuk. Bemerkenswerterweise erhielt sich das gegenreformatorische Bildrepertoire auch noch im 19. Jahrhundert: ein Zeugnis dafür, daß die Volksfrömmigkeit von den Reformbestrebungen der Aufklärung nicht umgeprägt zu werden vermochte und die Landbevölkerung nach wie vor die gleichen Bilder



St. Antonius von Padua und St. Franziskus von Assisi. Als Bilderpaar geschaffene Hinterglasmalereien (je 30,2 × 23,5 cm) aus der Rötzbacher Werkstatt Winterhalder um 1820 (Augustinermuseum Freiburg).



St. Franziskus, Beschreibung siehe nebenstehend!

Foto: Augustinermuseum

verlangte. Eine Schwarzwälder Besonderheit war es jedoch, daß die Hinterglasmalerei auch zu weltlichen Darstellungen übergang: schon ab 1800 und vor Benedikt Winterhalders Pfllege profaner Motive. So wurden naiv gemalte Damenbildnisse angeboten, als Allegorien der vier Jahreszeiten oder als Typisierungen der Schönheit fremder Landesbewohnerinnen (Italienerin, Spanierin usw.). Und es wurden die Porträts zeitgenössischer Persönlichkeiten gemalt: Herrscherbildnisse und Darstellungen sonstiger Berühmtheiten. Wie für die religiösen Bilder zogen die Glasmaler hierzu gedruckte Vorlagen (Lithographien und Kupferstiche) heran. Und mit Bildern, die diese Vorlagen durch die Farbe ausstachen, lieferten sie Wandschmuck, der sich im Bauern- und Bürgerhaus die Stubenwände eroberte, neuen und nicht mehr allein religiös bestimmten Bedürfnissen nach Bildbesitz gemäß.

Der Begriff „Wandschmuck“ erfaßt die Bedeutung der Profanbilder dabei nur zum Teil. Denn die Porträts verdankten ihre Popularität wohl mehr der Tatsache, daß mit ihnen Gesinnung demonstriert werden konnte: Loyalität gegenüber der Obrigkeit, andererseits Opposition gegen überlebte Herrschaftsformen und Sympathie für fortschrittliche politische Ideen. In geschichtlich bewegter Zeit, zu der als Stichwort die Napoleonischen Kriege, die Revolution 1848/49, der badische Kirchenkampf usw. zu nennen sind, erwachte in breiten Bevölkerungsschichten politisches Bewußtsein. Und indem die Schwarzwälder Bilderproduktion auch hierauf reagierte, überlieferte sie Zeugnisse dieser Entwicklung: „Bekennnisbilder“ der politisch mündig werdenden Untertanen, aus denen — wie für die Freiburger Ausstellung geschehen — dessen Werthaltungen und Ideale zu entschlüsseln sind.

So belegt ein Reiterbildnis Napoleons I. die anfänglich auch auf deutscher Seite vorhandene Sympathie für den französischen Kaiser,

der als Vermittler der Ideen der Französischen Revolution begrüßt und als Politiker erlebt wurde, der mit der deutschen Kleinstaaterei, mit Zollschränken, Beamtenwillkür usw. aufräumte. Doch blieb jenes Bildnis ein singuläres, was als Zeugnis dafür genommen werden darf, daß sich das positive Napoleon-Bild wandelte und in dem Korsen schließlich der machthungrige Unterdrücker und Feind erwachenden nationalen Selbstbewußtseins gesehen wurde. Erstaunlich öfter, d. h. in mehreren Varianten, ist hingegen der politisch eher farblose Napoleon II. — König von Rom und ab 1818 Herzog von Reichstadt in Böhmen — dargestellt worden. Er war der einzige Sohn Napoleons I. und der österreichischen Kaisertochter Marie Louise, und vermutlich sprachen seine Porträts nicht nur als Idealbilder eines schönen Jünglings an, sondern auch deshalb, weil sie in Südbaden die Erinnerung an die Zugehörigkeit zu (Vorder-)Österreich festhielten und gewisse nostalgische Sehnsüchte nach der „guten alten Zeit“ befriedigten.

Für zukunftsgerichtete Ideale standen hingegen die Porträts des ersten amerikanischen Präsidenten George Washington, die nicht nur für den Export geschaffen wurden, sondern nachweislich auch in Baden verbreitet waren. Durch die Ereignisse um die Gründung der USA zu Weltruhm gelangt, verkörperte Washington — über seine Lebenszeit hinaus — die demokratisch-republikanischen Freiheitsideale des 19. Jahrhunderts, und seine Porträts sind als entsprechende Identifikations- und Bekenntnisbilder zu werten. Ähnliches gilt für die Bildnisse, die von Lafayette und dem polnischen General J. A. Poniatowski gemalt wurden: letzterer zu napoleonischer Zeit ein Kämpfer gegen den russischen Imperialismus und eine Heldenfigur, an der sich noch in den 1830er Jahren die (demokratisch inspirierte) Polenbegeisterung in Deutschland festmachte. Als deutscher Freiheitskämpfer und Volksheld begegnet in diesem Bildrepertoire Andreas Hofer, der An-

fürher der Volkserhebung 1809 in Tirol. In dem der Tiroler Aufstand eine breit vom Volk getragene Widerstandsbewegung war, zeigte er über Tirol hinaus den Volksmassen die Möglichkeit auf, als handelndes Subjekt in die Geschichte eintreten zu können. Und indem Hofer — ein einfacher Volksmann — diesen Aufstand verkörperte, manifestierten sich in seiner Verehrung die Besinnung auf die Kräfte der Demokratie, verbunden mit nationalem Selbstbewußtsein.

Für die antinapoleonische Wende in Deutschland dürfen im übrigen die Porträts verschiedener Generäle der Befreiungskriege in Anspruch genommen werden. Doch boten die Schwarzwälder Hinterglasmaler auch Bildnisse von Repräsentanten der politischen Reaktion der Folgezeit an: so von dem russischen Zar Nikolaus I., der seit 1825 regierte und als konservativster Vertreter einer europäischen Großmacht hervortrat, sowie von dessen Feldmarschall Iwan Paskewitsch, der 1831 die russische Armee befehligte und den damaligen Aufstand in Polen niederschlug. Hier ergibt sich der Eindruck, daß auch Bilder auf den Markt gebracht wurden, die nicht mehr sein sollten als Illustrationen zur Zeitgeschichte und die — zu allgemeiner Betrachtung gerne in Wirtsstuben aufgehängt — ein allgemeines Interesse an politischen Zeitgrößen befriedigten. Als bedeutungsvoller sind hingegen die Porträts der einheimischen Landesherrn einzuschätzen. Mit Porträts des Großherzogs Leopold von Baden und des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg traten sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch relativ selten auf. Überraschend häufig und weit verbreitet waren hingegen seit Jahrhundertmitte Hinterglasbilder Großherzogs Friedrich I. von Baden und seiner Ehefrau Louise. Vor allem Benedikt Winterhalder hat sie immer wieder gemalt und sich dabei zwischen dem Regierungsantritt Friedrichs I. 1856 und dem Ende seiner Malzeit um 1880 sogar dreimal dem Lebensalter des großherzoglichen Paares an-

gepaßt. Ähnliche Stücke lieferte er von König Carl I. von Württemberg und seiner Gattin Olga. Zu vermuten ist, daß diese Herrscherbildnisse dem Bedürfnis bürgerlicher Kreise entgegenkamen, nach der fehlgeschlagenen Revolution von 1848/49 die Treue zu den angestammten Herrscherhäusern zu bekunden. Und dies ist „von oben“ noch gefördert worden, wird doch berichtet, Benedikt Winterhalder habe vom Karlsruher Hof den Auftrag erhalten, Porträts des großherzoglichen Paares in größerer Stückzahl zu malen: zur Zuteilung an die badischen Amtsstuben und zur Sympathiewerbung für das Haus Baden nach der Revolution. Doch auch neue „Oppositionsbilder“ blieben nicht aus. Aus geschäftlichen Rücksichten nicht einseitig festgelegt, bot Benedikt Winterhalder zugleich Porträts des Freiburger Erzbischofs Hermann von Vicari sowie des Papstes Pius IX. an: für Katholiken, die im badischen Kirchenkampf 1853/54 bzw. im reichsweiten Kulturkampf der 1870er Jahre gegen die Regierung standen und sich um jene Kirchenführer formierten. Das Ende der Hinterglasmalerei kam mit den Fortschritten der druckgraphischen Bildproduktion. Hatte das Druckgewerbe bis Mitte des 19. Jahrhunderts nur mittels umständlicher Verfahren Buntdrucke liefern können, so änderte sich dies mit der 1852 erfundenen lithographischen Schnellpresse, die den Paralleldruck verschiedener Farben erlaubte, und ab ca. 1870 durch Verfahren, mit denen die an Ölgemälde erinnernden Chromolithographien („Öldrucke“) hergestellt wurden. In der Zeitschrift „Kunstchronik“ hieß es 1877: „Die Öldruckbilder stellen sich bei großen Auflagen billig, daß sie allmählich die früher üblichen Zierbilder ganz verdrängen. Sie sind berufen, die Kunst auch in die niedrigste Hütte zu tragen und füllen damit eine Lücke in unserem Culturleben aus“. Für die einstigen Abnehmer von Hinterglasbildern war sowohl die Preiswertigkeit der Öldrucke wie die Tatsache entscheidend, daß sie — so die „Kunstchronik“ — „viel

reicher aussahen“ als alle früheren Bilderzeugnisse. So ging man für die Gestaltung des „Herrgottswinkels“ wie sonst für die Stubendekoration rasch zum Angebot der modernen

großen Bilderfabriken über. Und die volkstümliche Malerei auf Glas erstarb um 1870/80 im Schwarzwald wie in den anderen Landschaften, in denen sie geblüht hatte.

Schwarzwälder Hinterglasmalerei



Rombach-Verlag Freiburg

Karlsruher Frauen — eine Ausstellung und ein Buch zur Geschichte der Stadt

Susanne Asche, Karlsruhe

Karlsruher Frauen — so lautet der Titel einer stadtgeschichtlichen Ausstellung im Prinz-Max-Palais, die seit 7. November und bis Ende Februar 1993 zu sehen ist. Was verbirgt sich hinter dieser Bezeichnung — eine Galerie von Porträts bekannter weiblicher Persönlichkeiten der Stadtgeschichte, oder werden Themen präsentiert wie „Frauen und Arbeit“ oder „Frauen und Bildung“? Mitnichten — der Anspruch ist sehr viel weiter gesteckt. Gezeigt wird nämlich die Karlsruher Historie von ihren Anfängen im Jahr 1715 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges mit Blick auf die Frauen und aus der Sicht der Karlsruherinnen.

Der Gang durch die Ausstellung ist ein Spaziergang durch die Stadtgeschichte. Dabei ergeben sich viele bisher vergessene Aspekte der Stadtentwicklung, neue Blickweisen eröffnen sich und manche bisher als gesichert geltende historische Erkenntnis muß nochmals überdacht werden.

So werden schon die Anfänge der Stadt aus ungewohnter Sicht präsentiert. Hier geht es nicht um den Stadtgründer Karl Wilhelm oder um die Bewohner seines Schlosses, sondern um die Menschen, die in „Klein-Karlsruhe“ lebten, also um die damaligen Unterschichten. Wir befinden uns — wie es im Leittext heißt — „vor den Toren der Stadt“, dort, wo die zu finden waren, die im Schatten des Schlosses und im Schatten der herkömmlichen Geschichtsschreibung standen. Zwar stellten die Unterschichten in der traditionellen Gesellschaft den größten Anteil der Bevölkerung, doch fanden sie nur selten Eingang in die Schriften der Historiker. Auch die Karlsruher Stadtgeschichtsschreiber wandten

sich ihnen nur zögernd zu, fast nie wurde ihre Bedeutung für die Stadtentwicklung untersucht.

Die Ausstellung der Geschichte der Frauen beginnt mit diesem Kapitel und betont dabei gleichzeitig ihren Anspruch: Hier wird die Vergangenheit derjenigen gezeigt, die meist ausgeschlossen waren aus den Zentren der Macht und die nicht zuletzt daher von der Geschichtsschreibung vergessen wurden. Das Neue dieser Thematik kommt auch in der Ausstellungstechnik selbst zum Ausdruck. Die Ausstellungsmachergruppe Gabriele Karus, Gilles Piot, Birgit Schweizer und Dominique Stermer wählten das Prinzip der Assemblage. Das ist eine aus der bildenden Kunst übernommene Form, die als eine Art dreidimensionaler Collage von historischen Bildern, Texten und Objekten die jeweilige Epoche oder auch Thematik veranschaulicht. Dabei ergibt sich häufig aus der Zusammenstellung der Zeugnisse der Vergangenheit die Aussage. Die Ausstellung umfaßt 20 Assemblagen, von denen hier einige vorgestellt werden sollen.

Im Hintergrund der ersten Assemblage, die das Leben der Unterschichtfrauen des 18. Jahrhunderts zeigt, findet man das Karlsruher Richtschwert als Zeichen der obrigkeitlichen Bedrohung, der diese Menschen ausgesetzt waren. Daran gebunden ist die Geschichte der Kindsmörderin Catharina Würbs, die 1772 auf dem Gelände des heutigen Gutenbergplatzes hingerichtet wurde.

Um die zweite Assemblage zu erreichen, betritt man einen neuen Raum, begibt sich hinter die Tore in das Zentrum Karlsruhes, um auch hier auf nur wenig Vertrautes zu



Maria Katharina de Lafontaine

Catharina Lafontaine
geb. Maria Katharina Schumacher

geboren am 11. Mai 1784 als Tochter des hochbetagten Schmiedemeisters der Leinwand- und Leinwandweberei in der Zähringerstraße in Karlsruhe, verheiratet mit dem 1789 in Karlsruhe geborenen, aber 1792 nach Wien emigrierten Johann Baptist de la Fontaine, einem in der Folgezeit in der Stadt Karlsruhe lebenden, aber in Wien verstorbenen Künstler. Sie war die Tochter des Schmiedemeisters und Schmiedemeisterlehrlings Johann Baptist de la Fontaine, der in der Folgezeit in der Stadt Karlsruhe lebte, aber in Wien verstarb. Sie war die Tochter des Schmiedemeisters und Schmiedemeisterlehrlings Johann Baptist de la Fontaine, der in der Folgezeit in der Stadt Karlsruhe lebte, aber in Wien verstarb.

Das Porträt der Maria Katharina de Lafontaine

stoßen. Thema ist die Frauenarbeit im 18. Jahrhundert, die neben dem bis heute weiblichen Beruf der Hebamme vor allem fast alle Handwerksberufe umfaßte und die wie kaum ein anderes Gebiet deutlich werden läßt, wie fern uns diese Frauen heute sind. Ihre Arbeit war selbstverständlicher und notwendiger Beitrag zum Familieneinkommen. Das Porträt der Maria Katharina de Lafontaine, die eine Schankwirtschaft betrieb, um das mangelnde Einkommen ihres Ehemannes auszugleichen, zeigt dann auch ein selbstbewußt aus dem Bilderrahmen blickendes Gesicht mit hoherhobenem Kinn und stolzem Augenaufschlag.

Ganz anders dagegen die Frauen des Karlsruher Bürgertums der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in den Assemblagen vier und fünf gezeigt werden. Es hat sich eine neue Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern durchgesetzt, zumindest für die neue, das Stadtgeschehen nun prägende Schicht des Beamtenbürgertums. Der bürgerliche Beamte

und der Vertreter des Bildungsbürgertums verdiente alleine das Familieneinkommen, seine Frau war nun lediglich noch „Hüterin des Herdes und der Kinder“. Ein neues Weiblichkeitsbild hatte sich herauskristallisiert, das durch Tugend und Sittsamkeit geprägt war und das es mit sich brachte, daß Frauen aus dem politischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Leben ausgeschlossen wurden. Das in Assemblage 5 gezeigte Porträt Elise Hoffmanns, bescheiden die Hände ineinanderlegend, nicht aus dem Bild blickend, sondern schüchtern im Profil gezeigt, kann als typischer Ausdruck des neuen Weiblichkeitsbildes entziffert werden.

Für viele Frauen wurde dieser Lebensentwurf zum Gefängnis — entweder weil sie unverheiratet blieben oder früh verwitwet waren und damit in eine verschämte Armut gestürzt wurden, oder weil sie das den Männern vorbehaltene Wissen und die Beteiligung am öffentlichen Leben begehrt. Die einen brachten ein kümmerliches Dasein im Hin-

terstübchen, wo heimlich gestickt oder gestrickt wurde, damit der Makel des Geldverdienens nicht herumsprach. Die anderen verzweifelten an ihrer mangelnden Ausbildung, wie die 1780 hier geborene Karoline von Günderode.

Im Jahr 1893 wurde Karlsruhe aber die Stadt in Deutschland, in der ein großer Durchbruch auf dem Weg der Frauen in die Gleichberechtigung gelang. In diesem Jahr eröffnete in den Räumen des heutigen Fichte-Gymnasiums das erste deutsche Mädchengymnasium seine Pforten. Fotos der siebten Assemblage, die die Abiturientinnen vor dem Ersten Weltkrieg zeigen, belegen, daß diese jungen Frauen einen neuen Pfad beschritten hatten. Damit ist der Weg in die Epoche des Karlsruher Frauenlebens vorgezeichnet, der der dritte Raum gewidmet ist. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Frauenbewegung, die in der Kaiserzeit zur größten sozialen Bewegung wurde und deren Entstehung nicht von den umwälzenden gesell-

schaftlichen Wandlungen dieser Zeit zu trennen ist. Karlsruhe befand sich auf dem Wege zur Großstadt, die sich hier ansiedelnden industriellen Großbetriebe schufen neue soziale Probleme und neue Arbeitsplätze. Beide Bereiche veränderten das Leben der Karlsruherinnen. Im Jahr 1859 wurde in der Residenzstadt der Badische Frauenverein gegründet, der unter dem Protektorat der Großherzogin Luise stand und der vor dem Ersten Weltkrieg mit über 90 000 Mitgliedern landesweit und über 20 Adressen allein in Karlsruhe der bedeutendste Verein dieser Zeit war. Ihm ist dann auch eine fast die ganze Wand einnehmende Assemblage gewidmet, der man die Vereinsaktivitäten entnehmen kann. Die Frauen des Vereins bauten die Schwesternschaft des Badischen Roten Kreuzes auf, sie errichteten Kinderheime und Kinderkrippen, sie bauten Krankenhäuser und Schulen und schufen ein Netz sozialer Einrichtungen zur Unterstützung der Frauen der neuen Unterschichten, der Arbeiterfrauen und -töchter.



Die Zeit der Jahrhundertwende



Ein Blick in den vierten Raum mit vier Assemblagen, die die Frauenarbeit um die Jahrhundertwende, den Ersten Weltkrieg, die politische Beteiligung in der Zeit der Weimarer Republik und den neuen Weiblichkeitsentwurf der 1920er Jahre thematisieren (von links nach rechts).

Es waren die Frauen des Badischen Frauenvereins, die Institutionen schufen, die heute zum selbstverständlichen Bestandteil kommunaler Sozialpolitik gehören und die folgerichtig von der Stadt und dem Staat nach dem Ersten Weltkrieg übernommen wurden. Das heißt aber, daß die Entstehung moderner Fürsorgeeinrichtungen ohne die Initiative und die Leistungen der Frauen nicht denkbar war und ist. Dieser Beitrag der Karlsruherinnen zur Stadtentwicklung ist bisher in der Geschichtsschreibung immer unterschlagen worden.

Auch die industrielle Entwicklung brauchte die Arbeit der Frauen, die nun in die Fabriken strömten oder die Plätze hinter der Schreibmaschine oder Rechenmaschine oder am Telefon einnahmen.

Um die Jahrhundertwende herrschte Aufbruchstimmung und gleichzeitig ein konservatives Selbstverständnis des Bürgertums. Die

zweigeteilte Assemblage 10 veranschaulicht die Ambivalenz dieser Epoche, die einen Festzug anlässlich der Goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares im Jahr 1906 kannte und gleichzeitig die Radfaherrin, den neuen Diskurs über Sexualität und das Reformkleid. Das Zweideutige dieser Epoche, die sich zwischen Restauration und Emanzipation bewegte, kennzeichnete dann auch das 20. Jahrhundert.

Assemblage 14 ist der politischen Gleichberechtigung der Frauen gewidmet, die mit der Novemberrevolution 1918 endlich erreicht wurde. Bis 1933 gab es fünf Stadträtinnen, die hier vorgestellt werden und unter denen sich so bekannte Namen wie Kunigunde Fischer und Maria Matheis finden. Karlsruher Flugblätter aus der Endphase der Weimarer Republik, die sich an Frauen richten mit der Aufforderung, sich gegen die zunehmende Gewalt zu stellen, deuten schon auf das Ende

der politischen Gleichberechtigung im Jahr 1933. Die Nationalsozialisten vertrieben die Frauen wieder aus den wenigen politischen Positionen, die sie erreicht hatten. Die 15. Assemblage zeigt das neue Weiblichkeitsbild der 1920er Jahre, das in manchem bis heute Gültigkeit hat. Man spricht von der „Neuen Frau“, die sportlich ist, im Strandbad Rappenhöfen schwimmt und sich sonnt, die an Turnfesten teilnimmt und auf ihre Schlankheit achtet. Der Haushalt geht ihr dank neuer Technik wie von selbst von der Hand. Kurzberockt mit Bubikopf und Zigarette nimmt sie selbstverständlich teil am öffentlichen Leben und hat sich bisher den Männern vorbehaltenen Bereiche der Selbständigkeit erobert. In den Jahren vor 1933 war das allerdings eher das Klischee, die Realität sah anders aus. Nur die wenigsten Frauen verfügten über die modernen Haushaltsgeräte wie Staubsauger und Waschmaschine; die in der 1929 errichteten Dammersiedlung eingebaute Einbauküche sollte sich erst in den 1950er Jahren allgemein durchsetzen. Die Annahme, daß Hausarbeit keine richtige Arbeit sei und die bis heute nicht zuletzt durch manche Wasch- und Putzmittelwerbung behauptet wird, entstammt dieser Zeit.

Das Jahr 1933 brachte für die Frauen einen Rückschritt in jeder Beziehung. Die nationalsozialistischen Männer wollten keine Frauen neben sich. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Einfluß- und Machtlosigkeit der NS-Frauenschafterin Gertrud Scholtz-Klink aufbaute. Diese Parteiorganisation diente vorrangig der politischen Schulung von Frauen, die ansonsten zu Sammlungen u. ä. eingesetzt wurden. Anhand der NSDAP-Ortsgruppe Südwest IV, deren Gebiet sich östlich der Brauerstraße auf der Höhe des IWKA-Geländes erstreckte, zeigt die 16. Assemblage u. a. die Erfassung der Gesamtbevölkerung und die Beteiligung der Frauen. Die meisten von ihnen trugen das neue System, nur wenige übten Widerstand.

Die Nationalsozialisten boten den Frauen ein neues Identifikationsmuster — das der deutschen Mutter, deren Kinder notwendig seien zur Erreichung nationaler Größe. Mutterkreuz und Muttertag dienten der Verherrlichung dieses Bildes. Die Wahrheit allerdings war ein rassistisches Menschenbild, das zum einen zur Verfolgung und Ermordung von Juden und Jüdinnen und Sinti- und Roma-Männern und Frauen endete. Der Rassismus traf aber auch die sogenannten „arischen“ Menschen. Die 17. Assemblage thematisiert einen bisher nur wenig beachteten Aspekt der rassistischen Bevölkerungspolitik. Schon im Juli 1933 wurde ein Gesetz erlassen, das die Unfruchtbarmachung von als „erbkrank“ geltenden Menschen erlaubte und das die Grundlage für die dann einsetzende Politik der Zwangssterilisationen war.

Die Assemblage 19 zeigt das Kriegsende und die Ökonomie des Notbefehls, die die Frauen beherrschten, vor allem aber auch den Neuanfang. Die Nationalsozialisten hatten die Frauen so sehr aus dem öffentlichen Leben der Politik wieder herausgedrängt, daß im Jahr 1946 in Karlsruhe eine Radiosendung tatsächlich das Thema behandelte: „Sind Frauen fähig, den gleichen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen, wie die Männer, oder nicht?“ Für die Mütter der damaligen Frauengeneration war vor 1933 das keine Frage mehr gewesen, nun mußte sie neu gestellt werden. Die Erinnerungen an die Traditionen der alten Frauenbewegung waren weitgehend verloren. Es gab einige Frauen wie Kunigunde Fischer, Clara Siebert oder Luise Riegger, die an ihre Tätigkeiten von der 1933 wieder anknüpften. Die meisten Frauen aber fanden nur zögernd Zugang zu einem politischen Engagement.

Seit nunmehr zwanzig Jahren gibt es eine neue Frauenbewegung, die in der Ausstellung nicht mehr thematisiert wird, ohne die sie aber nicht denkbar ist. Mit Aufkommen der Neuen Frauenbewegung erwachte auch wieder das Interesse an der Geschichte der Frau-

en. Historikerinnen begannen, deren Spuren zu suchen, Politikerinnen schafften Freiräume für diese Bemühungen. So auch in Karlsruhe: Im September 1988 stellten die Stadträtinnen aller politischen Fraktionen, unterstützt durch die damalige Frauenbeauftragte, den Antrag, die Geschichte der Karlsruherinnen in einer Ausstellung zu präsentieren. Der Gemeinderat genehmigte für das Projekt 420 000 Mark, und so konnte im Sommer 1990 eine Gruppe von Historikerinnen die Forschungsarbeiten beginnen. Die Resultate ihrer Forschungen liegen nun als Band 15 der Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs vor. Dieses 460 Seiten umfassende Buch, das Susanne Asche, Barbara Guttman, Olivia Hochstrasser, Sigrid Schanmbach und Lisa Sterr verfaßt haben, war die Grundlage für die Ausstellung, die die oben genannte Ausstellungsmachergruppe in Zusammenarbeit mit den Buchautorinnen konzipiert und realisiert hat. Buch und Ausstellung zusammen bilden ein zumindest in Baden-Württemberg einmaliges Projekt und unterstreichen die Wirkungs- und Einflußmöglichkeiten, die Frauen in der Politik und Kultur erlangen können und die sie in allen Epochen Karlsruher Stadtgeschichte gehabt haben.

Daß das alles nicht tote Vergangenheit ist, unterstreicht das Rahmenprogramm zu dieser Ausstellung, das die Frauenbeauftragte der Stadt Karlsruhe Annete Niesyto in Zusammenarbeit mit den Karlsruher Politikerinnen und den Frauenverbänden, unterstützt vom Kulturreferat, konzipiert und organisiert hat. Vor dem Hintergrund der Geschichte der Karlsruherinnen wurden hier an mehreren Abenden Möglichkeiten und Fragestellungen der heutigen Politik von Frauen und die Chancen der ehrenamtlichen weiblichen Arbeit von Frauen diskutiert. Rechtliche Probleme wurden erörtert. An kulturelle Leistungen von Frauen wird im Januar und Februar erinnert. Ebenfalls von Annette Niesyto wurde der historische Stadtrundgang in Auftrag

gegeben, der am 11. März 1993 um 16.00 Uhr vom Stadtarchiv in der Markgrafenstraße 29 aus erstmals stattfindet. Auf diesem Spaziergang werden die Orte aufgesucht, die noch im heutigen Stadtbild von der Geschichte und den Leistungen der Karlsruherinnen erzählen und die in der Ausstellung und in dem Buch präsentiert werden.



Die Ausstellung „Karlsruher Frauen“ im Prinz-Max-Palais in der Karlstraße 10 bis zum 28. Februar ist täglich, außer montags, von 10.00 Uhr bis 13.00 Uhr und von 14.00 Uhr bis 18.00 Uhr, mittwochs bis 20.00 Uhr, geöffnet. Das Buch „Susanne Asche, Barbara Guttman, Olivia Hochstrasser, Sigrid Schanmbach, Lisa Sterr: Karlsruher Frauen 1715 bis 1945. Eine Stadtgeschichte. Bd. 15 der Veröffentlichungen des Karlsruher Stadt — ist in der Ausstellung und im Stadtarchiv erhältlich.

„Das Toni-Merz-Museum“ in Obersasbach

Neues Kulturzentrum in Mittelbaden/Gründung eines Fördervereins/
Notizen zu Leben und Werk

Hubert Morgenthaler, Neckargemünd

Mit der Eröffnung des Toni-Merz-Museums im alten Rathaus in Obersasbach bei Achern im Sommer 1992 ist in Mittelbaden ein neues Kulturzentrum entstanden. Denn schon nach wenigen Monaten hat es sein Daseinsrecht bestätigt durch überregional beachtete Einzelausstellungen und durch literarische Veranstaltungen, die in den Räumen des Museums stattfinden.

Die „Stiftung Toni Merz“, als deren beratende und in künstlerischen Fragen entscheidenden Mitglieder Dr. Beck (Stuttgart) — über Jahrzehnte hin ein einflußreicher und unterschiedener Förderer des Werkes von Toni Merz — und Professor Spitznagel (Gießen) — in gleicher Weise für den Künstler Toni Merz sich einsetzend — zu nennen sind, wird getragen von der Gemeinde Sasbach/Obersasbach. Bürgermeister Ewald Panther (Sasbach) und der Ortsvorsteher Albert Doll (Obersasbach) haben mit dem sehr wagemutigen Gemeinderat viel dazu beigetragen, daß in den neuen, sehr schönen Räumen des alten Rathauses in Obersasbach das Werk des Malers Toni Merz den ihm gebührenden Rahmen erhalten hat.

Wie sehr man bemüht ist um den Landschafts- und Kulturraum Mittelbaden zeigen die Veranstaltungen an, die von der Museums-Beauftragten Renate Degen initiiert worden sind, und die sich u. a. um die „Natur- und Sagenwelt“ der näheren Heimat kümmern oder in den literarischen Lesungen um die Freundschaft, die lebenslänglich bestand zwischen „H. Hansjakob und Franz-Xaver Lender“, dem Gründer der Heimschule Len-

der, mit deren geistiger Welt auch Toni Merz als Schüler und später als Kunsterzieher verbunden war. Für den Monat Dezember ist eine Chagall-Ausstellung vorgesehen.

Der Förderverein „Toni-Merz-Museum“, deren erster Vorsitzender Albert Doll ist, nimmt hier eine Funktion ein, deren kulturelle Substanz bisher nicht im Bereich Mittelbadens wahrgenommen worden ist. Im Mittelpunkt aller kultureller Bestrebungen bleibt jedoch die Betreuung des Werkes von Toni Merz, der als eine herausragende künstlerische Persönlichkeit über den regionalen Rahmen hinaus Anerkennung gefunden hat und dessen Werke in einigen Museen u. a. dem Augustiner-museum in Freiburg und anderen staatlichen Sammlungen zu finden sind.

Der Lebensweg des Malers Toni Merz, geboren am 8. Dezember 1895 in Schönenbach im Schwarzwald — gestorben in der Morgenfrühe des 6. Juli 1966 im Krankenhaus in Achern, zeigt in seinem äußeren Verlauf wenig Spektakuläres auf. Er selbst hat als seinen Lebenslauf in Katalogen und Mappenwerken nur folgende Daten — nach dem Geburtsdatum — angegeben: 1915 bis 1918 Soldat im Ersten Weltkrieg, 1919 bis 1924 Studium an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, Meisterschüler von Kaspar Ritter und Albert Haueisen, bis 1926 freischaffend, von 1926 bis 1938 Kunsterzieher an der Heimschule Lender in Sasbach, in den Jahren 1939 bis 1948 freischaffender Künstler; noch 1948 erfolgte die Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit an der Heimschule Lender. Toni Merz



Selbstbildnis

nahm diese Lehrtätigkeit wahr bis zu seinem Tode 1966.

Dieser Lebensweg ist klar gegliedert in seinen äußeren Stationen. Da gibt es wenig Kreuzwegtafeln oder Umwege, kein abschüssiger Pfad ins Nichts einer Lebenskatastrophe, keine Irrwege. Dieser Mensch war immer bei sich selbst, seiner Person und seinem Gewissen als Künstler geblieben.

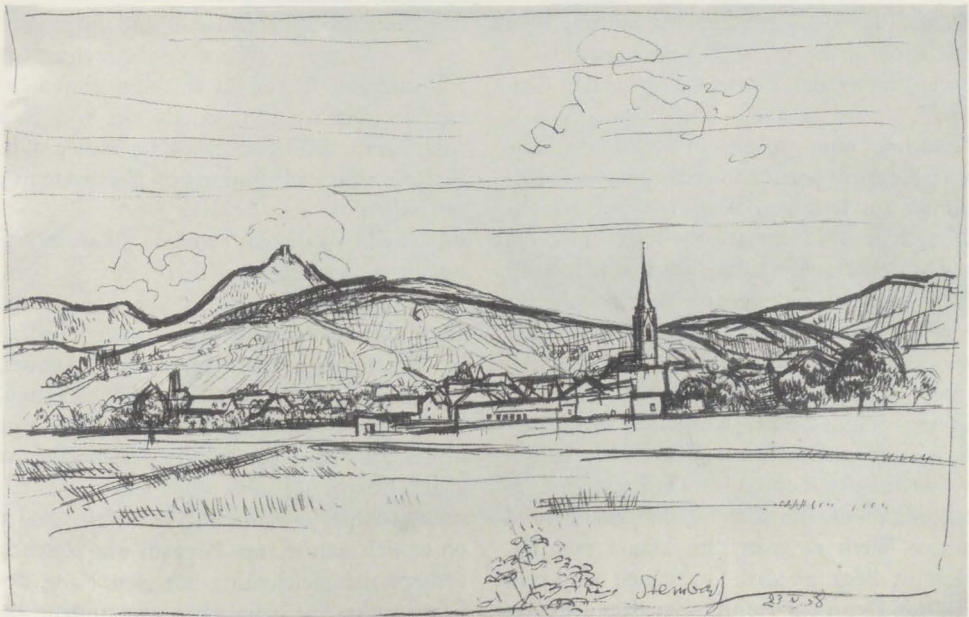
Ereignisreicher als sein äußerer Lebensweg ist seine geistige Existenz, seine Entwicklung als Künstler zu sehen und zu bewerten. Die Forderungen, die er hier an sich selbst — sein Bild von der Welt — stellt, waren ein Leben lang geprägt von einer unnachgiebigen Konsequenz.

Seinem Bekenntnis zur Kunst — als einem wesenhaften Ausdruck menschlicher Existenz — und zum Bild — als der Inkarnation seines Weltverständnisses — blieb er in allen Phasen seines Schaffens treu. Oft hat er in Briefen das Wort — Bild — in großen Lettern geschrieben und mit machtvollen Stri-

chen eingerahmt, um so seine Bedeutung zu markieren.

In einem Brief, den ich 1964 von ihm erhalten habe, hat er wesenhafte Aussagen seines künstlerischen Gestaltungswillens definiert. Er schreibt u. a. darin, den damaligen Streit zwischen den Abstrakten und den Gegenständlichen für völlig unnützlich haltend: „Ob der Künstler sich vom vorgefundenen oder der eigenen Vorstellungskraft anregen läßt, ist unwichtig. Der Unterschied zwischen schildern und bilden, also Kunst und Nichtkunst liegt doch darin, ob selbständig gestaltet oder imitiert wird, ob — das Bild im Bild — lebt als nahtloser Formorganismus, als Bau und als solcher den Menschen anspricht; eine autonome Beeindruckung, die auf keine andere Art stattfinden kann.“

Dieses Bekenntnis zum Bildgesetz, zur eigenständigen, unverwechselbaren Komposition — „infolge des selbstverständlichen Zwanges, mit wesentlichen Formen ein eigenständiges Ganzes zu schaffen, also einen aus Form- und



Steinbach 23.5.1958

Farbgegensätzen sich fügenden Ausgleich, den wir als Harmonie empfinden“ — muß als Kontinuum des Gesamtwerkes von Toni Merz gesehen werden. Denn schon in den 1925 einsetzenden Bildgestaltungen ist dieser Wille zum Bildgesetz spürbar, etwa in den großflächig komponierten Landschaften, der strengen Bildarchitektur des „Stillebens“ von 1925, den in der Flächenrhythmisierung kühn konzipierten Menschenfiguren im Landschaftsraum, später den „Figuren im Park“.

Auch in den Portraits, nicht zuletzt seinen „Selbstbildnissen“, bis hin zu dem „Selbstbildnis“ von 1943 ist die Bildarchitektur Fundament seines Gestaltungswillens. Noch in einem Brief von 1966 erinnert er sich an die „Lehrmeister“ aus früherer Zeit und nennt dabei zwei Namen: Ernst Würtenberger, in der Zeit seines Studiums Professor an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, und Adolf Hölzel. Er schreibt: „Ernst Würtenberger war einer der instruktivsten Lehrer, den ich hoch schätze, von dem ich viel gelernt habe, ohne je sein Schüler gewesen zu sein. Wenn auch der Abstand von Hölzel riesig erscheint, so waren doch beide Lehrmeister und Verehrer des Gesetzes im höchsten Grade.“

Natürlich muß in diesem Zusammenhang auch Cézanne genannt werden, dessen Disziplinierung der Form- und Farbkonturen auf der Fläche die Generation eines Toni Merz noch beeindruckte. Ohne Zweifel hätte Toni Merz auch den Satz des großen französischen Malers Pierre Bonnard unterschrieben, der apodiktisch feststellt: „Jede Kunst ist Komposition, das ist der Schlüssel zu allem . . .“ Diesen Schlüssel zur Kunst im Sinne der Komposition fand er auf andere Weise in den Vorstellungen von Adolf Hölzel, den er schon früh als Bild-Gesetzgeber erkannt und dessen Werk er später im Hause von Dr. Helmut Beck an den Originalen studieren konnte. Denn der Familie Dr. Beck ist es zu danken, daß ein gewichtiger Teil des Werkes

von Adolf Hölzel in der Zeit der Nazi-Barbarei nicht der Zerstörung anheimgefallen ist. Besonders für die abstrakten Kompositionen von Toni Merz dürften Hölzels archaisch-reduzierende Bildvorstellungen von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Hölzels These, in denen er die bildende Kunst in Beziehung setzt zu dem, von jedem Gegenstand befreiten Verfahren der absoluten Musik, entsprechen Bildvorstellungen, denen auch Toni Merz sich zugeordnet wußte. „Für das Bild im musikalischen Sinne“, so Hölzels These, „das allein durch die Durchführung und Verarbeitung der autonomen Grundelemente entsteht und als absolutes Kunstwerk ein Höchstmaß besitzt, ist der Gegenstand keine Notwendigkeit mehr.“

Aussagen, in denen der Gegenstand keine Notwendigkeit mehr ist, waren für Toni Merz dort berechtigt, wo er einen seelischen Grundklang nur in der reinen Farbkomposition vermitteln wollte.

Obwohl der Maler Toni Merz den Ausdrucksbereich, den die abstrakte Kunst, im Sinne von Hölzel gesehen, in sein immer neu suchendes Formbewußtsein mit aufgenommen hat, in sein noch universal zunennendes Künstlertum, hat er bis in seine letzten Lebensstage Natureindrücke als ein von ihm ausgewähltes Bild gesehen und gestaltet, d. h. auch für ihn: als Komposition gleichsam neu geschaffen.

Er schreibt zu diesem Problem „Warum Natur nicht gänzlich gemieden“:

„Die Natur ist nicht Kunst; aber Schöpfung, grandioser stoffgewordener göttlicher Gedanke. Alle künstlerischen Erfahrungen, Lehren, Gesetze resultieren aus ihrer Beobachtung, ihrem Erleben, sind gleichsam dem Schöpfer hinter die Stirne geschaut. Der Künstler ist vielleicht sein Meisterschüler. Ob er nun naturangenhört in Form und Farbe bleibt oder ob er sich naturferner Formen und Zeichen bedient, ist gleichgültig für den Rang des Kunstwerkes, ist lediglich zeitgebundene aktuelle Wertung. Auch der Sichtbarkeit der



D'Kunzi, 13.1.1961

Welt liegt das Gesetz zugrunde; dieses zu finden, zu benutzen, es ebenso zu machen, ist Aufgabe. Durch das Gesetz entsteht die Wirklichkeit, die Schein ist, wie es die Weisen des Ostens benennen, die Realität ist, wie es die Realisten meinen.“

Es geht Toni Merz also auch hier um das „Gesetz“, das Bildgesetz, das aus dem Formenreichtum der Natur als eigenständige Komposition entwickelt werden muß. Er begründet dieses Verfahren der Kunstwerdung — erfaßt aus den Naturformen — in einem anderen Brief, in dem er schreibt: „In der Natur bewundere ich den riesigen Form- und Farbenreichtum; den muß man auffangen, verwerten, nicht um Natur ähnlich zu machen, sondern um eine Composition, eine Einheit zu gestalten.

Dieses Bekenntnis zum Bild als seiner Ausdrucksform, zum Bildgesetz als unabdingbarer Forderung hat alle Phasen seines Schaffens so entschieden geprägt, so daß bei all seinen Stilwandlungen, den einzelnen Epochen seiner künstlerischen Entwicklung er sich treu bleiben konnte. Denn unverwechselbar in Strichführung und Farbduktus ist die vitale Ausdruckskraft seiner Persönlichkeit zu erkennen, die das Bild — in Komposition und Ausdruck — als eine Ganzheit schaffen will.

Dieser Wille zur Ganzheit macht es auch verständlich, daß Toni Merz in all den Jahrzehnten seines Schaffens, wechselnder kultureller und politischer Wandlungen Beachtung gefunden hat, nicht zuletzt durch Ausstellungen in staatlichen und städtischen Galerien. Schon 1921 wurde dem Kunststudenten an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe die Ehre zuteil, im Schüttenmuseum in Köln mit seinen vital expressiven Bildern ausgestellt zu werden. Ausstellungen 1923 im Kunstverein Mannheim folgten, 1924 im Badischen Kunstverein, 1925 in der Kunsthalle Baden-Baden, 1934 in München, 1940/41 im Städelmuseum in Frankfurt, nach dem zweiten Weltkrieg 1949 wiederum

in Karlsruhe, 1950 in der Galerie Valentien in Stuttgart. Ausstellungen in der engeren Heimat folgten in Bühl, Achern und 1956 in der Pagodenburg in Rastatt, 1961 der Kunsthalle Baden-Baden. Seine Ausstellung 1963 im Kurhaus in Bad Krozingen führte zum Ankauf von drei Bildern durch Dr. Gombert, dem damaligen Direktor des Augustinermuseums in Freiburg.

Doch wichtiger als äußere Ehren und die Anerkennung blieb für Toni Merz immer seine eigene künstlerische Entfaltung und das jeweilige Bild in seiner Eigengesetzlichkeit, seiner Komposition, seiner malerischen Vollendung.

Im Grunde wollte er immer nur dieses eine sein: Maler, ein guter Maler — der mit der Magie seiner Farb-Kompositionen Welt — seine Welt — gestalten wollte.

„Mein Ausdrucksmittel ist die Farbe“, Toni Merz betonte dies immer wieder in Gesprächen und Briefen. Er wollte als Maler gelten und nur so gesehen und verstanden werden. Dieses Diktum gilt für das Gesamtwerk: Die Stilleben der zwanziger Jahre ebenso wie für die Landschaften der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre, die Frauenbildnisse und Akte vor allem der dreißiger Jahre, die meist im Privatbesitz sich befinden. Selbstverständlich gilt dies auch für die vom Gegenstand befreiten Kompositionen konkreter Malerei der Spätzeit.

In fast allen Bildern, auch den Portraits, sind zwei Elemente zu beobachten: die Farbe als das entscheidende Mittel der Gesamtkomposition und das nimmermüde Bestreben von Toni Merz, die Farbflächen gleichsam aufleuchten zu lassen, sie mit Licht so zu durchdringen, daß sie Kraft und Lebensenergie ausstrahlen und eine magisch-poetische Faszination vermitteln und hervorrufen.

Dieser Wille zur Lebensenergie, sein Bekenntnis zu einem vitalen Dasein wird genährt von der Kraft des Eros.

In allen seinen Bildern, nicht nur in den Frauenbildnissen und Akten, sehen wir diese



Dorf im Winter 5.1.1962

Kraft des Eros sich entfalten und sinnlich-sinnenhaft Gestalt werden. Toni Merz hat zu dieser Kraft des Eros sich ohne Scheu bekannt und im Gespräch in den Satz gefaßt: „Der Saft muß fließen — von unten nach oben — in den Bäumen, den Bildern und auch den Menschen!“ Er sah den Schaffensprozeß selbst in diesem Sinne, der jedoch nur Gestalt werden kann durch ein stets waches Formbewußtsein, die Bildarchitektur, das Bildgesetz.

So sehr die Farben — das explosive, ins Bild glühende Rot, das in unendlichen Variationen ins Gelb oder Weiß sich aufhellende Grün, die plastische Kraft der Blaukonturen, das erdig dunkelnde Braun, die aufschwingenden Gelb- und Goldtönungen und selbst die vielfältig gestufte Formation des Schwarz in den Farbsegmenten — Ausdruck dieser Lebenskraft sind, bleiben sie stets nur ein ins Ganze der Gesamtkomposition verschweben-

der Teil der erst durch die Verbindbarkeit des ganzen Bildes seine Wirkung erhält.

Die naturnahen Bilder, etwa das „Stilleben mit Flamingoblume“ bestätigen seine malerische Potenz ebenso wie die aus mächtigen Farbkonturen sich fügenden Landschaften, in denen eine Farbe in ihren Stufungen selbst wieder zum Kompositionsmittel wird.

Ein sehr wichtiges Element seiner Malerei wäre noch zu nennen: die belebende Kraft des Rhythmus, die rhythmische Durchdringung des Bildes. Sie zeigt sich oft nur in wenigen Farbstrichen, kühn gesetzten Unterbrechungen, einem Baumstamm, einem Astwerk, einem Hausdach, einem schwungvoll gesetzten Berggrücken, die das Ganze durch ihre Bewegungskraft verlebendigen. Dieses rhythmische Element ist in seiner Spontanität am besten abzulesen in den Aquarellen, aber auch in den Pastellen und Ölbildern erkennbar.

Im Gegensatz zur Malerei, die bestimmend für sein Schaffen war, hat die Zeichnung für ihn jeweils andere Funktionen zu erfüllen: sie ist einmal spontaner Eindruck einer höchst sensiblen Naturanschauung, ist Formkristallisation eines Motivs, in dem rhythmische Formelemente zusammenschwingen zu einer „aus Gegensätzen sich fügenden Harmonie“. In den Kohle- und Bleistiftzeichnungen verdichtet er Eindruck und Motiv ins Stimmungshafte, bei den Federzeichnungen in das oft feingestrichelte Gespinnst von Häusern und Bäumen, die ins verklärend Märchenhafte sich auflösen. Seine Stellung als Künstler charakterisierte er anlässlich einer Ausstellung: „Ich bin vielleicht kein eigentlicher Moderner im Sinne der Jungen, weil meine letzten Bilder wie

meine ersten dasselbe sind, Malereien und nicht bloß Material, Sinngehalt haben und nicht nur Materialsprache, also sich an den Menschen wenden und nicht an den Materialforscher. Die Materie ist lebendig, gewiß, aber ich auch, und ich benutze sie zur Aussage. Das ist für viele heute Plüsch, ich weiß. Das Andere aber Sackgasse.“ Der Rahmen seines künstlerischen Schaffens war weiter gespannt und umfaßte den Menschen und Künstler Toni Merz in gleichem Maße. Denn er sah sein Leben und Schaffen als ein „Auf dem Weg sein“ über verschiedene Stufen hinweg zu einer kosmischen Geborgenheit hin. Diese war das Ziel. Der Weg dahin erfaßt den ganzen Menschen und führt ihn in einem Prozeß der Wandlung zu seiner Wesenheit hin.



Blumen in der Vase



Baumwiese (Bleistiftzeichnung)

„Zuerst und zuletzt“, so bekennt er noch in späten Jahren, „haben wir es mit Malerei zu tun. Inhalte sind nicht von Übel, müssen sogar sein, ob gegenständlich oder ungegen-

ständlich, aber sie müssen durch Malerei sichtbar werden dürfen, diese nicht überwuchern. Die Malerei ist wie die Gestaltung geistig und deshalb adelig.“

Toni-Merz-Museum

Schulstraße 25
7591 Sasbach-Obersasbach
Telefon 0 78 41/2 60 79

Öffnungszeiten:

Sonn- und feiertags 10.00—13.00 Uhr
und nach Vereinbarung

In den Sommermonaten Mai bis September
zusätzlich mittwochs 16.00—18.00 Uhr

Verschneiter Schwarzwald (I) Mit dem „Schwarzwaldmoler“ Hermann Dischler (1866–1935)

Ausstellung im Augustinermuseum (18. Oktober 1992–6. Januar 1993)



Das Freiburger Augustinermuseum in Freiburg zeigt in der Zeit vom 18. Oktober 1992 bis zum 6. Januar 1993 eine Ausstellung besonderer Art mit einer ungewöhnlichen Zielsetzung: Hermann Dischler – Maler und Photograph. Die Ausstellung präsentiert nicht nur Landschaftsgemälde des „Schwarzwaldmoler“, sondern auch die photographischen Studien, die er als Vorlage für die Gemälde gemacht hat. Gemälde und Photographien werden überdies mit aktuellen Photos des Schwarzwaldes kontrastiert. Der aktuelle photographische Kontext zu den Gemälden unterbricht so den rein ästhetischen Genuß und fordert zum Vergleich heraus. „Die Intention der Ausstellung weicht daher von den Darstellungsweisen und Zielen üblicher Gemäldeausstellungen ab: Sie geht über die Vermittlung künstlerischer Inhalte hinaus, will vor allem bewußtseinsverändernd wirken und dadurch einen Wandel im politischen, ökonomischen und ökologischen Handeln aller derjenigen anregen, die hier leben und wirtschaften oder hier Freude und Erholung suchen, vor allem aber auch diejenigen; die für die Zukunft dieser einmaligen Kulturlandschaft nicht zuletzt die politische Verantwortung tragen“ (Katalog Seite 12). In dem Maße wie die Naturzerstörung in unserem Jahrhundert fortschreitet, werden Landschaftsgemälde, wenn sie wie bei Hermann Dischler topographisch genau bestimmbar sind, zu Dokumenten eines verloren gegangenen Zustandes. Der ausgeprägte Ordnungssinn Dischlers ist wohl die Grundlage für die photographische

Genauigkeit seiner Gemälde bzw. die Erklärung für die photographischen Vorlagen zu seinen Gemälden. Das ging so weit, daß die „Photographien nicht nur als Malvorlage dienten, sondern – als Dias – auf die Leinwand projiziert... in außergewöhnlicher Detailtreue direkt auf den Malgrund“ übertragen wurden (Katalog Seite 20). Doch scheint diese Technik für ihn problematisch gewesen zu sein, da er das Photographieren als Vorlage für seine Gemälde nie offen eingestanden hat (Katalog Seite 20). Zu dieser Ausstellung ist im ROMBACH Verlag, Freiburg, ein Buch erschienen mit dem Titel „O SCHWARZWALD O HEIMAT – VERLUST ODER ANPASSUNG – HERMANN DISCHLER, MALER UND PHOTOGRAPH (1866–1935)“.

Das Buch enthält entsprechend der Zielsetzung der Ausstellung nicht nur Aufsätze zur Malerei und Photographie Dischlers, sondern auch Aufsätze zu „Struktur und Wandel der Lebensverhältnisse im Hochschwarzwald um 1900“ von Wolfgang Hug, „Wald und Landschaft – Veränderungen einer Kulturlandschaft“ von Matthias Fiedler, „Schwarzwaldhäuser im Wandel der Zeit – Zur Entwicklung und drohenden Zerstörung einer historischen Hauslandschaft“ von Wolfgang Kaiser und „Schwarzwaldhäuser heute“ von Ulrich Schnitzer (Rombach Verlag, Freiburg 1992, DM 40,—)

»O. Schwarzwald o. Heimat!«...

Verlust oder Anpassung



Hermann Dischler

Maler und Fotograf
(1866–1935)

Rombach

Fortsetzung Seite 536

Franz Josef Lederle

Ein Zeichner und Landschaftsmaler vor einhundert Jahren

Karl Kurrus, Freiburg

Franz Josef Lederle
* 14. November 1826 in Basel
† 25. Mai 1905 in Freiburg

Ein Rückblick auf über einhundertzehn Jahre kann uns den Fortgang der Zeit lebhaft darstellen. Seitdem der Kunstmaler Franz Josef

Lederle das Bild des Städtchens eingefangen hat, in dem seine Vorfahren geboren waren und lebten, hat sich unendlich vieles geändert. Lederle war am 14. November 1824 in Basel geboren und lebte die meiste Zeit, bis zu seinem Tode am 25. Mai 1905, in Freiburg. Verheiratet hat er sich 1859 mit der Pfarrers-

UNSERE HEIMATSTADT

*Du Heimatstadt,
umkränzt von Reben und fruchtbarem Feld,
Du schenktest mir Leben, Du bist meine Welt!*

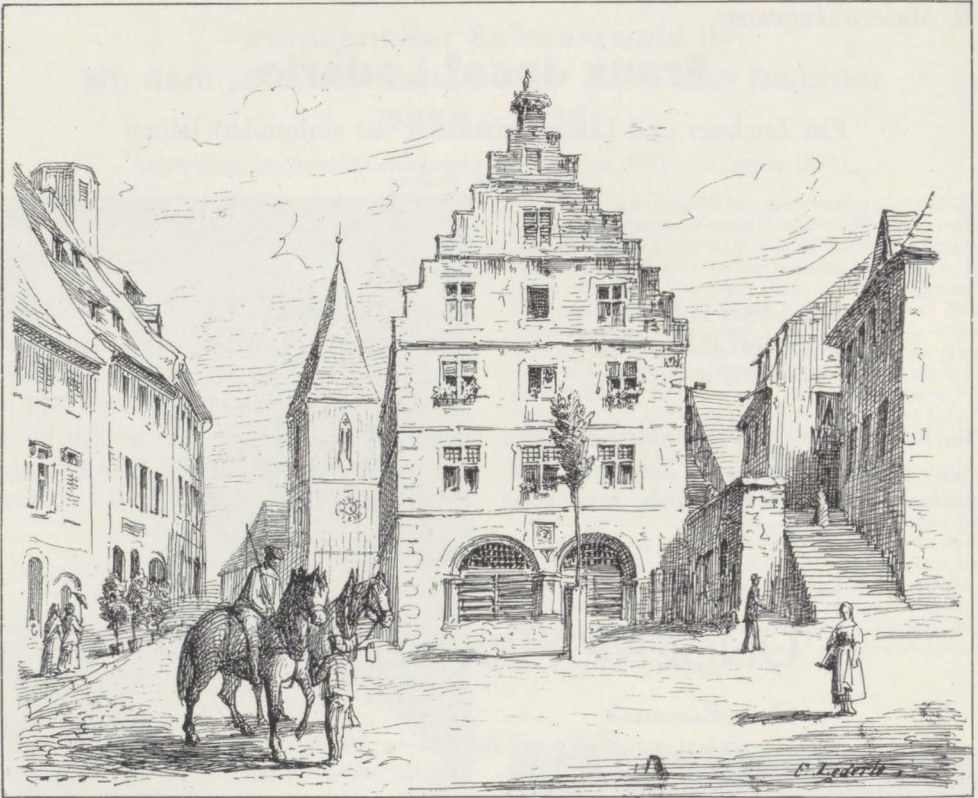
*Wo Urahn als Bürger gelebt und ergraute,
wo Eintracht Wohnstatt und Kirchen baute,
wo vor vielen hundert Jahren schon
Dein Stadtrecht war der Treue Lohn;*

*Wo plätschernde Brunnen von damals erzählen,
wo Frohsinn und Fleiß beim Wein sich vermählen,
wo in den Straßen und alten Gassen
sich gute Freunde die Hände fassen;*

*Wo zu ernster Stunde und festlicher Zeit
uns alle ruft ein herrlich Geläut,
wo mich Vater umsorgte und Mutter geliebt,
wo mich heimelig-traute Erinnerung umgibt;*

*Wo Mauer und Tor Dein Herzstück umschließen,
wo freudig im Chor Deine Sänger mich grüßen,
wo einzigartig, erhaben und schlicht,
Dein Marktplatz von großer Vergangenheit spricht,
ist das Schönste, was unser Kaiserstuhl hat:
Mein Eendingen, unsere Heimatstadt!*

Karl Kurrus



Kornhalle in Endingen

Links und rechts von dem Bau der Laube, mit dem neunteiligen Staffelgiebel, die St. Martinskirche und die „lange Stege“. Davor die jungegepflanzte Linde (Friedenslinde 1871) und ein Reiter mit zwei Pferden. Weit und breit noch kein Auto.

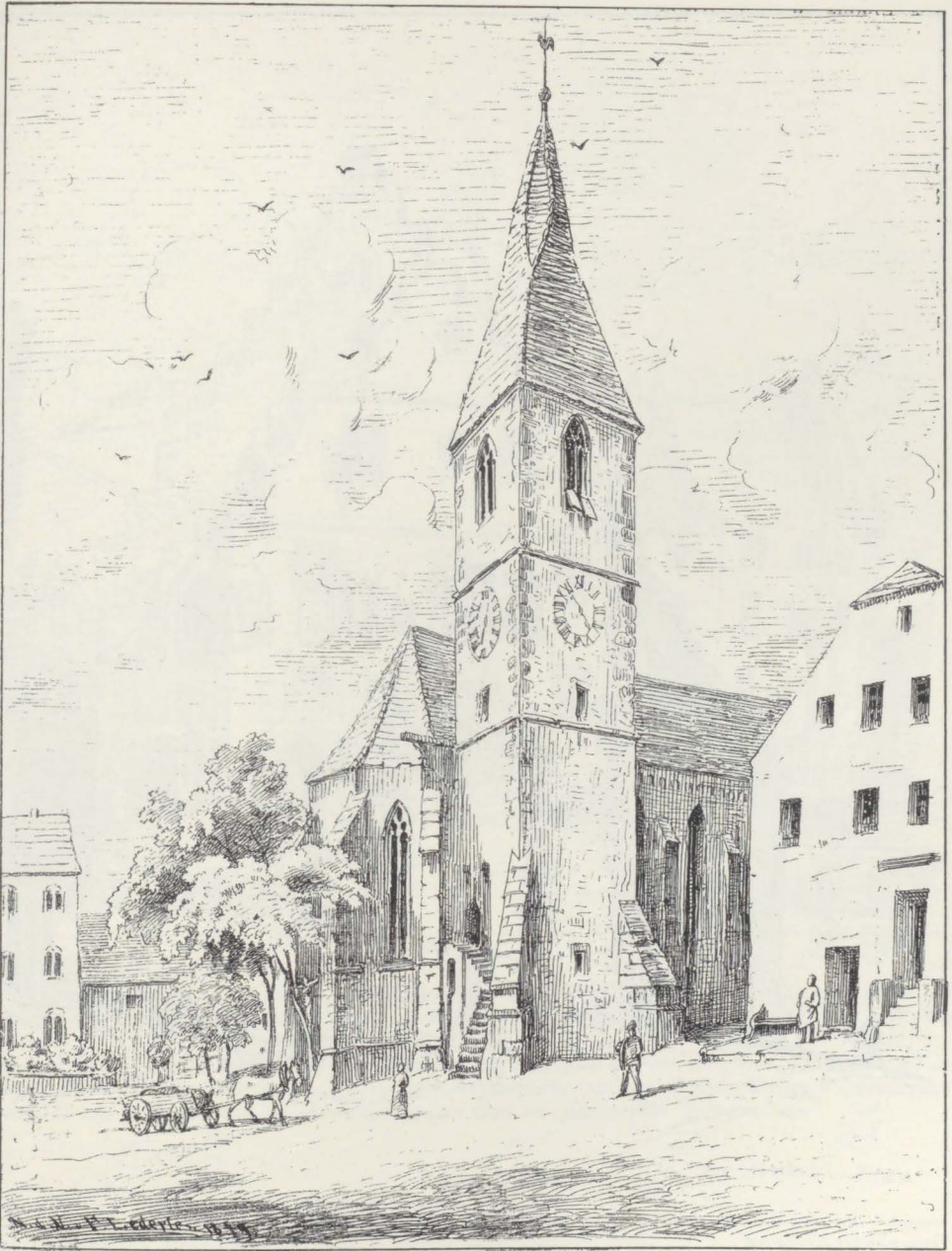
Die Kornhalle wurde 1617 erbaut, mit reicher Steinmetzarbeit. Jetzt ist das Rathaus hier untergebracht.

tochter Berta Luise Schmid, woher auch verständlich wird, daß er der Familie zuliebe vom katholischen Glauben zur evangelischen Kirche übergetreten ist. Seine menschlich-christliche Haltung hat das aber nie berühren können. Wir haben ja einen Herrgott.

Das Studium von Lederle an der Münchener Kunstakademie gab ihm das notwendige Rüstzeug, seine große Begabung, mit Auge und Herz die Natur so zu sehen, wie sie wirklich war. In unzählig vielen Bildern, wovon die meisten im Augustiner-Museum in Freiburg verwahrt sind, zeigt sich das unverdorbene Können des Meisters, alles so mit

Feder und Pinsel festzuhalten, wie es wirklich zu sehen ist. Es gibt eine unendliche Kette von Werken, die ihn als besten Zeichner und Landschaftsmaler auszeichnen. Nur stichwortartig sei verwiesen auf:

Alte Klostermühle Sulzburg — Rathaus und Marktplatz Sulzburg — Bad Säckingen: Am Rheinufer — Gallusturm und Münster — Ruine Sausenburg — St. Märgen mit Kirche und Häuser — Burg Scharfenstein im Obermünstertal — Ruine Sponeck — Ehemaliges Kloster Weitenau — Klosterpforte mit drei Wappen — Malterdingen, altes Tor — Kirche Riegel und Michaelskapelle.



St. Martinskirche

Diese Kirche, erster Bau ist 1296 erwähnt, wurde 1846 teils neu erbaut. Altes Sakramentshäuschen von 1471. Über dem Hochaltar die „Weinende Muttergottes von Endingen“ (Wallfahrtsort). Tränenwunder von 1615; ursprüngliche Muttergottesfigur um 1430, jetzt mit Umbang, Szepter und Krone, auch für das Jesuskind. In den Jahren nach den Weltkriegen kam ein Denkmal an die Turmwand mit dem Hl. Georg und den Namen der Gefallenen.



Tennenbacher Klosterhof

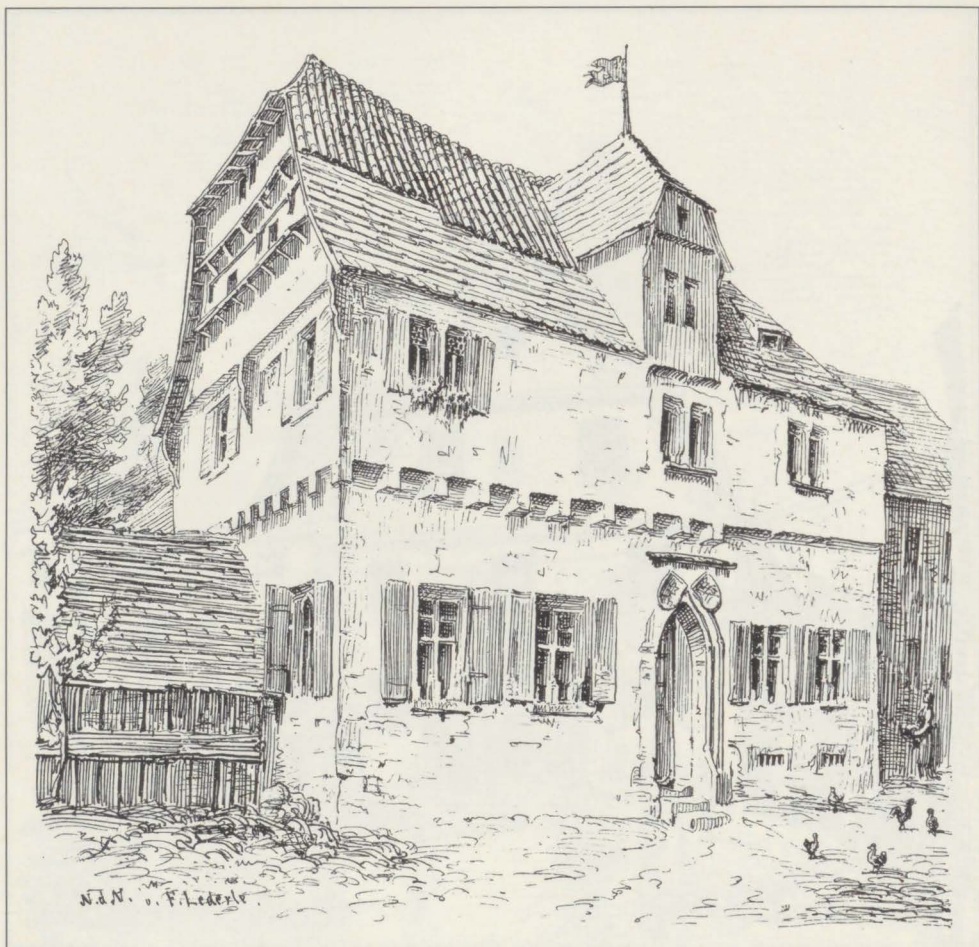
Das stattliche Gebäude, spätgotisch, mit dem neunfachen Staffelgiebel, wurde inzwischen umgebaut. Der Eingang ist jetzt an der Straßenseite. Darunter ist der „Prälatenkeller“, welcher früher einen besonderen Eigentümer hatte.



Das alte Rathaus in Endingen

Ein Pferdefuhrwerk ist wohl auf dem Weg zum Markt nach Freiburg. Zwei Buben sitzen auf dem Brunnenrand und in der Mitte steht das Rathaus von 1527. Wie war doch die heile Welt so schön und friedlich.

Im alten Rathaus befindet sich noch das Grundbuchamt. Am wichtigsten sind aber die oberen Stockwerke sowie die Eingangshalle. Das alte Richtschwert von 650, einige Folterwerkzeuge und vor allem die farbigen Wappenscheiben von 1528 und 1529 sind noch am alten angestammten Platz im „Kaiserstübler Heimatmuseum“.



Ehemaliges Üsenbergisches Haus

Wie gut ist es doch, daß der sog. Üsenberger Hof erhalten werden konnte (Bauzeit vor 1500). Mit erheblichen Kosten wird der alte Zustand, einschl. der Wandbilder von 1495, wieder hergestellt. Ein Museum für die Vorderösterreichische Geschichte wird darin eingerichtet und auch das Verkehrsbüro findet hier seinen neuen Platz.



Endingen, Gesamtansicht vom Diel aus

Blick gen Westen; die Stadt mit der St. Peterskirche und St. Martinskirche. Der gute stabile Bau der Pfarrkirche, mit seinem stattlichen Turm, auf dem, wie auf jenem der Martinskirche noch alte Glocken hängen (1256 u. a.), wirkt beherrschend. So war die Stadt, vor der man sagte: Endingen ist die Stadt, die manches Jahr mehr Wein als Wasser hat!

Von der Kirche in Niederrotweil bis zu ein-drucksstarken Kirchenbauten, die er zum Teil auch in Farbe gestaltet hat, brachten seine Reisen landauf und landab sehr Wichtiges, das über die Geschichte und zu der Denk-malspflege Gültiges zu sagen hatte und auch heute noch Beachtung verdient.

Wir müssen uns bei diesem Bericht darauf beschränken, was uns der Künstler zu seinem alten Heimatstädtchen Endingen im Bild ge-sagt hat. Es ist eine Fülle von Ansichten, die wir bloß in beschränktem Umfang wiederge-ben können. Im Jahresband von 1879 — Jahrgang 6 — des Breisgau Geschichtsvereins Schau-ins-Land, Freiburg, sind mehr als zwanzig seiner Zeichnungen zur Illustration

der Endinger Geschichte, geschrieben von Heinrich Maurer (1837—1931). Wir wollen einzelne Bilder im Text beschreiben und aber auch wesentliche Ansichten mit Bild und Text bringen.

Soweit, verehrte Leser, geht unser Bericht über das alte Weinstädtchen am Kaiserstuhl, in dem sich vieles geändert hat. Ein umfang-reiches Werk ist das 1988 von der Stadtverwal-tung herausgegebene Buch „Die Geschichte der Stadt Endingen“ mit 258 schwarz-weiß Bildern und mit 39 großen Farbtafeln. Darin sind auch die neu hinzugekommenen Stadt-teile Amoltern, Kiechlinbergen und König-schaffhausen vertreten, die mit noch eigenem kulturellen Leben eine Bereicherung der auf 6000 Bürgern gewachsenen Stadt bedeutet.



Überreste der Burg Koliberg

In den vergangenen Jahrzehnten sind die 1879 noch sichtbaren Mauerreste zum bewachsenen Waldboden geworden. Das einstige Stammhaus der Herren von Endingen (Kobler) hat keinen sichtbaren Nachweis mehr (zerstört 1321).

Bericht über den Maler Martin Wörn

Ludwig Vögely, Karlsruhe

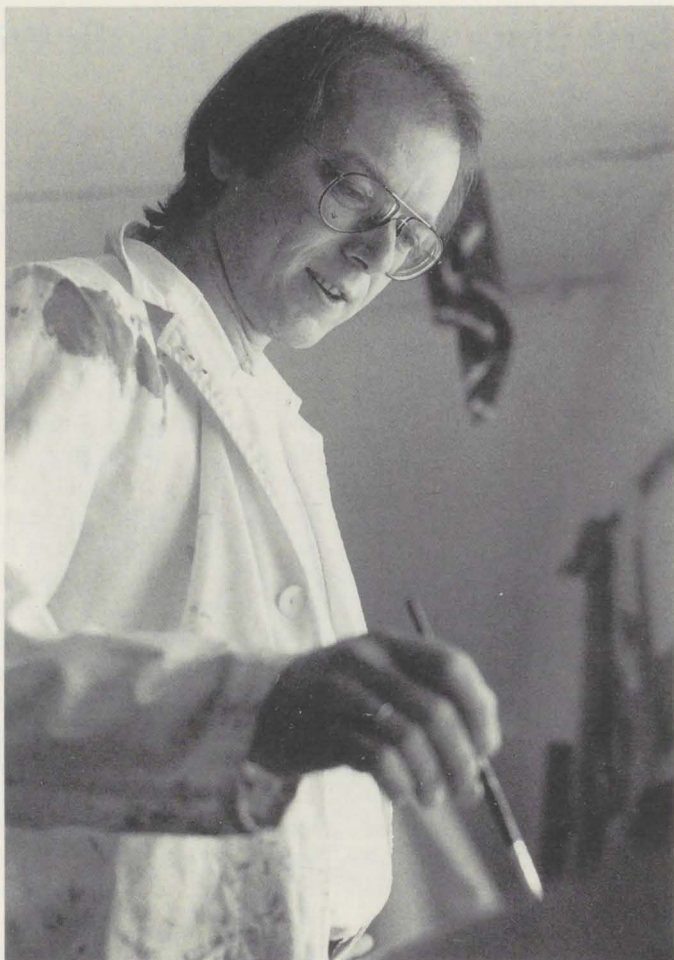
Es gehört zu den gerne praktizierten Pflichten des Landesvereins Badische Heimat sich um die Künstler jedweder Art in unserem Lande zu kümmern und sie durch Aufsätze unseren Mitgliedern vorzustellen. Ein weiterer Gesichtspunkt dieser Tätigkeit ist es, die Künstler nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, wenn sie nicht mehr unter den Lebenden weilen. Die Chronistenpflicht des Landesvereins äußert sich auf vielfältige Weise. Genau so wichtig ist es deshalb, auf junge und erfolgversprechende Künstler durch Beiträge in unseren Heften aufmerksam zu machen, denn sie benötigen diese Hilfestellung am meisten. Zu den hoffnungsvollen Jüngern der bildenden Kunst gehört der Maler Martin Wörn.

Der Name Wörn besitzt in der Badischen Heimat einen guten Klang. Karl Wörn, der Ehrenvorsitzende unserer Ortsgruppe Schwetzingen, ist der Vater des Künstlers, der 1954 in Schwetzingen geboren wurde. Nach dem Abitur im Jahre 1975 studierte Martin Wörn bis 1981 Kunsterziehung in Heidelberg und Freiburg bei Professor Staechelin. Wörn wurde in Staufeußenschaft und lebt dort seit 1985 als frei schaffender bildender Künstler. Das ist die lapidare Vita eines jungen Malers, die nichts aussagt über dessen enormen Fleiß und fortschreitende Entwicklung als Künstler, über das Ringen um gestalterisches Neuland und die Vervollkommnung der dazu notwendigen malerischen Techniken, welche die letzten zehn Jahre seines Schaffens ausgefüllt haben.

So weit es überblickbar ist, kann man das bisher entstandene Werk Wörns in zwei Abschnitte gliedern. Zum einen sind das die „Plakatabrisse“, zum andern ein Zyklus, den der Künstler „Kontraste“ nennt. Am Beginn

von Wörns intensiven Bemühungen um einen eigenständigen künstlerischen Ausdruck stehen die Plakatabrisse, Collagen, Decollagen, mit denen er sich intensiv theoretisch beschäftigt hat und denen er das Motto voranstellt: „Die Zerstörung eines Bildes ermöglicht ein zweites Bild. Die Zerstörung eines zweiten Bildes ermöglicht ein drittes Bild. Die Zerstörung eines dritten Bildes ermöglicht ein viertes Bild.“ (Walter Aue) Im Klartext wird folgendes gemeint und führt zur Definition des Begriffes Plakatabriß:

Plakate in allen Farben und Größen gehören zum alltäglichen Bild unseres Lebens. Wir sehen sie an Plakatwänden und Litfaßsäulen, wo sie für alles werben, von der Politik bis zum Waschmittel. Plakate sind aber einem dauernden Wechsel unterworfen, weil sie schnell ihre Aktualität verlieren und damit uninteressant werden. Sie werden vielfach überklebt, sind Wind und Wetter ausgesetzt. Was meist bleibt, sind zerrissene und zerfetzte Überreste, ebenfalls ein alltäglicher Anblick, der aber doch allgemein als ärgerlich und störend empfunden wird. Kaum jemand wird diesen Abfall als Kunstobjekt bezeichnen. Andererseits aber kann man solchen zerstörten Plakaten auch unbefangen begegnen, und man kann dann, wie etwa bei alten Mauern, denen der Verputz abbröckelt, Strukturen erkennen, die durchaus ästhetisch sind. Nun werden die zerstörten Plakate für den Künstler interessant, aus dem wertlosen Abfall wird ein „ästhetisch relevantes Objekt.“ Die durch ständiges Überkleben gewachsenen Plakatreste bilden das Ausgangsmaterial für die nun beginnende künstlerische Arbeit, die zum eigentlichen Plakatabriß führt. Wörn definierte diesen Begriff so: „Unter einem Plakatabriß verstehe ich die bildne-



Martin Wörn bei der Arbeit

Foto: privat

rische Darstellung einer Art Decollage, bei der neue Formen als Zerfallsstrukturen aus einem zufälligen, nur von äußeren Einflüssen abhängigen Zerstörungsprozeß an Plakaten hervorgegangen sind.“

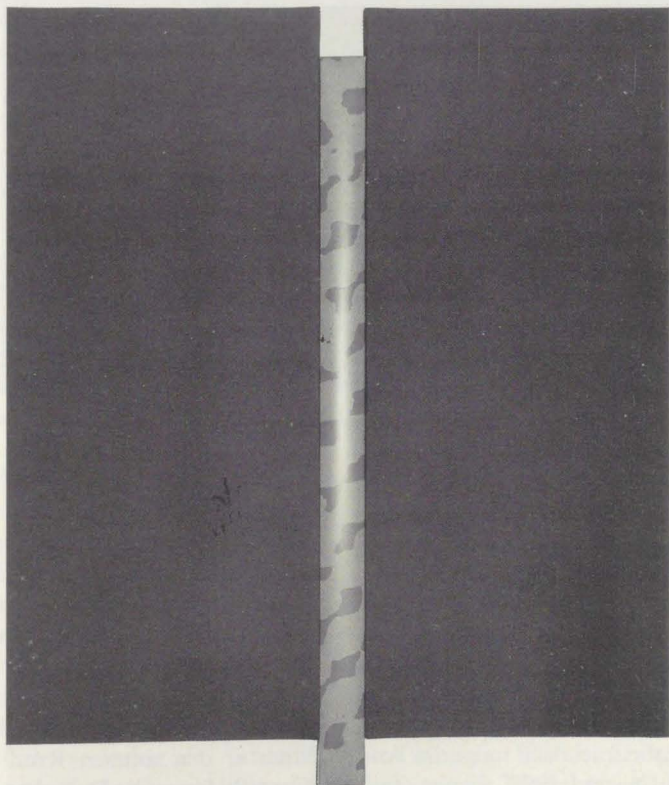
Die Plakatschichten werden von ihren Trägern gelöst und im Atelier einem Decollageprozeß unterworfen und so vorbereitet für variationsreiche Formen und Farbzusammenstellungen, wobei besonders die Rückseiten der Plakatschichten von Interesse sind. Einzelne ausgewählte Teile werden dann un-

ter besonderer Berücksichtigung ihrer ästhetischen Beschaffenheit mittels verschiedener Techniken weiter bearbeitet. Das heißt, daß die ausgewählten Teile zu anderen gedruckten oder gemalten Bildpartien in Beziehung gesetzt werden. Die von Wörn dabei angewandten Techniken sind die Serigraphie, Malerei mit Tempera, Öl- oder Siebdruckfarben oder unterschiedliche Mischformen. Das Verfahren, das einer fortschreitenden Verfremdung unterliegt, führt also vom „Trivialobjekt“ (zerstörte Plakatwände) über das „ästhe-

tische Objekt“ (Suche nach ästhetischen Strukturen) zum „Kunstobjekt“, eben dem Kunstprodukt des Plakatabrisses. Der künstlerischen Phantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt. Die Fülle des anfallenden Materials und die Variationsbreite der Techniken, die hinzukommen, lassen dem Produzenten, also dem Künstler, unbeschränkte Möglichkeiten offen. Und so ist jeder Plakatabriß ein Unikat.

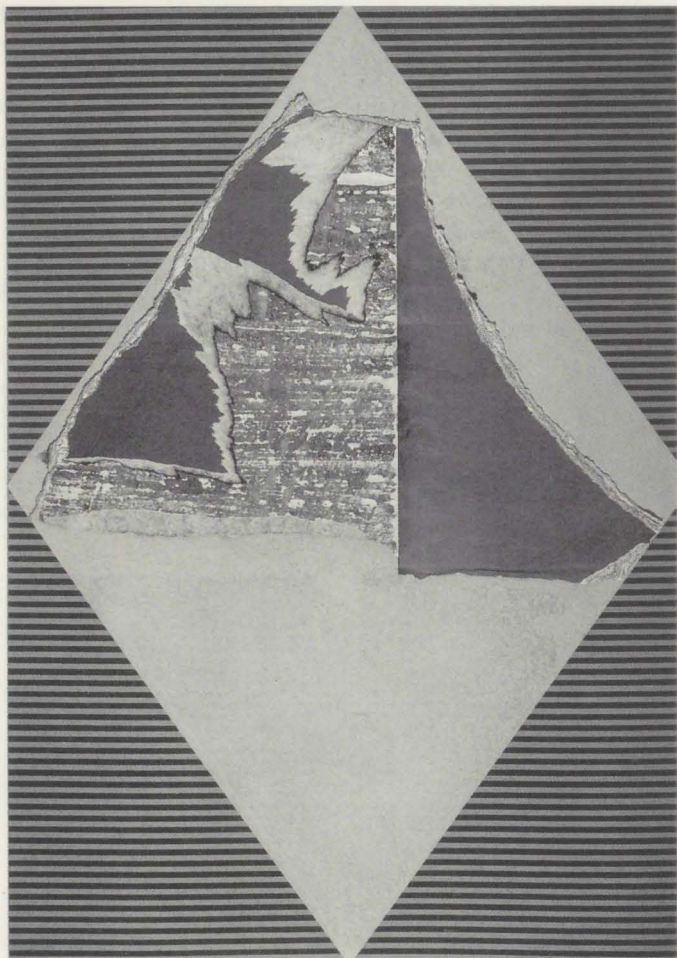
Den zweiten großen Abschnitt von Wörns künstlerischem Schaffen, der den Plakatabrissen folgte, kann man mit dem Sammelnamen „Kontraste“ bezeichnen, so wie sie in einem Zyklus bei einer Ausstellung in Staufen 1991 vorgestellt wurden. Bei diesen Arbeiten wird der Einfluß Johannes Ittens, des Schöpfers

einer der bedeutendsten Farbtheorien, und mit dem sich Wörn seit seiner Studienzeit beschäftigt hat, besonders deutlich. Ihm fühlt sich Wörn in seinen „Kontrasten“ besonders verpflichtet. Der Zyklus wurde in der Siebdrucktechnik geschaffen, der vom Künstler äußerste Präzision, hohes handwerkliches Können, Exaktheit und sorgfältigen Umgang mit den bildnerischen Mitteln verlangt. Diese neuen Serigraphien, die seit Ende 1990 entstanden sind, folgen Ittens Kontrastlehre, die darauf fußt, daß sich die Wirkungen von Farben auf verschiedene Kontraste zurückführen lassen. Itten stellte dazu deren sieben fest, z. B. den Farbe-an-sich-Kontrast, den Hell-Dunkel-Kontrast, den Komplementärkontrast, den Simultankontrast, den Quali-



Kontraste/Objekt I, 1991
Malerei/Serigraphie

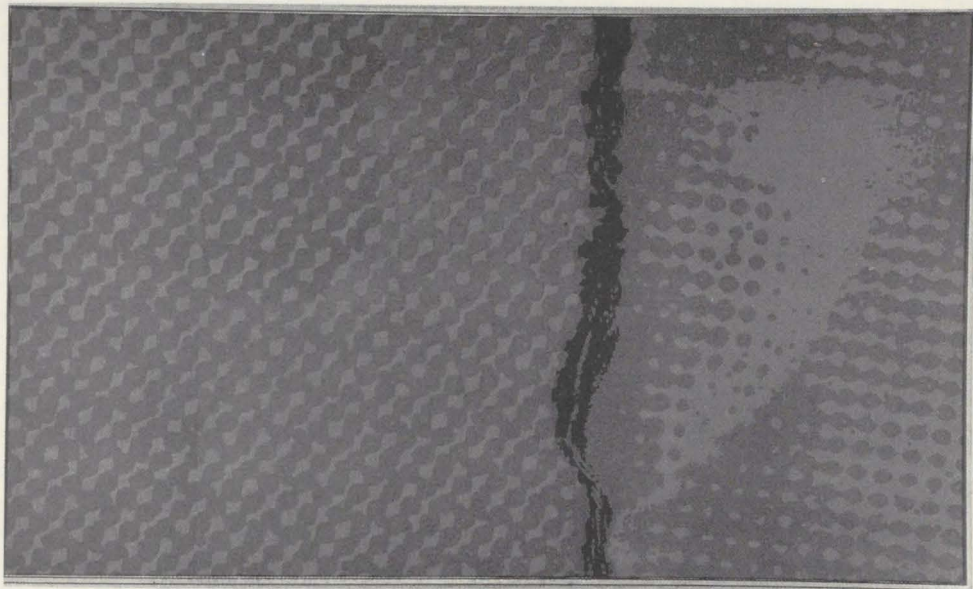
Martin Wörn



Martin Wörn, ohne Titel, 1987, Decollage/Serigraphie, 49 × 69 cm

täts- und Intensitätskontrast. Alle diese farbtheoretischen Überlegungen, auf die im Rahmen dieser Betrachtung nicht näher eingegangen werden kann, hat Wörn in seine „Kontraste“ eingebracht. Und es entstanden klar strukturierte Bilder, die auf genauer Berechnung, exakter Analyse und Funktionalität basieren. Als Beispiel dazu möge das Foto von „Kontraste, Objekt I, 1991“ dienen. Zwei monochrome, anthrazitschwarze Flächen gleicher Größe, in der Mitte getrennt durch

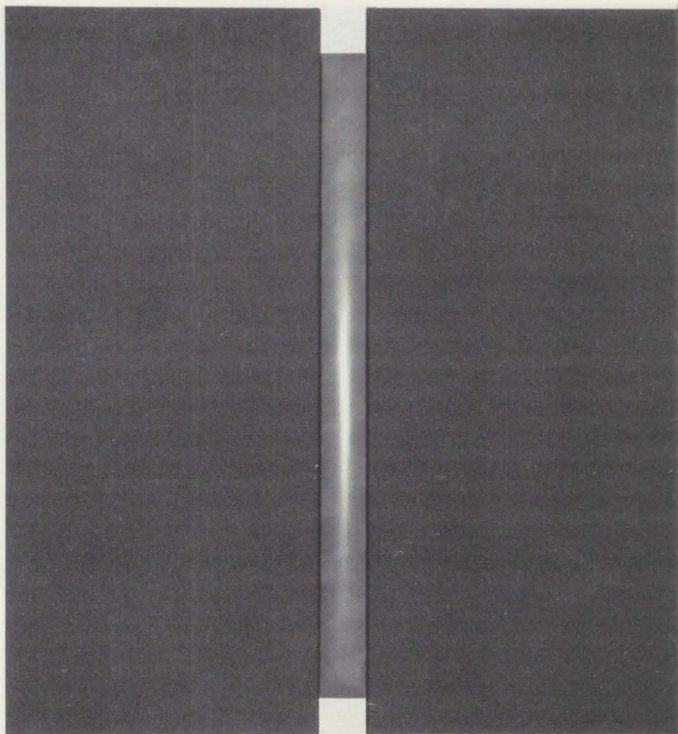
einen zweifarbigen Streifen in einem komplementären Farbenkontrast. Die beiden Flächen sind makellos gewalzt, der Mittelstreifen im Siebdruckverfahren hergestellt. Exakt ein Siebtel einer Fläche mißt der Mittelstreifen. Um die Größe eines Würfels ist dieser am oberen Rand des Objektes eingerückt, wodurch er den unteren Rand in demselben Ausmaße überragt. Da sieht man die handwerkliche Perfektion des Künstlers sehr deutlich. Aber dies ist nicht entscheidend.



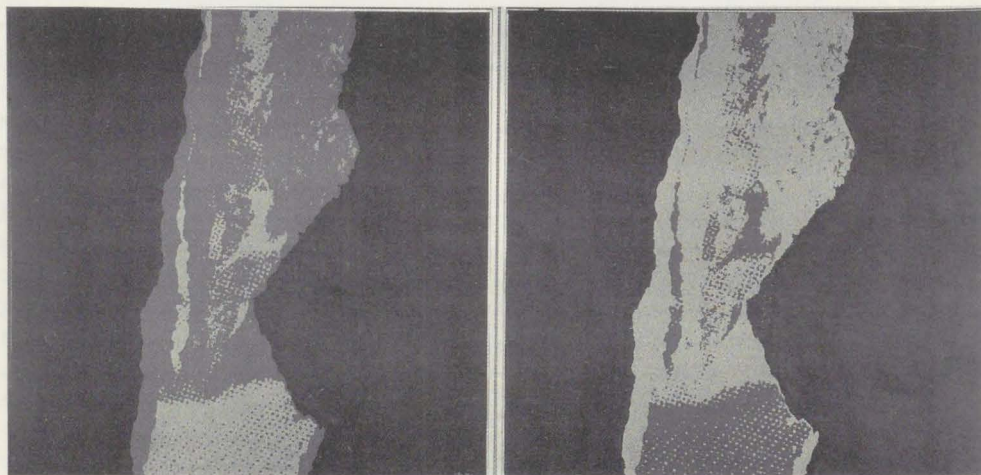
Martin Wörn, ohne Titel, 1990, Malerei/Serigraphie, 133 × 223 cm

Diese Objekte sind nicht durch Abstraktion der uns umgebenden Welt entstanden. Eine inhaltliche Bedeutung ist unwichtig, was zählt und angestrebt wird, ist allein die Wirkung der Farben, der Flächen und eben der Kontraste. Man muß dabei berücksichtigen, daß Farbe durch einen auf den Gegenstand treffenden farblosen Lichtstrahl entsteht, aus dessen Spektrum bestimmte Wellenlängen zurückgeworfen so vom Auge wahrgenommen werden. Die reflektierten Wellen ergeben das Phänomen Farbe. Daraus resultiert, daß Farben keineswegs die unveränderlich vorhandene Eigenschaft eines Gegenstandes ist. Jeder Farbeindruck ist also abhängig vom Licht, unter dem er zustande kommt. Und jedes farbige Licht verändert im Auftreffen die Farbe des getroffenen Gegenstandes. Die Wirklichkeit ist also ein dichtes Netz von Reflexlichtern mit ihren farbenverändernden

Wirkungen. Aus Erfahrung weiß jeder, daß die Anwesenheit von Nebenfärbungen das Auge täuschen kann, die gleiche Farbe ist auf weißem oder schwarzem Untergrund von völlig verschiedener Wirkung. Und weiter, und das ist bei Wörns Kontrasten zu beachten; wenn zwei oder mehrere Farben zugleich vom Auge erfaßt werden, ist eine Farbe von der anderen simultan in ihrem Eindruck abhängig. Auf diese Wirkungen sind die „Kontraste“ Wörns abgestellt, wenn z. B. gefragt ist, wie eine monochrome Fläche durch Kontrastierung oder Einbettung in eine andere Farbe sich verändert. Es wird dann auch verständlich, daß solche Flächen unterschiedliche Farbwerte erfahren und sie dunkler oder heller werden können. Wörns „Kontraste“ sind eine konsequente Weiterentwicklung der „Plakat-Abstrakte“. Sie fordern vom Betrachter ein einfühlsames Sehen und innere Bereitschaft zur



*Martin Wörn, 1991, Kontraste Objekt II, Malerei/Serigraphie auf Leinwand/
Polystyrol, 90 × 90 × 5,6 cm*



Martin Wörn, ohne Titel, 1990, Malerei/Serigraphie, Diptychon, 88 × 176 cm

Aufnahmefähigkeit und Offenheit für die Erfahrung von Neuem, das der Künstler in seinem Werk mitteilt.

Seit 1979 haben Ausstellungen die Kenntnis des Werkes von Martin Wörn gefördert und ihn über die engere Heimat hinaus bekannt gemacht. Einzelausstellungen hatte der Künstler in seiner Heimatstadt Schwetzingen, seinem Wohnort Staufen und in Freiburg und Grenzach. Sehr zahlreich waren und sind seine Beteiligungen an Gemeinschaftsausstellungen landauf-landab, in Frankreich, Spanien, England und den Niederlanden. Seine Arbeiten finden sich auch in öffentlichen Sammlungen. Der Stadt Schwetzingen, mit der der Künstler natürlich besonders verbunden ist, hat Wörn 1991 die Entwürfe der Glastafeln „Historischer Pfad Schwetzingen-

“geschaffen und die Durchführung der Tafeln realisiert. Er hat damit der Stadt, für die der Fremdenverkehr unerlässlich ist, einen besonderen Dienst erwiesen.

Martin Wörn ist jetzt 38 Jahre alt, und daß in diesem Alter eine endgültige Einstufung des Künstlers nicht möglich ist, liegt auf der Hand. Die besten Schaffens- und Reifejahre liegen nun vor ihm. Wir sind sicher, daß er sie nutzen und weiterschreiten wird in neue Dimensionen, denn weitere Lebensjahre sind auch Erfahrungsjahre, die neue Einsichten und Aussichten bringen, ohne die ein Künstler nicht auskommen kann. Man darf gespannt sein, wie Martin Wörn mit seinen Pfunden wuchern wird, die er ohne Zweifel reichlich besitzt.

Verschneiter Schwarzwald (II)

Hermann Dischler (1866–1935) — Maler und Photograph



„Schwarzwalddorf im Winter“, 1911



Panoramaaufnahme Hinterzarten von der Windeck über den Siedlungsankern zum Hochmoor, Foto 1992, Aus: OSchwarzwald o Heimat! — Verlust und Anpassung, Hermann Dischler, Maler und Photograph, Rombach Verlag, Freiburg

Fortsetzung Seite 616

„Der Liebesbrunnen von Durlach“

Klaus Ringwalds plastisches Bildwerk belebt den Marktplatz

Hubert Morgenthaler, Neckargemünd

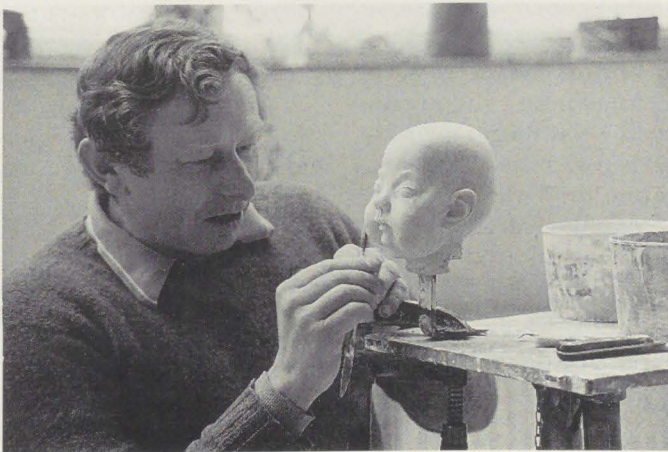
Der Bildhauer Klaus Ringwald, „aus den stillen Wäldern“ des Schwarzwaldes kommend, ist ein Künstler von originaler Prägung. Das heißt so viel: „Er weiß, was er will“, wenn es um die Verwirklichung eines kühnen Gedankens geht, um — eine in sich geschlossene Welt — seine Welt der Kunst — die er vollendet sehen will. Denn nur in der Wirklichkeit der Vollendung kann sie ihre Sinngebung, ihr Dasein erkämpfen. Er scheut als Künstler den Raum der Öffentlichkeit nicht, auch nicht die öffentlichen Plätze vor Kathedrale oder Münster, dem Rathaus oder dem Marktplatz. Hier ist dieser lebenskräftige Mann sozusagen zu Hause. Denn er braucht die Menschen, weil er durch seine Kunst unmittelbar zu ihnen sprechen will; sprechen zu jedermann.

Die sitzende Christusfigur, den Menschen empfangend mit ausgebreiteten Händen, für

das Eingangstor zum Cathedralbereich in Canterbury in England 1990 geschaffen und dort aufgestellt, ist dafür ebenso ein Zeuge wie die Bronzereliefs an den Portalen des Münsters in Villingen, in deren biblische Bildszenarien der stets angriffslustige Ringwald auch politisch aktuelle Spitzen einarbeitete, die bei den damals Mächtigen in unserm Lande Unbehagen erregten.

Ganz der Welt, das heißt allen Menschen, die gerade des Weges kommen, gehören die Brunnenanlagen, die Klaus Ringwald in den letzten Jahren auf zentralen Plätzen von Städten und Gemeinden in unserer Heimat gestaltet hat.

Es sind dies: „Der Marienbrunnen“ in Waghäusel — 1984 fertiggestellt —, der vielschichtig in seiner Aussage angelegte Brunnen auf dem Münsterplatz in Villingen — 1989 voll-



Klaus Ringwald



Brunnen Gesamtansicht, Marktplatz Durlach

endet — und 1992: „Der Liebesbrunnen in Durlach.“ Bemerkenswert an all diesen Brunnen ist: Sie sind wie selbstverständlich Teil der Architektur ihrer Umgebung geworden, die der geschichtlich noch denkende Bildhauer Klaus Ringwald in seine bildnerische Konzeption — in einem universal zu nennenden Sinne — einbezogen hat. Dieses geschichtliche Bewußtsein verhartet jedoch nicht in einem nur nachahmenden Historismus. Denn der Bildhauer Klaus Ringwald vermag in dieser historisch gewachsenen Welt seine eigenen, stets originalen Werkvorstellungen so zu entfalten, daß sie Teil einer neuen, vorher nicht dagewesenen Ganzheit werden. Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, erst durch den „Liebesbrunnen“ ist der Marktplatz so ganz erst zum Marktplatz von Durlach geworden.

Der Grund liegt vielleicht darin, daß in allen Werken dieses Künstlers das Individuelle, das ganz und gar Persönliche, sich im Allgemein-

menschlichen spiegelt und umgekehrt im Allgemein-menschlichen jeder auf seine Weise sich erkennen kann.

Da Klaus Ringwald in seinen Werken immer ein großes Thema, wie der Musiker sein Leitmotiv, anschlägt, greifen die Menschen unmittelbar danach, weil sie irgendwo spüren in sich, meist im Verborgenen, das ist auch mein Thema. Und ist die Liebe, ihre alle Bereiche der Schöpfung durchdringende, den Menschen bewegende Daseins- und Lebenskraft, nicht auch ein Teil von uns allen? War sie nicht auch Teil des Lebens der Menschen vor uns? Und wird sie nicht auch Teil im Leben der Menschen nach uns sein?

Aber ein großes Thema wie die Liebe kann nur bestehen vor den Augen der Menschen, wenn das Unbestimmte dieses Gefühls zur Form geworden ist und aus dem verwandelnden Sein der Kunst zu uns spricht.

Klaus Ringwald erreichte dieses verwandelnde Sein der Kunst durch zwei Elemente:

Einmal durch den Willen zur Architektur, der er sich — was seine Umwelt betrifft — unterordnete, und durch seine Bildschöpfung, die selber Architektur geworden ist.

Gleichfalls erkennbar in der Gesamtheit der Werkhierarchie des Brunnens, aufsteigend aus dem abgebrochenen Stumpf eines gotischen Stockbrunnens, ist sein Bestreben, den Menschen unserer Zeit noch einen kosmologischen Zusammenhang zu vermitteln, in dem der Mensch noch vereint ist mit der Kreatur, mit den Tieren und dem Urelement unseres Erdendaseins, dem Wasser.

Der Architektur des ganzen Werkraumes — Marktplatz und Liebesbrunnen Durlach — entspricht die geistige Hierarchie seiner Welt-sicht: die Gedankenarchitektur des Künstlers Klaus Ringwald.

Von dieser Korrespondenz von Werk- und Gedankenarchitektur müssen wir ausgehen, wenn wir der Gestaltungswerdung dieses

Brunnens gerecht werden wollen. Beachten wir zuerst das Phänomen des Hineinwachsens des Liebesbrunnens in die vorgegebene Architektur seiner Umgebung. Da der Brunnen genau betrachtet im Strahlenkreuz der neugotischen Kirche und des historischen Rathauses steht, bildet er in seiner ursprünglichen Gestalt schon den Mittelpunkt des Marktplatzes. Aber nicht nur diesem Dreiklang von Rathaus als dem weltlichen Zentrum der Gemeinde, der Kirche als einem geistigen Ort, wußte der Bildhauer gerecht zu werden, sondern auch dem Marktplatz selbst als der Versammlungs- und Begegnungsstätte der Menschen.

Sicherlich war es für ihn hilfreich, daß der Brunnen selbst in seiner rohen Rahmenstruktur noch vorhanden war, daß das gotische Oktogon schon in der Umrahmung der Pflastersteine vor dem Brunnen sich anzeigte, den Weg zum Brunnen vorzeichnete und eine Art



Gehäuse mit Liebespaar



Kleintierwelt auf dem Brunnenrand

Steigerung erfuhr durch ein Stufenplateau, aus dessen achteckigen Raumvolumen sich der Baukörper des Brunnen erhebt. Mit sicherem Einfühlungsvermögen und exakt vorgehendem Formbewußtsein hat Klaus Ringwald den achteckigen Baukörper des Brunnen seinen plastischen Intensionen nutzbar gemacht, indem er bronzene Schrifttafeln, an deren vier Endpunkten jeweils Goldnägelsköpfe angebracht sind, in die vorher leeren der Quadratteile einfügte.

Neben der plastischen Konturierung erlaubten ihm diese rundum angebrachten Schrifttafeln seinen Formkodex durch das Element der Sprache und Schrift zu erweitern und gab ihm dazu noch Gelegenheit, die Geschichte der Stadt und des Brunnen anschaulich zu machen.

Die Schnittpunkte und Verkantungen des Brunnenoktogons bevölkerte der Bildhauer Klaus Ringwald durch Tierpaare, die fraglos

einander zugetan sind und einiges von ihren Hochzeitsbräuchen offenbaren. Diese fröhliche Kleintierwelt aus Tag- und Nachtgestalten belebt nicht nur die Architektur des Brunnenrandes, sondern ist auch Ausdruck von Ringwalds Gedankenarchitektur und Welt-sicht.

Denn er vermittelt in ihnen eine, die ganze Schöpfung durchdringende elementare Kraft, die Macht des Eros, der im frühgriechischen Sinne Himmel und Erde miteinander verband und Tier und Mensch gleichermaßen durchbebte.

Für die Kinder vor allem ist dieser Teil des Brunnen zur Freude geworden, können sie doch mit Händen greifen, was sie lieben und teilweise auch fürchten. Sie können ohne Angst verweilen bei den Igel, die liebevoll einander zugetan sind und deren Stacheln gar nicht mehr stechen. Auch vor den Kröten brauchen sie keine Angst zu haben, noch vor

den Ratten, die sich beschnuppern, den Fledermäusen, die sich umschwirren, noch vor Raben und Eulen, die ihre Balzzermonien und -rituale in einem zärtlichen Schnäbeln und sanfter Zuwendung einander kundtun. Diese Tierpaare, versammelt am Rande des Brunnentroges, führen unseren Blick hin zu den Rohren, aus denen das Wasser — auch noch für uns die Quelle des Lebens — schießt und fließt.

Diese Brunnenrohre stoßen ins Freie aus den Mündern von maskenhaften Gesichtern, die schon den alten Brunnen zierten und jetzt neu bemalt worden sind.

Auch den Stumpf des alten Stadtbrunnens hat Ringwald bemalt und dadurch ihre kargen Lineamente belebt. Verfestigt und umkleidet wurde der Sockel des Brunnens durch vier säulenartig aufsteigende Verstrebenungen, die gleichsam hinaufwachsen und durch ihre Stützen das Gehäuse bilden für das junge,

schöne und kraftvolle Liebespaar. Dieses stehende, junge Liebespaar, umrankt vom teilweise vergoldeten Laubwerk und den Trauben des Weinstocks, der, von unten nach oben steigend, selbst den gotisch gefaßten Helm der Liebeslaube, des offenen Liebestempels, erklimmen hat, wendet Körper und Kopf selbstvergessen einander zu.

Wie jedes Liebespaar sind sie sich selber genug und leben ganz nur in ihrer Welt, der Welt der Liebe, die Zeit und Raum nicht mehr kennt. Ihre Körper hat Klaus Ringwald fest wie ein Stück Architektur geformt, kantig in den Schulterverstrebenungen des Mannes, weich und sanft fließend im Körperrhythmus des jungen Mädchens. Die aus der Statik der Stehenden sich bewegenden Körperschwingungen der Zuwendung und Zuneigung wirken wie naturgegeben auf den Betrachter, ebenso die Zartheit der Umarmung, das Greifen der Hände nach dem Körper des andern.



Kleintierwelt auf dem Brunnenrand



Kleintierwelt auf dem Brunnenrand

Dieses ganz und gar Natur gewordene Menschenpaar vermittelt ein Gefühl des Glücks, der Stille des Für-sich-seins, der Geborgenheit im anderen Menschen.

In der Geborgenheit dieses Liebespaares, ihrer lustvollen Versunkenheit erfüllt und vollendet sich auch die kraftvoll-zarte Gestaltungskraft des Bildhauers Klaus Ringwald.

Um die Schönheit dieses Natur gewordenen Liebespaares in den Figuren selbst Vollendung werden zu lassen, brauchte er weder klassische noch idealisierte Surrogate. Sie sind ganz einfach da, diese beiden Figuren und genügen sich selbst. Sie beglücken uns als Betrachter und verführen uns zu mitfühlender Anteilnahme.

Durch das Liebespaar, mit dem Klaus Ringwald seinen Brunnen in Durlach krönt, vermittelt er uns eine doppelte Freude: die in sich schlüssige Werkarchitektur seines Brun-

nens, vollkommen in den Maßen und der Meisterschaft seiner Gestaltungskraft, und den Kosmos seiner Weltsicht.

Sie umfaßt noch die ganze Schöpfung, diese Weltsicht Klaus Ringwalds: den Stein als die festigende Kraft alles Bestehenden, das Wasser als die Quelle allen Lebens. Sie bezieht auch die Tiere als Teil aller Kreaturen mit ein, eben alles von Gott Geschaffene; den Weinstock mit seinem Laub und den Trauben, die Pflanzen, die sich dem Himmel öffnen und auf seinem erhobenen Sockel auch den Menschen, ein junges Menschenpaar sich in Liebe zugetan.

Nur wenn uns dieser Zusammenhang bewußt bleibt und der sinnliche Reichtum, den dieses Liebespaar uns vermittelt, erschließt sich uns dieses in sich vollkommene und meisterhaft vollendete Werk, Klaus Ringwalds „Liebesbrunnen in Durlach“.

Der letzte Klosterkomponist von St. Peter

Über P. Philipp Jakob Weigel (1752—1826) und das Musikleben im Stift St. Peter vor der Säkularisation

Erich Kaiser, St. Peter

Ignatius Speckle, von 1795 bis 1806 Abt zu St. Peter im Schwarzwald, bezeugt in seinem Tagebuch¹⁾ vielfach, daß in seinem Kloster selbst in dem unruhigen Jahrzehnt vor der Aufhebung des Stifts 1806 die für eine Benediktinergemeinschaft bedeutsame Musikpflege aufrechterhalten wurde, so gut es die widrigen Zeitumstände erlaubten. Eine ständige Sorge galt der musikalischen Ausbildung der Studenten in Gesang, Instrumentalspiel und den Monatskompositionen. Dieser Unterricht war jetzt freilich nur noch dank der Mithilfe einiger Schweizer Benediktiner möglich, die aus ihrem Kloster fliehen mußten und in St. Peter Zuflucht fanden. Dabei galt die Musik als so wichtiger Teil des Studiums, daß selbst schwache Schüler aufgenommen und sogar durch Freiplätze gefördert wurden, wenn sie nur eine schöne Stimme hatten und musikalisch begabt waren. Musik prägte traditionsgemäß auch die Höhepunkte des klösterlichen Jahreskreises: festliche Ausgestaltung des Gottesdienstes an hohen Feiertagen (nun gelegentlich unter Mitwirkung der Militärkapelle eines in der Nähe stationierten Regiments) sowie Tafelmusik und Singspiele zu Neujahr, Fastnacht, am Namenstag des Abtes, am Cäcilienfest und zur Verleihung der Prämien an die Klosterschüler.²⁾

„Frohlocket itzt ihr Musen Söhne! / Die ihr so treulich dieses Jahr / Gespielet auf des Pemplas Scene / Geopfert auf Apolls Altar!“ Mit diesem Rezitativ beginnt das einzige aus dem St. Peterer Klosterbesitz erhaltene Singspiel, dessen Text (leider ohne Noten!) ich als Beilage zu einem Verzeichnis der Kloster-

schüler gefunden habe: „Singspiel, abgesungen bey Austheilung der oeffentlichen Belohnungen für Die studierende Jugend in dem Gotteshause St. Peter auf dem Schwarzwalde Benediktiner-Ordens, den 3. Herbstmonat 1800“.³⁾ Das Stück wurde — wie Abt Speckle berichtet — von P. Placidus Schick aus St. Peter verfaßt, durch den aus dem Schweizer Kloster Maria-Stein emigrierten P. Ambrosius Stierlin vertont und von den Studenten am 3. September 1800 mit Beifall aufgeführt.⁴⁾ Die Anrufung von mehr als zwanzig griechischen Göttern, Göttinnen und Musen, die Namen antiker Stätten (Pindos, Helikon, Parnass, Kastalische Quelle) und die Nennung der Dichter Homer, Virgil, Horaz und Pindar verraten, was die Klosterschüler im Unterricht gelernt haben, die hier als „Musensöhne“ und „der weisen Pallas treue Diener“ ihrem Abte als dem „großen Musengönner“ huldigen. Diese klassisch-antike Sphäre verbindet sich in dem kleinen Werk anmutig mit der heimischen des Schwarzwaldklosters, „wo im Garten nächst den Buchen der Springquell zwischen Bäumen schwätzt“, wo „trüber Herbst die Blätter pflückt“, „der Äpfel reifes Gold Vergnügen haucht“ und „bunte Meisen uns umfliegen“, und wo der Weingott Dionysos als Sorgenbrecher Lyäus auftritt „und füllt das Faß mit Most, nach dem sich jeder sehnet“. Daß diese studentische Fröhlichkeit nur notdürftig die Sorgen und Ängste der Erwachsenen vor erneuter Kriegsgefahr überdeckt, spricht der Abt im Tagebuch⁵⁾ und der Textdichter in einer Quartettstrophe seines Singspiels aus: „Die Weisheit lehrt uns unsre

N

Singspiel

abgeschlossen

bei
Ausführung

von

öffentlichen Gelobnungen

für

Die studierende Jugend

in dem Gottesdienst d. Pater mit dem Pfarrer von

Lautenthal - St. Peter
am 2ten Herbstmonat.

1800.

102/301

Titelblatt und erste Textseite eines Singspiels aus St. Peter. (Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe 102/301)

Pflicht; / Und wer sie hat, der zaget nicht, / Wenn gleich der feste Welten Bau / Vor seinen Augen bebt“. Ein so unmittelbarer Einblick in die Konzerttätigkeit im Kloster St. Peter war bisher nicht möglich, waren doch nur die Berichte über die Darbietungen⁶⁾, nicht aber die Noten oder Texte der Werke selbst bekannt. In Brandkatastrophen, Kriegswirren und zuletzt der Säkularisation gingen immer wieder wertvolle Quellen verloren. Zudem stellt es sich als Versäumnis her-

aus, daß die Forschung den der Musik gewidmeten Tagebucheintragungen Ignatius Speckles kein besonderes Augenmerk schenkte und sich infolgedessen weder für *den* Mann interessierte, der hier als der wichtigste Träger der St. Peterer Musikpflege um 1800 erscheint: Pater Philipp Jakob Weigel, noch nach dem Verbleib der Musikalien fragte, die bei so intensiver Musizierpraxis zweifellos reichlich vorhanden gewesen sein müssen.⁷⁾ Wertet man Abt Speckles Mitteilungen aus, führen

Recitativ.

Hochlobet ihr Meinen Vöster!
In ihn so wunderbarlich
Ganz in der Kunst der Kunst
Ganz in der Kunst der Kunst!

Quartett.

Die wunderbarlich
Der wunderbarlich
Die wunderbarlich
Die wunderbarlich
Die wunderbarlich
Die wunderbarlich
Die wunderbarlich

Duett.

Der wunderbarlich

sie zu neuen, bis jetzt nicht beachteten Quellen, die weitere Auskunft über Pater Weigel als den letzten Klosterkomponisten und über das Musikleben im Stift St. Peter vor der Säkularisation geben.

P. Philipp Jakob Weigel (auch Weigl oder Waigel geschrieben) wurde am 12. 1. 1752 in Windach in Bayern geboren. Aus seinem Lebensweg bis zum Eintritt ins Kloster St. Peter sind nur wenige wichtige Stationen bekannt; wo er seine theologischen und musikalischen Studien absolviert hat, geht aus den Kloster-

akten nicht hervor. In seiner bayerischen Heimat trat er in den Orden des hl. Paulus ein und war hier nach der am 18. 11. 1771 in Konstanz empfangenen Priesterweihe sieben Jahre als Pauliner tätig, anschließend weitere sieben Jahre in Bonndorf. Mit Zustimmung seiner Obern trat er dem Benediktinerorden bei und legte am 10. 4. 1791 in St. Peter Profess ab. Nachdem er hier sechs Jahre als Vikar gelebt hatte, wirkte er als Pfarrverweser und Pfarrer von 1797 bis 1799 in St. Ulrich und danach bis 1807 in Waldau. Auf Vorschlag des Abtes wurde er nach Aufhebung des Klo-

sters 1807 zum ersten Benefiziaten und Chorregenten in der neu eingerichteten Pfarrei St. Peter ernannt, wo sein ehemaliger Mitbruder P. Placidus Schick die Stelle des Pfarrers erhielt. Mit 63 Jahren bewarb sich P. Weigel um die Pfarrstelle in Bollschweil, die er von 1815 bis zu seiner Pensionierung 1821 inne hatte. Den Ruhestand verbrachte er in Kirchhofen, hier starb er am 30. 8. 1826 im 75. Lebensjahr an den Folgen einer Lebererkrankung.⁸⁾

Aus dem für einen Ordensmann bewegten Lebenslauf Weigels läßt sich folgern, daß Abt Speckle ihn wohl zutreffend charakterisiert, wenn er vor allem sein unstes Wesen hervorhebt: „Die angebliche Ursache, warum er um diese Pfarrei (Bollschweil) kompetierte, war, weil ihm die Beamten zu St. Peter mancherlei Verdruß gemacht, seine Wohnung oft verändert, ihm auch ein Stück vom Garten abgeschnitten hatten und dergleichen. P. Philipp hatte in St. Peter den schönsten, ruhigsten Platz, der seinem Musiktalent ganz angemessen. Allein er war an keinem Orte lange vergnügt. War zuerst Pauliner, trat zu uns, war Pfarrer zu St. Ulrich und Waldau. Betrug sich überall untadelhaft und besorgte die Pfarreien fleißig, doch trachtete er immer auf einen anderen Platz. War immer zurückhaltend und verschlossen, dabei sehr wirtschaftlich. Das Benefizium zu St. Peter war eigens für ihn gemacht und ertrug nicht weniger als die Pfarrei Bollschweil und war viel ruhiger. Doch wollte er schon vor einigen Jahren in sein Vaterland nach Bayern emigrieren. Da dieses nicht gestattet wurde, so gelang es ihm nun doch mit Bollschweil.“⁹⁾ Ein weiterer Charakterzug P. Philipps spricht aus einem Streit, in dem er sich gegen drei andere Patres behauptete; Abt Speckle schildert den Vorfall: „Zu Mittag dispensierte ich im Konvente. Nun gabs einen Präzedenzstreit, wer vorgehen sollte, P. Philipp oder die drei neuen Patres, weil diese einige Wochen früher Professe waren als jener. Ich suchte zu vermitteln. Die drei neuen Patres gaben nach, aber, wie es

schien, nicht gerne.“¹⁰⁾ Eine Beschwerde von P. Weigels Amtsnachfolger auf der Pfarrei Waldau, „daß er in Waldau an Meubles und anderen Vorräten so wenig gefunden, indem P. Philipp alles mit sich weggenommen oder aufgezehrt hätte“, deutet auf eine gewisse Rücksichtslosigkeit und Habgier, die sich freilich nach dem Eindruck des Abtes auch der anderen „sich nun säkularisiert glaubenden Klostergeistlichen bemächtigt“ hatte¹¹⁾ — wohl aus Unsicherheit und Ängstlichkeit der in selbständiger Haushaltsführung unerfahrenen Ordensleute.

Von den Aufgaben P. Philipps im Klosteralltag läßt sich ebenfalls einiges fassen: Als „Professor ac Moderator“ (1792—1796) Leiter der Klosterschule; Instruktion der Sängerknaben und Betreuung ihrer Monatskompositionen (1796); das Amt des „Vestiarus“ (1797), der u. a. die bei den Komödienkleidern entstandene Unordnung beseitigen sollte.¹²⁾

Statt der Sängerknaben hatte Philipp Jakob Weigel nach der Auflösung des Klosters als Chorregent und als Inhaber des Musikbenefiziums nun die Sängermädchen der neuen Pfarrei im Kirchengesang auszubilden; zum Ärger des Abtes hielt er diesen Unterricht innerhalb des Klostergebäudes im Refektorium ab.¹³⁾ Aber schon vor der endgültigen Übernahme des Benefiziums wurde zum Jahreswechsel 1806/1807 die Kunst des als guten Organisten geschätzten Musikers benötigt, um in der schwierigen Übergangsphase zwischen dem nicht mehr funktionierenden Klosterleben und dem noch nicht funktionierenden Gemeindeleben in St. Peter die festlichen Sonntagsgottesdienste durch sein Orgelspiel zu gestalten, die musikalischen Vorbereitungen auf das Weihnachtsfest 1806 zu treffen und mit P. Ulrich Rombach zusammen „die Musik für die Zukunft einzurichten“.¹⁴⁾ Das Resultat dieser Bemühungen wird später in einem Bericht des Pfarrers Placidus Schick über die Gottesdienstgestaltung in seiner Kirche greifbar: „(. . .) unter dem Amt deutsche

Meßgesänge, die an den höchsten Festen mit Figural-Musik begleitet werden.¹⁵⁾

Weigels Arbeitskraft war freilich in seinen letzten St. Peterer Jahren durch gesundheitliche Probleme beeinträchtigt. Dies wird mehrfach durch seinen ehemaligen Vorgesetzten, Abt Speckle, wie auch durch seinen neuen Vorgesetzten, Pfarrer Placidus Schick, bestätigt. Dabei ist es vergnüglich zu lesen, wie verschiedenartig dieser Sachverhalt in den privaten Tagebuchnotizen des Abtes und in den offiziellen Dienstbeurteilungen des Pfarrers dargestellt und gewertet wird: Abt Speckle gibt 1814/15 das Bild des P. Philipp, der „über 60 Jahre alt nicht viel hilft und nicht viel helfen kann“, der „ohnehin kränkelte und zu Pfarrverrichtungen nicht wohl, am wenigsten zum Krankenversehen zu brauchen war“ und welcher „als Chorregent und Kooperator, der aber wenig tat, ein Benefizium hatte“.¹⁶⁾ Demgegenüber bezeichnet Pfarrer Schick 1808 und 1811 in seinen tabellari-schen Dienstbeurteilungen der Geistlichkeit von St. Peter den Benefiziaten Weigel als „gesund aber schwach“, als „zur Seelsorge durchaus tauglich“, voll Fleiß und Eifer für Beichtstuhl und Krankenbett, allgemein von großem Fleiß und in der Schule „in seinem Fache sehr tätig“; seine musikalische Begabung wird zweimal hervorgehoben: „ein Musikant mit Vorzug“, „besonders ein guter Organist“.¹⁷⁾

Seine besondere Stellung im Musikleben des Klosters St. Peter verdankt Philipp Jakob Weigel aber nicht so sehr den bisher geschilderten Funktionen beim Unterricht der Sängerknaben und als Organist, sondern vielmehr seiner Rolle als Hauskomponist, der zu zahlreichen festlichen Anlässen geistliche und weltliche Werke schrieb und zur Aufführung brachte. Diesem musikalischen Schaffen P. Weigels wurde bisher noch keine Aufmerksamkeit geschenkt,¹⁸⁾ lediglich die Uhrenforscher und -sammler haben seine Verdienste um die Förderung und Verbesserung der Schwarzwälder Spieluhrenherstellung nicht

vergessen,¹⁹⁾ auf die bereits Abt Speckle hinweist: „P. Philipp, Pfarrverweser in Waldau, kam und brachte mir zum Geschenk eine Spieluhr, wozu er selbst die Stücklein komponiert und die Walzen gestochen hat; auch nach seiner eigenen Erfindung einige Stücklein beigefügt, wo während dem Spielen der Pfeifen auch die Glocken einfallen und die Stunden schlagen. Er beschäftigt sich mit dieser Arbeit, verfertigt musikalische Stücklein für die Uhrmacher, sticht selbst Walzen dazu und erhält dafür zur Belohnung von Uhrmachern Uhren zum Geschenk.“²⁰⁾ In Fragen der Spieluhren-Einrichtungen stand er in Kontakt mit P. Cyrill, einem Franziskaner in Freiburg.²¹⁾

Des weiteren erwähnt der Abt die folgenden Kompositionen Weigels: Ein zum Silvesterabend 1795 „von P. Philipp verfertigtes und auf Noten gesetztes Lied“, das von den kleinen Studenten unter dem Nachtesen gesungen wurde; zum Stephanstag 1796 ein von ihm aufgesetztes „Akkompagnement von Instrumenten“ zum deutschen Meßgesang; 1798 eine für die Pfarrkirche in Unterboihingen komponierte Vesper, die er dem Abt zum Namenstag übergab; 1801 wurde vor der Austeilung der Prämien an die Schülerknaben „eine kleine Musik abgesungen, welche P. Philipp aufgesetzt hatte“; eine zum Neujahrstag 1802 auf einen Text von P. Clemens Rößler komponierte Tischmusik, aufgeführt von den Fratres „mit lauter Blasinstrumenten“; eine Komposition zum Namenstag des Abtes 1807, die von den Studenten und Patres zu Gehör gebracht wurde; als letztes Werk einen zum Priesterjubiläum des P. Marian Stiegeler von Oberried 1813 komponierten deutschen Gesang zu vier Stimmen.²²⁾

Von allen musikalischen Arbeiten P. Weigels wird von Ignatius Speckle eine 1805 erschienene Klavierschule am nachdrücklichsten hervorgehoben; der Abt ist auf diese erste aus dem Kloster St. Peter stammende Musikveröffentlichung so stolz, daß er nicht nur die Bedingungen des Verlagsvertrags wiedergibt,

46

VARIATIONEN

zur steigenden

Übung für Clavier-Schüler, und zur Erleichterung des
Unterrichtes für die Lehrmeister als ein noch vor-
handenes Bedürfnis verfertigt und herausgegeben

von

P. Philipp Jacob Weigel

Benedictiner in St. Peter

auf dem Schwarzwalde.

Verlegt von Andreas Böhm in Augsburg



MS.A.171.9

Titelseite der 1805 gedruckten Klaviervariationen Ph. J. Weigels. (Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek Wien).

SVI

XV e

Catalogus

Musicalium tam manuscriptorum, quam
Typis impressorum juxta Ordinem
alphabeticum pro Monasterio S. Petri
in Silva nigra Anno Dni 1797.

Katalog des klösterlichen Notenbestandes von St. Peter aus dem Jahre 1797. (Pfarrarchiv St. Peter)

sondern sogar die Drucklegung aus eigenen Mitteln mitfinanziert: „10. Juli kam P. Philipp nach seiner Reise nach Augsburg von Waldau hierher und überbrachte mir 1 Dutzend Exemplare seiner in Augsburg gestochenen Musikalien unter dem Titel ‚46 Variationen zur steigenden Übung für Klavierschüler und zur Erleichterung des Unterrichts für die Lehrmeister als ein noch vorhandenes Bedürfnis verfertigt und herausgegeben von Philipp Jakob Weigel, Benediktiner in St. Peter auf dem Schwarzwald. Verlegt von Andreas Böhm in Augsburg‘. Das allererste Musikprodukt, das aus unserm Kloster ans Ta-

geslicht kam. Der Verleger erhielt für 100 Exemplare 50 fl, das übrige übernahm er auf sein Risiko, der Profit an diesen 100 Exemplaren ist der Lohn für den Compositeur. Die 50 fl bezahlte ich.“²³ Das nur achtzehn Seiten starke Heft kostete laut Titelblatt „1 f. 12 kr.“ und enthält sieben kleine etüdenartige Kompositionen; jede beginnt mit einem leichten und gefälligen Thema, das in sechs bis acht Variationen mit zunehmenden technischen und rhythmischen Schwierigkeiten abgewandelt wird. Ob dem Unterrichtswerk ein gewisser Erfolg beschieden war, ist sehr zu bezweifeln, denn die politischen und kirchlichen

Umwälzungen der Säkularisationszeit waren für die Verbreitung der aus einem Kloster hervorgegangenen Publikation sicher nicht günstig. Die zwölf Exemplare aus dem Besitz Ignatius Speckles wurden wohl zusammen mit dem übrigen Nachlaß des Abtes bei einer Versteigerung verstreut.²⁴⁾ Weitere Spuren dieses Druckes wurden in unserem Jahrhundert gelöscht: Das Verlagshaus des Augsburger Musikverlags Böhm wurde im 2. Weltkrieg völlig zerstört, so daß hier kein Archivexemplar der Weigelschen Klavierschule existiert, die — nach ergebnisloser Suche in den deutschen Bibliotheken und in zahlreichen in- und ausländischen Musik- und Klosterarchiven — von mir erst in Wien ausfindig gemacht werden konnte.²⁵⁾

Eine erhebliche Ausweitung der Kenntnisse über Philipp Jakob Weigels Kompositionstätigkeit und darüber hinaus von der Musikpraxis im Stift St. Peter erlaubt jetzt der Fund eines handschriftlichen Musikalienkatalogs aus dem Jahre 1797, der im Pfarrarchiv von St. Peter aufbewahrt wird und den damaligen Notenbestand des Klosters an Handschriften und Drucken erfaßt: „Catalogus Musicalium tam manuscriptorum, quam Typis impressorum juxta Ordinem alphabeticum pro Monasterio S. Petri in Silva nigra Anno Domini 1797.“²⁶⁾ Die Entstehung des Katalogs gehört vermutlich in den unmittelbaren Zusammenhang mit einer Anweisung des Abtes vom Juli 1797, in der er den Bibliothekar P. Conrad Bohrer und dessen neuernannten Adjunkt P. Placidus Schick beauftragt, die sehr in Unordnung geratene Bibliothek systematisch zu ordnen.²⁷⁾

In dem Verzeichnis werden in alphabetischer Reihenfolge 76 Komponisten mit 283 Titeln (darunter zahlreiche Sammeltitel mit mehreren Werken) aufgeführt, zu den handgeschriebenen Musikalien sind jeweils drei bis vier Anfangstakte der ersten Violinstimme notiert. Der Systematik liegen die Instrumental- und Vokalkformen geistlicher und weltlicher Musik zugrunde, getrennt nach hand-

schriftlichen und gedruckten Noten. Somit gliedert sich der Bestand in folgende Abteilungen:

handschriftliche Messen, Requiem, Offertorien, Te Deum laudamus, Symphonien, Quintett, Quartette;

gedruckte Symphonien, Quintette, Quartette und Trios;

handschriftliche Vespren, Marienantiphonen;

gedruckte Messen, Offertorien, Vespren, Vesper-Hymnen;

Singspiele.

Da der „Catalogus Musicalium“ bereits im zweiten Amtsjahr Speckles angelegt wurde, wird er überwiegend den Bestand der schon unter seinem Vorgänger, Abt Steyrer, gesammelten und aufgeführten Werke enthalten. Dies belegen auch die zehn Singspiele, die in der Reihenfolge ihrer Aufführungsdaten von 1770 bis 1787 (bei dreien fehlt die Jahresangabe) genannt sind. Ihre Auflistung ist ein kleiner Glücksfall, setzt sie doch fast genau zu dem Zeitpunkt ein, an dem Abt Steyrers Diarium — die wichtigste archivalische Quelle für die St. Peterer Theaterdarbietungen der Zeit²⁸⁾ — im Jahre 1772 endet. So schließt der Katalog wenigstens teilweise eine empfindliche Lücke in der Geschichte des St. Petrischen Singspiels und teilt neben einigen bereits bekannten auch neue Titel mit: von Brixl ein Quodlibet „Augsburger Markt“ (ohne Jahr) und eine operetta „Schulmeisterista“²⁹⁾ (ohne Jahr); von Caspar Müller „Maria die Zuflucht ihrer Pflegekinder“ (1770 und 1775), „Der Sieg der Freundschaft“ (1773), „Untreue trifft ihren eignen Herrn“ (Trauerspiel, 1776), „Die Lilge unter den Dörnern“ (1777), „Der Verlorene Sohn“ (1778), „Das Opfer Abrahams“ (1782), „Rhetorica Victrix“ (Drama, 1787), „Enthauptung Johannis des Täufers“ (Trauerspiel, ohne Jahr). Weshalb von den zahlreichen Singspielen der Steyrer-Ära³⁰⁾ gerade diese aufbewahrt wurden, läßt sich wohl nicht mehr klären — doch ist eine besondere Wertschätzung des Freiburger Komponisten

Caspar Müller unverkennbar, von dem (bis auf die Werke des Prager Musikers František Xaver Brixi) alle verzeichneten Singspiele stammen; von ihm wird im Zusammenhang mit seinen kirchenmusikalischen Kompositionen noch die Rede sein. — Singspielaufführungen unter Abt Ignaz Speckle werden in seinem Tagebuch erst vom Jahr 1798 an erwähnt³¹⁾, können also in dem Verzeichnis von 1797 noch nicht erfaßt sein. Lediglich ein von anderer Hand geschriebener Nachtrag nennt 1800 den Titel eines Singspiels zum Namenstag Speckles, das (wie das eingangs vorgestellte Werk) von den Patres Schick und Stierlin geschaffen wurde: „Segenswünsche der Liebe, an dem Hohen Namensfeste Sr. Hochw. u. G. Ignatii Abb. am Neujahrstage von den Studenten daselbst abgelesen und musikalisch produciert. Verfasset von R. P. Placido Schick, l. f. Moderatore, die Musik von R. P. Ambrosio Stierlin Petra-Mariano Benedictino exulante in St. Märgen 1800“. Abt Speckle notiert im Tagebuch die Besetzung des Werks: „5 Singstimmen, Klavier, Viola, Flauto und 2 Violinen“.³²⁾

Die Komponistennamen in den übrigen Abteilungen bekunden die Richtungen und Vorlieben des musikalischen Geschmacks im Kloster St. Peter gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Daß auch hier — ähnlich wie in den Notenbeständen des benachbarten Klosters St. Trudpert — mit Brixi und Zach „die Dutzendware der ‚böhmischen Schule‘“ beliebt ist, „die um die Mitte des 18. Jahrhunderts die katholische Kirchenmusik in Österreich majorisierte“³³⁾, kann nicht überraschen. Daneben finden sich aber in beachtlichem Umfang Werke der Mannheimer Schule, der Wiener Klassik und ihres Umfeldes: Dittersdorf, Gluck, Graun, Guenin, Gyrowetz, Haydn, Hoffmeister, Koželuch, Mozart, Pleyel, Sarti, Schmittbauer, Stamitz, Sterkel, Vanhal. Den kulturellen Austausch zwischen den Ordensgemeinschaften bekunden zahlreiche Beispiele geistlicher Musik aus der Feder auswärtiger Klosterkomponisten,

wie Roman Hofstetter aus dem fränkischen Amorbach oder Nonnonus Madlseder aus dem bayerischen Andechs am Ammersee; die Komponisten aus den befreundeten Klöstern Oberschwabens sind besonders gut vertreten: Sixtus Bachmann aus Marchtal, Joseph Lederer aus dem Wengenkloster Ulm und Ernest Weinrauch aus Zwiefalten; aus den Nachbarklöstern der näheren Umgebung stammen Augustin Violand von St. Trudpert und Ildefons Haas von Ettenheimmünster. — Eine besonders enge und fruchtbare Zusammenarbeit bestand mit dem Freiburger Kirchenmusiker Caspar Müller, der von 1783 bis zu seinem Tode 1804 Musikdirektor der Münsterpfarre Freiburg war.³⁴⁾ Sein Name erscheint mit Abstand am häufigsten in dem Werkverzeichnis, so daß man in ihm den St. Petrischen Hauskomponisten vor Pater Weigel vermuten kann. Neben den schon erwähnten Singspielen, die seinen Ruf, „von Hause aus eher Tanz- und Opernmusiker“³⁵⁾ gewesen zu sein, bestätigen könnten, sind die Manuskripte folgender kirchenmusikalischer Schöpfungen katalogisiert: ein Offertorium, zweimal je vier „Stationes“ für das Fronleichnamsfest, eine Vesper, sieben Marienantiphonen und ein deutsches Oratorium „De Passione Christi“.

Auffallenderweise fehlt der bekannte Freiburger Komponist Franz Anton Maichelbeck (1702—1750), welcher Organist, Regenschori (Kapellmeister) und Präsentiar am Freiburger Münster war und immerhin ein „musikalisches Drama“ zur Einweihung der neuerbauten Kirche von St. Peter 1727 komponiert hatte. Ebenso vermißt man die älteren klostereigenen Komponisten P. Placidus Steiger (1656—1705), P. Johann Baptist Schiesswohl (1681—1738) und P. Meinrad Burach (1710—1758); von einigen von ihnen waren früher Werke in der Klosterbibliothek aufbewahrt worden,³⁶⁾ die aber wohl für die aktuelle Aufführungspraxis um 1800 als nicht mehr zeitgemäß galten.

Weigl Philipp

Un poco *Missa*

Allegretto *Salem.*

Allegretto *brev.*

Allegretto *brev.*

Allegretto *brev.*

Zwei Seiten aus dem Notenkatalog des Klosters St. Peter mit geistlichen Kompositionen Ph. J. Weigels.
(Pfarrarchiv St. Peter)

Zferraria nfe.

Meig &
Chlipp

allegretto.
de Comp. 23. *alfo.*

almod.
de tempo. *Canto.*

almod.
de Comp. *Canto.*

almod.
de Beah. *Choro.*

almod.
de tempo. *rel. Beah. Canto.*

Alto normalo
Duetto a c. d. a.

allegretto
Canto.

alto Solo.

Von Philipp Jakob Weigel sind dagegen mehrere zum Teil umfangreiche, bei Abt Speckle nicht erwähnte Kompositionen als Manuskripte katalogisiert: Vier Messen (davon eine Missa Solemnis, drei Missae Breves), acht Offertorien, sechs Tantum ergo, eine Marien-antiphon für Sologesang und eine Symphonie. Ob ihm auch noch ein Requiem zugeschrieben werden kann, ist unklar, aber nach der Anlage des Katalogs wahrscheinlich: Weigels Messen bilden — abweichend von der sonst ziemlich genau eingehaltenen alphabetischen Reihenfolge — den Schluß der Abteilung „Missae manuscriptae“, während ein Requiem ohne Nennung des Komponisten die anschließende Abteilung „Missae de Requiem msc.“ eröffnet und somit vermutlich dem vorausgehenden Namen „Weigel“ zuzuordnen ist.

Da auch bei Ph. J. Weigels Musikstücken die Anfangstakte notiert sind, erlaubt der Katalog Werkzuschreibungen ungesicherter Arbeiten des Komponisten. Auf diese Weise läßt sich eine unter dem Namen „Weigel“ — ohne Kenntnis des Vornamens — in Tübingen aufbewahrte Notenhandschrift als Werk des St. Peterer Musikers identifizieren: Bei dem aus der „Studienpflege Rottweil“ stammenden Manuskript handelt es sich um drei Instrumentalstimmen (erste und zweite Violine, Viola) seiner „Missa Solemnis“ in F-Dur (auf dem Titelblatt der ersten Violinstimme fälschlich „ex D“ bezeichnet).³⁷⁾

Es sind dies, von der Klavierschule abgesehen, die einzigen derzeit bekannten Noten aus dem Schaffen Philipp Jakob Weigels. Seine sonstigen Kompositionen sind zusammen mit dem gesamten übrigen katalogisierten Notenbestand des Klosters verschollen. Da das Musikalienverzeichnis sich im Pfarrarchiv St. Peter befindet, ist anzunehmen, daß — mit Ph. J. Weigel als Chorregent und Inhaber des Musikbenefiziums der Pfarrei — 1807 auch die Notenhandschriften und -drucke in den Besitz der Kirchengemeinde

übergegangen sind, wo inzwischen aber nichts mehr aufzufinden ist. Von Weigels Kompositionstätigkeit sind auch im Pfarrarchiv seiner letzten Wirkungsstätte in Bollschweil keinerlei Spuren erhalten.

Immerhin zeigt der jetzt aufgefundene „Catalogus Musicalium“ in Umrissen das Werk des letzten St. Peterer Klosterkomponisten und vermittelt zugleich eine deutlichere Vorstellung davon, welche Musik hier im Kloster um 1800 gepflegt wurde. Das starke Gefälle von schwieriger Literatur Haydns und Mozarts bis zu den anspruchslosen Messen eines Johann Melchior Dreyer, Joseph Lederer oder Joseph Schreiner, von denen einige im Katalog ausdrücklich mit den Hinweisen „kurz, leicht, sängerisch“ und „breves, simplices et faciles“ versehen sind, macht es schwierig zu erkennen, auf welchem Niveau tatsächlich musiziert wurde. Abt Speckles Klagen über fehlende Musiker für Gottesdienst und Unterricht³⁸⁾ sowie sein Bericht über eine dilettantische Tafelmusik der fratres „mit lauter Blasinstrumenten, welche sie ohne weitere Instruktion erst seit einigen Wochen gelernt hatten“³⁹⁾, lassen an eher bescheidene Möglichkeiten der damaligen St. Peterer Aufführungspraxis denken. Diese Vermutung kann durch einen Blick auf P. Weigels „Missa Solemnis“ überprüft werden. Da Weigel bei seinen für die Darbietung im Kloster bestimmten Werken das Können der eigenen Instrumentalisten und Sänger im Auge haben mußte, lassen sich von seinen Kompositionen Rückschlüsse auf den Leistungsstand der Klostermusiker seiner Zeit ziehen. Die drei erhaltenen Instrumentalstimmen dieser Messe weisen einen sehr einfachen, handwerksmäßig nach den Schulregeln in den Kadenzstufen Tonika, Subdominante und Dominante ausgeführten Tonatz auf und eine schlichte Parallelführung der Stimmen mit wenigen rhythmischen Spannungen — alles in allem ein Werk, das von den ausführenden technische Fertigkeiten im Schwierigkeitsgrad gediegener Hausmusik verlangt.

Die jahrhundertelange benediktinische Musikpflege im Stift St. Peter, dessen Gründung anno 1093 in St. Peter nächstes Jahr in der 900-Jahr-Feier gedacht wird, klingt um 1800 unauffällig aus. Ihr letzter Repräsentant, Philipp Jakob Weigel, erscheint in den geringen überlieferten Resten seines Schaffens als ein Komponist von bescheidenem regionalem Rang — *der* aber sei ihm nicht länger vorenthalten.

Anmerkungen

¹⁾ I. Speckle: Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald. 3 Bde. Stuttgart 1965—1968: Bd. I: 1795—1802. Bd. II: 1803—1819. Bd. III: Register. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A. Bd. 12—14).

²⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. III (15. II. 1796), 173 f. (31. 8. 1797), 220 (20. 2. 1798), 231 (15. 4. 1798), 243 (24. 6. 1798), 307 (31. 7. 1799), 310 (5. 9. 1799), 328 (1. 1. 1800), 366 (17. 10. 1800), 419 (31. 7. 1801), 421 f. (1. 9. 1801), 435 (22. II. 1801); II S. 174 (29. 7. 1806).

³⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 102/301.

⁴⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 360 f. (3. 9. 1800).

⁵⁾ ebd.

⁶⁾ Tagebuchaufzeichnungen der Äbte Steyrer und Speckle sowie Pater G. Baumeisters Annalen des Klosters St. Peter, zit. bei: J. Mayer: Geschichte der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald. Freiburg 1893, S. 138, 162, 168—170, 174—176, 180, 213, 221, 222 f. — P. Lindner: Die Schriftsteller und Gelehrten der ehemaligen Benediktiner-Abteien im jetzigen Großherzogthum Baden vom Jahre 1750 bis zur Säkularisation, in: FDA 20, 1889, S. 113—115. — F. Kern: Philipp Jakob Steyrer, 1749—1795 Abt des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald. Studie zur Geschichte des vorderösterreichischen Benediktinertums, in: FDA 79, 1959, Dritte Folge, Bd. II, S. 135—137. — W. Müller: Die politische und kulturelle Bedeutung des Klosters St. Peter zur Zeit des Kirchenbaues, in: H.-O. Mühleisen (Hrsg.): St. Peter im Schwarzwald. Kulturgeschichtliche und historische Beiträge anlässlich der 250-Jahrfeier der Einweihung der Klosterkirche. München und Zürich 1977, S. 188.

⁷⁾ Hier sind natürlich nicht die in der Klosterbibliothek gesammelten kostbaren alten Musikhandschriften gemeint, die von C. Gottwald (Die Musikhandschriften der Universitätsbibliothek und anderer öffentlicher Sammlungen in Freiburg im Breisgau und Umgebung. Wiesbaden 1979) und von K. Niebler (Die

Handschriften von St. Peter im Schwarzwald. 2 Bde. Wiesbaden 1969 und 1984) aufgearbeitet sind. Vielmehr geht es an dieser Stelle um die der aktuellen Musikpflege im Kloster St. Peter um 1800 dienenden Kompositionen.

⁸⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 182 (7. 10. 1797), 189 f. (24. und 25. 10. 1797), 315 (15. 10. 1799), 327 (29. 12. 1799), II S. 194 f. (20. und 22. II. 1806), 450 (16. 1. 1814), 457 (März 1814), 460 (1. 4. 1814), 491 f. (9. 1. 1815). — Pfarrarchiv St. Peter XII a 1772/1847 Nr. 16 „Vidimierte Abschrift“ der Ernennungsurkunde Weigels zum ersten Benefiziaten der Pfarrei zu St. Peter vom 28. März 1807; Nr. 10 P. Schick: Verzeichnis der Geistlichen, welche an der Pfarrei zu St. Peter auf dem Schwarzwald angestellt sind, 13. März 1807; XII a 1810/40 P. Schick: Tabelle über die Geistlichkeit in St. Peter vom 20. Januar 1808, und Tabelle über die Geistlichkeit in St. Peter vom 5. August 1811 mit erläuterndem Zusatztext; XII C 1807 Erlaß vom 11. Januar 1815 über die Verleihung der Pfarrei Bollschweil an den Benefiziaten zu St. Peter Philip Jacob Weigel. — Kirchbuch Kirchhofen 1826, Sterbe- und Begräbniseintrag Weigel, beurkundet den 2. 9. 1826. — Mayer (wie Anm. 6) S. 227, 253. — F. Kern: Philipp Jakob Steyrer, von 1749—1795 Abt des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald. Studie zur Geschichte des vorderösterreichischen Benediktinertums. Diss. Freiburg 1957, Anhang S. 57.

⁹⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 491 f. (Februar 1815).

¹⁰⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 103 (1. II. 1796).

¹¹⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 226 f. (12. 5. 1807).

¹²⁾ GLA (wie Anm. 3). — Speckle (wie Anm. 1) I S. 15 (24. 1. 1796), 165 (28. 7. 1797).

¹³⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 229 f. (7. 6. 1807).

¹⁴⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 202 (13. 12. 1806), 209 (10. 1. 1807), 355 (16. 7. 1810). — Pfarrarchiv St. Peter XII a 1810/40 P. Schick: Tabelle über die Geistlichkeit in St. Peter vom 5. August 1811 mit erläuterndem Zusatztext.

¹⁵⁾ Pfarrarchiv St. Peter XII a 1810/40 P. Schick: III. Tabelle „Ueber den öffentlichen Gottesdienst im Kapitel Breisach für das Jahr 1810“.

¹⁶⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 457 (März 1814), 460 (1. 4. 1814), 491 f. (9. 1. 1815).

¹⁷⁾ Pfarrarchiv St. Peter XII a 1810/40 (wie Anm. 8).

¹⁸⁾ Bei Mayer (wie Anm. 6) S. 227 wird P. Weigel vage als „trefflicher Musiker“ bezeichnet, der sich „um die Vervollkommnung der größern Musikwerke der Schwarzwälder Uhrmacher verdient“ gemacht hat. Kern (wie Anm. 6) S. 129 Anm. II erwähnt ihn nur als Leiter der Klosterschule. Lindner (wie Anm. 6) und Müller (wie Anm. 6) nennen nicht einmal seinen Namen.

¹⁹⁾ G. Bender: Die Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke. Bd. 1. Villingen/Schwarzwald 1975, S. 444.

²⁰⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 49 (1. 9. 1803).

²¹⁾ Speckle (wie Anm. 1) II S. 177 (20. 8. 1806).

²²⁾ Speckle (wie Anm. 1) I. S. 10 (31. 12. 1795), 125

062

^{2. F!}
Missa ex D.

del Weigel.

Violino I^{mo}



Titelblatt von Ph. J. Weigels „Missa Solemnis“

un poco Adagio *Violino I mo.*

The image shows a page of handwritten musical notation for the first violin part of a Kyrie. The music is written on ten staves. The tempo is marked 'un poco Adagio' and the instrument is 'Violino I mo.'. The notation includes various rhythmic values, slurs, and dynamic markings such as 'p' and 'p:'. The handwriting is in a cursive style typical of 18th or 19th-century manuscripts.

Kyrie von Ph. J. Weigels „Missa Solemnis“ (Schwäbisches Landesarchiv im Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Tübingen)



Die ehemalige Abtei St. Peter im Schwarzwald (Stahlstich um 1840)

(26. 12. 1796), 249 (31. 7. 1798), 422 (1. 9. 1801); die in der gedruckten Tagebuchausgabe falsche Lesart „eine kleine Musik, welche P. Philipp *ausgesucht* hatte“ muß anhand des im Priesterseminar St. Peter aufbewahrten Originaltextes S. 549 in *aufgesetzt*“ geändert werden — es handelt sich also um eine eigene Komposition Weigels), 442 (3. 1. 1802); II S. 238 (August 1807), 431 (29. 9. 1813).

²³⁾ Speckle (wie Anm. 1) II 97 f. (10. 7. 1805).

²⁴⁾ Zur Versteigerung von Abt Speckles Nachlaß vgl. Lindner (wie Anm. 6) S. 113 f. Anm. 1 und S. 118 Anm. 1.

²⁵⁾ Österreichische Nationalbibliothek Wien, Musiksammlung.

²⁶⁾ Pfarrarchiv St. Peter XV e.

²⁷⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 168 (Juli 1797).

²⁸⁾ Kern (wie Anm. 6) S. 136 Anm. 29.

²⁹⁾ Diese Schulkomödie Brixis ist in zwei Neuausgaben im Druck zugänglich; vgl. The Grove Dictionary of Music and Musicians, hrsg. von S. Sadie, Bd. 3, London 1980, S. 310: „Erat unum cantor bonus (Schola latino musica; Il cantore; Der Schulmeisterius), ed. H. Krupka (Prague, 1970); ed. in Musica rinata, IX (Budapest, 1967), as Der Schulmeister, attrib. Paisiello“.

³⁰⁾ Singspiel- und Dramenaufführungen nennen Mayer (wie Anm. 6) S. 138, 162, 168—170, 175—177, 180, 213, 223 und Kern (wie Anm. 6) S. 135—137.

³¹⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 221 (20. 2. 1798): „Die Studenten sangen im Konvent das Singspiel Esther“. Weitere Singspiele: I S. 231 (15. 4. 1798), 328 (1. 1. 1800), 419 (31. 7. 1801); II S. 174 (29. 7. 1806).

³²⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 328 (1. 1. 1800).

³³⁾ vgl. Gottwald (wie Anm. 7) S. XII.

³⁴⁾ Chr. Schmider: 150 Jahre Freiburger Domkapelle. Über die Geschichte der Kirchenmusik am Freiburger Münster und die Gründung der Domkapelle, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“, 107. Jahreshft 1988, S. 132.

³⁵⁾ ebd.

³⁶⁾ Pater G. Baumeisters Annalen des Klosters St. Peter, zit. bei Mayer (wie Anm. 6) S. 126, 138, 141 und bei Müller (wie Anm. 6) S. 187 f.

³⁷⁾ Schwäbisches Landesmusikarchiv im Musikwissenschaftlichen Institut der Ludwig-Uhland-Universität Tübingen, Bestand Rottweil O 62.

³⁸⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 16 (13. 2. 1796), 23 f. (4.—6. 4. 1796), 173 f. (31. 8. 1797), 188 (Oktober 1797), 243 (24. 6. 1798).

³⁹⁾ Speckle (wie Anm. 1) I S. 442 (3. 1. 1802).

Hüfinger Geist

Rede zur Eröffnung des Stadtmuseums für Kunst und Geschichte
am 20. März 1992

Friedemann Maurer

Hüfinger begeht heute mit der feierlichen Eröffnung des Stadtmuseums im restaurierten Baumschen Haus in der Nikolausgasse einen großen Tag. Die Stadt beschwört den *genius loci*, vor allem aber eine prägende Epoche ihrer Geschichte, die sich auf den Hüfinger Künstlerkreis um Lucian Reich den Jüngeren konzentriert. In der Spiritualität dieser Künstlergruppe, in deren Werken sich die Welt des bäuerlich-handwerklichen Lebens des vorigen Jahrhunderts ebenso widerspiegelt wie sich in ihnen die Eigenart des städtischen Bürgertums abbildet, schlägt das fürstbergisch-altbadische Herz dieser Stadt.

I.

Ich frage mich, ob ausgerechnet ein *württembergischer* Baaremer in dieser Hüfinger Herzensangelegenheit das Wort ergreifen muß. Man könnte sich andere, berufenere Redner denken, etwa den verstorbenen, unvergessenen städtischen Ratschreiber und Mundartdichter Gottfried Schafbuch (1898—1984) als geistigen Nachfahren von Lucian Reich. Schafbuch verdanken wir eine Fülle von Gedichten in anrührendem Volkston, der ganz auf den kräftigen Bildern und auf der Melodik seiner alemannischen Muttersprache gründet. In der ihm eigenen Bescheidenheit hat er von sich gesagt, er sei „nur ein kleiner Musikant, der völlig ohne Notenkenntnis in sein Waldhorn bläst und dabei glücklich ist“. Gottfried Schafbuch brauchte keine Noten, weil ihm der Hüfinger Schnabel selten gut gewachsen war.

Wenn wir in den Kalender sehen, dann stehen wir just im vierzigsten Jahr des Südweststaats, den die Altbadener und gerade auch die auf die Erhaltung des alten Freistaats in der Südwestecke der neuen Bonner Republik erpichten eingesessenen Hüfinger fürchteten wie der Teufel das Weihwasser. Der Umstand, daß Staatspräsident Leo Wohleb und das südliche Badnerland sich dem Abstimmungssieg in Württemberg-Baden und in Württemberg-Hohenzollern für das neue, größere Bundesland beugen mußten und die Verfassunggebende Versammlung am 25. April 1952, einem Freitag, den man hierzulande später als *Schwarzen Freitag* bezeichnete, ausgerechnet seinen hartnäckigen Widersacher Reinhold Maier zum ersten Ministerpräsidenten Baden-Württembergs wählte, steigerte die Furcht vor der Übermacht der schwäbischen Nachbarn.

In diesen Wochen, in denen allenthalben das vierzigjährige Bestehen unseres Landes Baden-Württemberg, das beileibe mehr als ein bloßer Gutwetter-Staat geworden ist, gefeiert wird, sei noch einmal an die aufgewählte Hüfinger Volksseele der Jahre 1951/52 erinnert. Gottfried Schafbuch hat die Gefühle und Befürchtungen in einem Gedicht *De Südweststaat*, offensichtlich abends einer Versammlung im Wirtshaus vorgetragen, in die Worte gefaßt:

*S'rumoret zmol landuff, landab.
Min Nochber debret bsässe:
Jetzt, guck emol des Gschmier do aa,
d'Badenser sottets fresse.*

*Südweststaat schoht do krottebroat,
Potzbageldunderwätter,
sott ech am End en Schwob no geä?
Ho sell, sell wär no nätter.*

*Wertschaftlech dei's iis besser gau,
Minschter kennt mer spare.
Und s'badisch Ländle sei fer sech
en ganz verfahrne Karre!*

*Wie dear Borscht frech isch mit sim Gschmuus!
Dem will ech d'Moaning sage.
Am liebschte dät jo schüttle ech
des Schwäbli fesch am Krage.*

*Worum wend d'Schwobe iis denn ha,
dont alli Schlech probiere?
Merkscht nit, sie wend e riiechi Bruut
gi Schtugart inni fiebre.*

*Sie wend de Rhii und d'Häfe haa,
de Wald und iisri Räbe,
de hoafse Quelle boazets au,
de Dubak no denäbe.*

*Nitt lang wurs gau, no dätet bie
im Rothuus Schwobe sitze
und i de Schuel e Schwäbli dät
zmol iisri Kinder fitze.*

*Glaub nu, iis ginges dräckig gnuog,
mier dierftet ninnt me sage.
Vum Muschterländli wäret d'Liit
. . . halt blos s'fifft Rad am Wage.*

*Wer des nit merkt, kennt d'Schwobe nitt,
die ‚Hoiligsblechliberger‘.
Ech glaub, wer nit fer Bade schtimmt,
der goschet nochher erger.*

*Wenn Wertteberg iis sacket ii,
dont d' Kind i spätre Ziite
im Kerchhof vu de Hoamettreu
uff iisri Grabschtea diite.*

*Guet Nacht, schloofgsund, und moarn nitt z'fried.
Dues hinter d'Obre schriibe:
Wear nitt im Hern vernaglet ischt,
will oafach BADISCH bliibe!*

Wie immer es heute, wo der „Fuchs aus dem Remstal“ längst ins Grab gesunken ist und der Heimatbund Badenerland der Geschichte angehört, um die Bereitschaft bestellt sein mag, an einem seltenen Festtag wie heute einem Redner aus dem Württembergischen Ohr und Herz zu öffnen, vermag ich nicht zu beurteilen.

Vielleicht tröstet Sie der Umstand ein wenig, daß der Redner wenigstens mit einer Frau aus dem Oberbadischen verheiratet ist und bei all dem, was bei Goethe Hausvaterei heißt, auf seealemannische Kommandos zu hören gewohnt ist. Sie wissen: die richtige Heirat hilft manchem Gebrechen ab.

II.

Hüfingens große Zeit als Künstlerstadt de Baar — keine vergleichbare Stadt in weitem Umkreis kann so viele bedeutende Künstler aufweisen — fällt in eine Zeit entscheidender politischer Umbrüche. Die Werke dieser Künstler entstehen auf schwankendem Boden, bilden im Grunde einen sehnsüchtig-idyllischen Gegenzug gegen Kriegsnot, politischen Aufruhr und die Reaktion des alten Systems. Das Jahr 1806 bringt die politische Aufhebung des Fürstentums Fürstenberg, Napoleon macht den Dicken Friedrich in Württemberg zum König, Markgraf Karl Friedrich von Baden wird Großherzog. Mit den neuen Titeln — dies nur am Rande — wächst offensichtlich das Bewußtsein der eigenen Bedeutung — zum Teil in skurriler Weise. So verewigen sich die neuen Potentaten im Südwesten gleich den Häuptern der seefahrenden Nationen nach und nach durch Neubenennungen von Bodenseeufergemeinden. Das unschuldige Priorat Hofen und die ehemalige Freie Reichstadt Buchhorn werden 1811 zu

Stadt und Schloß *Friedrichshafen* zusammengefaßt; das ebenso unschuldige badische Serna-tingen, am nördlichen Zipfel des Überlinger Sees gelegen, erhält 1826 den Namen *Ludwigs-hafen* nach dem regierenden Karlsruher Großherzog. Nur der Wittelsbacher in München vermag an sich zu halten. So bleibt Lindau die Umbenennung in *Max I. Josefs-Hafen* erspart.

Die Napoleonische Flurbereinigung im Südwesten bewirkt mit der Restauration feudaler Strukturen einen zunehmenden Druck auf die demokratisch-republikanischen Bewegungen im Bürgertum des Vormärz'. Das Revolutionsgeschehen in Baden, der legendäre Heckerzug im April, die militärische Erhebung im Mai und der Struve-Aufstand im September 1848 schlagen allesamt fehl. Der Aufstand tröpfelt bis Juli 1849 fort. Lucian Reich hat eine erschütternde Zeichnung der in Rastatt sich ergebenden letzten Aufständischen hinterlassen. Die Truppen aus Preußen und den anderen Staaten des Deutschen Bundes gewinnen unter dem Oberbefehl von Prinz Wilhelm von Preußen, dem „Kartätschenprinz“ und nachmaligen Kaiser, Zug um Zug die Übermacht über die miserabel ausgebildeten Freischärler, die, soweit nicht in Festungshaft geworfen oder fusiliert, in hellen Scharen ins Schweizer Exil und meist weiter in die Vereinigten Staaten von Amerika fliehen. Die Reaktion verfolgt die Aufständischen bis in die frühen 1860er Jahre hinein. Etliche, wie Friedrich Hecker, Carl Schurz und Franz Sigel, führen in den USA ihre revolutionäre Karriere im Sezessionskrieg fort; viele sterben heimwehkrank in der Fremde. Das kleine Baden verliert damals allein 80 000 Menschen für immer durch diesen Freiheitskrieg. Das sind fünf Prozent der Gesamtbevölkerung des Großherzogtums. „Redlicher und treuer haben nie Männer um die höchsten Güter gerungen“, schreibt der Historiker Droysen im Jahr 1848.

Ein Schicksal nur als *Beispiel* für Not und Leid der badischen Revolutionäre: Der Lott-

stettener Wirt und Posthalter Joseph Weishaar, Vater von vier Söhnen, wird 1848 zum Kommandanten der Bürgerwehr seiner Heimatgemeinde gewählt. Er beteiligt sich am Heckerzug und flieht nach der Niederlage mit vielen anderen in die Schweiz. In der Revolution von 1849 kehrt er nach Lottstetten zurück, wird Zivilkommissär seines Bezirks und Abgeordneter in der Verfassunggebenden Versammlung. Sein fünfzehnjähriger Sohn nimmt als Trommler bei den Volkswehren an den Kämpfen teil. Nach der Revolution geht Weishaar wieder in die Schweiz und wird in Abwesenheit zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Als seine Frau 1853 stirbt, sieht er von einer Bergkuppe auf Schweizer Gebiet der Beerdigung zu. 1857 wird er amnestiert und kommt in die Heimat am Hochrhein zurück, um seinen Besitz zu verkaufen. Er läßt sich als Wirt in St. Fiden bei St. Gallen nieder, erwirbt 1864 das Schweizer Bürgerrecht und gründet im selben Jahr ein Café in Zürich.

Badens Geschichte im 19. Jahrhundert ist vom Trauma der fehlgeschlagenen bürgerlich-proletarischen Revolution, wie sie aus Frankreich früh schon über den Rhein züngelt, bestimmt. Auch in Badens kurzem Völkerfrühling sehnt man sich nach der „Zeit der Kirschen“, jener Epoche revolutionär gewandelte Verhältnisse, die das berühmte Lied der Pariser *communards* besingt. Doch die Zeit der Kirschen bleibt ein ferner Traum. Badens *bleierne Zeit* setzt unvermittelt ein und dauert lange. Die revolutionäre provisorische Landesregierung, die von demokratisch-republikanischen „Volksvereinen“ getragen wird, nachdem der Großherzog und sein Ministerium im Verfolg eines Militärputsches aus Karlsruhe fliehen, stellt eine ebenso kurze wie tragische Episode in der Geschichte der deutschen Demokratie dar.

Allein der sprichwörtlich gewordene Heckerhut bleibt Symbol und Mythos dieses republikanischen Freiheitswillens. Friedrich Hek-

kers Schicksal, der nach der gegen General Friedrich von Gagern verlorenen Schlacht bei Kandern — wie gesagt — nach USA flieht und sich im Sezessionskrieg als Brigadeführer verdingt, wird zum wehmütigen Nachhall dieser verlorenen Chance. Auf die Frage *Wißt ihr, lebt der Hecker noch?* lief im badischen Land das geflügelte Wort um: *Er hängt an keinem Baume, er hängt an keinem Strick — er hängt am Traume von der badischen Republik.*

III.

Vor diesem Hintergrund von revolutionärem Aufbruch, fehlgeschlagener Revolution, von politischer Reaktion und bürgerlichem Rückzug in die Innerlichkeit, vom Aufklärungspathos der großen Denker im bürgerlichen Morgenrot, wie Jean Jacques Rousseau, Immanuel Kant, Johann Heinrich Pestalozzi, und der Formenwelt der nachklassizistischen Kultur von 1815—1855, dem *Biedermeier*, bilden sich die prägenden Gestalten des Althüfingers Geisteslebens aus. Sie wurzeln in dieser selten treffend benannten Zeit des Biedermeiers; übrigens ein Begriff, der von Biedermann abgeleitet ist, etwa im Titel von Ludwig Pfau's damals verbreitetem Gedichtband „Herr Biedermeier, Mitglied der besitzenden und gebildeten Klasse aus dem Jahr 1846“. Es ist die Welt der behaglichen Verhältnisse, in denen die kalte Pracht der Empire-Möbel ins Wohnlich-Freundliche umgewandelt wird, und jener kleinbürgerlichen Idylle, wie sie von Carl Spitzweg, Julius Schnorr von Carolsfeld, Moritz von Schwind, Johann Peter Hasenclever und Ferdinand Georg Waldmüller gemalt wird, wie sie in den Ausläufern der Romantik von Karl Immermann, Adalbert Stifter, auch von Eduard Mörike vertreten wird.

Allein die Idylle dieser Künstler steht auf schwankendem Boden, ist von Fortschrittüberdruß, Europamüdigkeit und dunklen Prophetien unterströmt und vom Bewußtsein einer innerlich unwiederbringbar erschütter-

ten Ordnung überlagert. Durch Steuerlast und Zensur bedrückt, drängen nachgeborene Bauernsöhne, schlecht bezahlte Handwerksgelesen, sozialromantisch angehauchte Literaten und Beamte in die Neue Welt. Fluchtcharakter hat auch der Zug zur Kunst als einer Art Gegenkultur, als Hort der Freiheit, des Idealen und Fiktiven. Jakob Burckhardt bricht gleich vielen anderen gelehrten Künstlern in die ungeschichtlich-ästhetische Welt des antiken Rom auf. Das Biedermeier stellt den Kontrapunkt zu den Schrecken der Revolution und der Kriege dar.

In diese widersprüchliche Zeit des „holden Bescheidens“ der Menschen, die sich von den Blümenträumen einer grundstürzenden bürgerlichen Revolution aus linkshegelianischem Geist gelöst haben, fällt die Lebenszeit des Hüfingers Künstlerkreises, für den namentlich genannt seien: Lucian Reich der Ältere (1787—1866), Lehrer in Hüfingen, Kunsthandwerker, Industriepionier — er unterhält nacheinander eine Ziegelei, eine Dunggipsmühle, eine Schwarzkalkfabrik und eine Wollspinnerei mit wechselndem Erfolg — und vor allem dessen Söhne Lucian Reich der Jüngere (1817—1900) und der zwei Jahre früher geborene Bruder Franz Xaver Reich (1815—1881) und die mit ihnen verwandten und unter sich verschwägerten Künstler und Zeitgenossen, der Lithograph Johann Nepomuk Heinemann (1817—1902), der Maler Josef Heinemann (1825—1901), der Maler Rudolf Gleichauf (1826—1896) und der Lithograph Karl von Schneider (1847—1923).

Obwohl das Werk dieser vielfältig miteinander versippten Künstler durch die akademischen Lehrer am Städelschen Institut in Frankfurt am Main, an der Kunstakademie in München und am Polytechnischen Institut in Karlsruhe beeinflußt und im heute eröffneten Museum vorbildlich dokumentiert ist, liegt wohl das Geheimnis dieses gemeinsamen Künstlertums in den stimulierenden Kindheitserfahrungen, in der selten erfolgreichen Hüfingers Zeichenschule von Lucian Reich

dem Älteren, in dessen pädagogischer Begabung und glücklichen Ehe mit Maria Josefa Schelble (1788—1866).

Lucian Reich berichtet in einer kennzeichnenden Episode über die Förderung durch die Eltern: *Aber praktisch, wie der Xaveri in allem war, wollte er bald auch mit seiner Kunstfertigkeit Geld verdienen. So hatte er einen ganzen Geflügelhof in Ton modelliert, der im Ofen des Hafners Härle gebrannt und naturgetreu koloriert wurde. Es war kurz vor dem Klausenmarkt, und die Herrlichkeit wurde einer vertrauten Käsehändlerin zum Verkauf übergeben. Aber so oft die kleinen Künstler am Tischlein der Frau vorbeistrichen, sahen sie die Schar noch vollzählig. Endlich — die meisten Krämer hatten bereits eingepackt — war sie vom Tischlein verschwunden und die Frau händigte den beiden — nach Abzug ihrer Prozente — das Geld hierfür ein. Um den kleinen Spekulanten die Unternehmenslust nicht zu benehmen, hatte die Mutter eine Base auf den Markt geschickt, den ganzen Kram einzukaufen, was die Brüder natürlich erst viel später erfuhren.*

Franz Xaver Reich übernimmt daheim die Ziegelei seines Vaters Lucian Reich und gestaltet sie in eine Terrakottenbrennerei um. In ihr brennt er den plastischen Schmuck des Karlsruher Hoftheaters, das während der Jahre 1851—1853 von Heinrich Hübsch erbaut wird. Xaver Reichs Arbeit umfaßt eine Reihe von 104 Medaillons.

1842 bricht der junge Hüfingler Skulpteur zu einer Reise nach Rom auf, um sich an klassischen Vorbildern zu schulen. Nach seinem Bericht wird er von der Majestät der alten Bauten, den großen Meistern und dem Ostersegen auf dem Petersplatz überwältigt, scheint jedoch enttäuscht von der Mittelmäßigkeit des damaligen Kunstlebens in der Ewigen Stadt. Er reist weiter nach Pisa, Florenz und Verona. An Fronleichnam 1843 soll er nach dem italienischen Vorbild von Portici am Fuße des Vesuvus in der Hauptstraße seiner Heimatstadt den ersten Blument Teppich gestaltet und damit den Grundstein für die aus dem religiösen Volksbrauch nicht mehr weg-

zudenkenden *Hüfingler Blumenteppeiche* gelegt haben.

Beide Reich-Söhne haben offenbar die vielfältige Begabung des Vaters im Künstlerischen geerbt. Frank Xaver tritt dazuhin in dessen unternehmerische Fußstapfen, Lucian wird, wie der Vater auch, Lehrer und erringt als Zeichner und Schriftsteller hohen Rang. Sein „Hieronymus“ ist ein bedeutender Bildungsroman des späten Biedermeiers, die „Wanderblüten“ und die „Blätter aus meinem Denkbuch“ stehen neben den Werken seines Schülers Heinrich Hansjakob, der den Lehrer kurz vor dessen Tod 1900 noch einmal in Hüfingen wiedersehen sollte.

Hansjakob schreibt in seine Tagebuchblättern „Verlassene Wege“: *Ehe ich heute meine Reise fortsetze, besuch ich noch einen alten Ehrenmann, der einst in Rastatt mein Zeichenlehrer war — den Maler und Volksschriftsteller Lucian Reich. Er war hochehrent über meinen Besuch, der drei- undachtzigjährige Greis, in dessen Zügen Bitterkeit und Biederkeit sich die Waage halten. Er kommt seit Jahren nicht mehr aus seiner Stube und unter die Menschen, und sein einziges Kind, eine Tochter, pflegt ihn. Unermüdet ist er aber geistig noch tätig, liest und zeichnet und schriftstellt. Ich erinnere mich noch gar wohl an den stillen, ernsten, sinnigen Zeichenlehrer, wie er von Schüler zu Schüler ging und jedem mit Rat und Tat beistand. Er selbst konnte mir heute noch den Platz bezeichnen, auf dem ich, ein schlechter Musikant*) im Zeichnen, im Zeichensaal gesessen habe. Von 1855—1889 wirkte der bescheidene Mann am Lyceum und konnte es trotz wiederholter Bitten nie auch nur zu den Rechten eines Reallehrers bringen. Er blieb Hilfslehrer mit einem Höchstgehalt von 116 Mark monatlich und ohne Anspruch auf Witwen- und Waisenversorgung und ohne Pension. Und als er schied, bekam er guttatsweise ein Ruhegehalt von monatlich 71 Mark und 50 Pfennig, von dem sollte der Biedere leben, und er lebte*

* Musikant hat hier die allgemeine Bedeutung von Musensohn; ein im vorigen Jahrhundert durchaus üblicher Sprachgebrauch.

noch elf Jahre lang in Armut und Entsagung. Aber bitter hat er's empfunden und bitter mir heute darüber geklagt, daß er kaum zum Leben habe und seine Tochter mittellos zurücklassen müsse. Wie hat Napoleon gesagt? 'Um arm zu sterben, genügt es, ein braver Mann zu sein.'

Heinrich Hansjakob schließt seine Bericht über den Besuch bei Lucian Reich mit einem Hinweis, der noch einmal Licht gibt auf beider unabgeschlossene Trauerarbeit an den Wunden durch die fehlgeschlagene Revolution: *zum Abschied gab er mir noch ein interessantes Schriftstück mit, das er vor wenigen Jahren von einer Sterbenden erhalten hatte. Er meinte, ich könnte es am besten verwerten, da ich auch ein junger Achtundvierziger gewesen und von dorthier ein Herz hätte für die Achtundvierziger. Das Schreiben ist nämlich der letzte Brief eines 1849 standrechtlich Erschossenen an seine Braut.* Diese junge Rastatterin blieb übrigens ihrem Verlobten über das Grab hinaus treu und verbrachte ihren Lebensabend als Pfründnerin im Spital in Hüfingen. Ihr höchstes Kleinod, der Abschiedsbrief von Joseph Klimarx, übergab sie dem ihr von Rastatt her bekannten Lucian Reich.

Viel Ehre, Ansehen, Lohn und soziale Sicherheit hat Lucian Reich zeitlebens nicht erfahren; er hat in den Bildern des einfachen Volkslebens, von Brauchtum, Familiensinn, Freundschaft und Liebe, Armut und stillem Leid — gleich den anderen Hüfingern seines Kreises — eine eigene Welt der Selbstbescheidung, Not und Glück im Winkel dargestellt, auf das der Vorschein einer besseren, zukünftigen Welt fällt. Kein Revolutionär wie Friedrich Hecker, eher ein stiller Dulder mit dem Blick für die Würde des Unscheinbaren, schon Verfallenden. Er beschreibt dieses soziale wie ästhetische Interesse einmal am Beispiel einer Begegnung mit einem Bauern, während er vor der Natur arbeitet:

Als ich mich eines Tages in Hausen vor Wald mit Malkasten und Feldstuhl vor ein baufälliges Häuslein hin postierte, kam er — in der Nähe mit Wiesenwässerung beschäftigt — wunderwitzig her-

bei; nachdem er mir eine Weile schweigend zugeschaut, entfernte er sich mit dem geringschätzigen Brummen: Wenni en Moler wär, wetti au e g'hörig Gibäu abmole, und ko so lumpigi Spelunke!

IV.

Der Hüfinger Künstlerkreis, den das Stadtmuseum zu neuem Leben gebracht hat, steht am Rande einer *versinkenden kleinbürgerlich-obrigkeitsstaatlichen Welt*. Dies gilt auch für den Vorläufer der Reich-Generation, für Johann Baptist Seele (1774—1814), der, in Meßkirch geboren und in Hüfingen aufgewachsen, später vom Fürstenbergischen Hofmaler zum Stuttgarter Galeriedirektor aufsteigt und als Schlachtenmaler internationalen Ruhm erringt. *Der Husaren- und Dragoner-Seele* entstammt bescheidenen Verhältnissen, der Vater ist Fürstlich Fürstenbergischer Korporal. Seeles Talent wird geweckt, als er aufgrund einer langwierigen Kinderkrankheit die Schule für längere Zeit nicht besuchen kann und sich die Zeit mit Lesen, Schreiben und Zeichnen vertreibt.

Allerdings steht die Armut des Elternhauses der künstlerischen Entfaltung im Wege. Der Sold des Vaters reicht kaum aus, das Nötigste für den Haushalt zu beschaffen. Maria Anna Seele, die Mutter von Johann Baptist, die er selber eine sanftmütige und liebevolle Frau nennt, sieht sich gezwungen, durch Handarbeiten und auf andere Weise etwas hinzuzuverdienen. Der kleine Johann Baptist weiß sich zu helfen: Aus Haaren seiner Mutter, die sie ihm abzuschneiden erlaubt, und abgenutzten Federkielen fertigt er sich Pinsel. Tinte und Ziegelstaub, den sein Vater zum Reinigen seiner Waffen benutzt, bilden seine Farben. Ochsen-galle, die seine Mutter von Zeit zu Zeit vom Metzger mitbringt und von ihm statt des Ockers verwendet wird, bereichert seine Farbpalette.

Bald malt er mit diesen Hilfsmitteln *Agathazettel* zum Verkauf. Die Heilige Agatha wurde

insbesondere gegen Pest, Hungersnot und Feuer angerufen. Zettel mit dem Bildnis der Heiligen mit Kerze, Zange oder Kohlenbecken wurden an Haus- und Stalltüren geheftet, um Menschen und Vieh vor Hexenzauber zu schützen.

Der talentierte Korporalssohn wird durch Vermittlung der Fürstin Antonie von Fürstenberg unentgeltlich in die Hohe Karlschule in Stuttgart aufgenommen. Er erhält 1790 einen Preis; doch der militärische Zwang widerstrebt seiner Natur. Des Verkehrs mit dem nach Straßburg geflüchteten Josef Anton Koch und eigener Fluchtgedanken verdächtigt, wird er im März 1792 — angeblich zur Bestrafung — unter Eskorte an die Fürstenbergische Herrschaft ausgeliefert, die ihren Schützling, „um härtere Strafen von ihm abzuwenden“, von Herzog Karl Eugen erben hat. In Donaueschingen erhält er in den folgenden Jahren ausreichend Aufträge vom Hof und von privater Seite. In der von andauernden Truppendurchzügen geplagten Heimat wird das militärische Genre zu Seeles künstlerischem Lieblingsthema; er schildert das Leben und Treiben der Soldaten in drastisch bewegten und im Atmosphärischen fein beobachteten Szenen. Bald zieht er an den badischen, dann ab 1798 an den württembergischen Hof. Der theatralisch-effektvolle „Kampf auf der Teufelsbrücke“ von 1802 begründet Seeles Stellung in Stuttgart und sichert ihm die Gunst Herzog Friedrichs. 1804 folgt die Ernennung zum Hofmaler und Galeriedirektor. Wohl nicht ohne Einfluß Wilhelm von Kobells entsteht sein bedeutendstes Schlachtenbild, die Erstürmung des Pfennigbergs bei Linz, ein Werk monumentalen Formats, in dem die entscheidende Kampfhandlung scharf herausgeschält ist bei kühner Anlage und trefflicher Gliederung der Massen.

Seele ist im Hüfingener Museum wenig vertreten, doch besitzt die Fürstlich Fürstenbergische Sammlung in Donaueschingen eine bemerkenswerte Auswahl von dessen volksna-

her Genremalerei aus jener Zeit voller Kriege und Schlachten.

V.

Von Seele springen wir zum letzten großen Künstler, der Jahrzehnte seines Lebens in Hüfingens Dunstkreis in Hausen vor Wald verbrachte, zu dem Thoma-Schüler Hans Schroedter, geboren 1872 in Karlsruhe und gestorben 1957 in Hausen vor Wald. Schroedters Landschaftswerk aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, aus dem die kubistisch-kühnen Dorfansichten herausragen, spiegelt wie kaum ein anderes die Weite der Baar wider, die kühlen klaren Farben des Landes an der oberen Donau mit dem ins Unendliche aufgerissenen Himmel in der Hitze des Sommers und in sternklaren Winternächten. Schroedters Lehrer Hans Thoma, der gleich seinem Schüler diesen klimatisch rauhen und lichtdurchfluteten Landsruch liebte, notiert an einer Stelle seines „Jahrbuchs der Seele“: *Wunderbar bei diesem luftklarem Wetter waren auf dem Hochgebiet der Baar die Sternennächte. Als ich einmal um Mitternacht auf den Balkon hinaustrat, bin ich fast erschrocken über diese Pracht, die Sterne von gleicher Klarheit bis an den Horizont, jeder Stern glänzend und groß. Sie schienen so nahe, daß ich das Gefühl hatte, ich stünde mitten unter ihnen, zwischen ihnen, ganz mutterseelenallein.*

VI.

Die Stadt Hüfingen schenkt heute ihren Bürgern und der ganzen Region ein Erinnerungshaus an die Werte unseres Lebens, an den unverlierbaren Zauber der Kunst, an den Ernst und die Würde des Menschen von Stadt und Region. Es ist ein Haus mit Geschichte, das bereits dem Verfall nahe war. Durch die behutsame Planung des Architekten Hermann Sumser und die klare Ausgestaltung der Galerieräume durch Eva von Lintig, Tina-Marie Bullinger und Roland Straub ist es zu

dem geworden, was Goethe einmal ein „Haus mit Anmut und Gebärde“ nannte, zum kulturellen Herzen dieser liebenswerten Stadt. Bürger und Rat von Hüfingen sind zu be-

glückwünschen zu einer Stätte, an der wir das erfahren können, was nach Ernst Bloch *uns allen aus der Kindheit scheint und worin keiner war: Heimat*.

Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg als Freunde

Karl Foldenauer, Karlsruhe

I.

Die Beziehungen zwischen J. P. Hebel und I. H. Frhr. von Wessenberg¹⁾ sind bis heute ein wenig erörtertes Thema, obwohl zahlreiche Dokumente uns überliefert sind, die sogar auf eine Freundschaft hinweisen. Die Zurückhaltung diesem Thema gegenüber mag auch eine psychologische Komponente haben, denn wenn es schon Schwierigkeiten gibt, Leben und Werk eines einzelnen Menschen darzustellen, so gilt dies umso mehr für zwei so differenzierte Persönlichkeiten wie den großen evangelischen Dichterprälaten J. P. Hebel und für den katholischen Bis­tumsverweser von Konstanz. Hinzukommt, daß beide bis heute umstritten sind, wenn man darunter versteht, daß kein einhelliges Urteil über ihre Bedeutung und ihre Wirkung vorliegt. J. P. Hebel hat sich im Bild der Geschichte vom alemannischen Heimatdichter zum Dichter, der der Weltliteratur angehört, verwandelt, und Wessenbergs Bild in der Geschichte oszilliert, wenn man seinen Interpreten glauben will, bis heute, zwischen höchstem Lob und großer Verehrung bis zum verteufelten Ketzer. Dies sei alles im voraus angemerkt als Einschränkung und als Hinweis, daß hier ein Thema vorliegt, das noch mancher Studien bedarf.

II.

J. P. Hebel war zur Freundschaft prädestiniert. Seine lange Zeit von der Literaturge-

schichte übersehenen Briefe, werden heute den Briefwerken Goethes und Schillers, Mörike und Kellers, Rilkes und Hofmannsthals gleichgestellt. Wenn wir nur einmal an den kommunikativen Ton, an die Spontaneität und die jeweils auf den Adressaten abgestellte Vergegenwärtigung denken, dann spüren wir etwas von der Hebelschen Zuwendung zu anderen Menschen. Man könnte jetzt die Namen der Briefempfänger aufzählen, Pfarrer, Professoren, Familien und Gustave Fecht, immer gewinnen sie in Hebels Briefen Profil, werden für uns anschaulich und unverwechselbar und tauchen aus dem Dunkel der Geschichte auf. Und Hebel war in seinem „Gymnasium illustre“ ebenso zu Hause wie im „Museum“, jenem Karlsruher Kommunikationszentrum und in der Kirche wie im Parlament. Alle diese Häuser waren für ihn nicht Räume der Introversion, sondern das „Aus-sich-Heraustreten“ und der Begegnung. Werfen wir noch einen dritten erinnernden Blick auf Hebels Dichtung: die Erzählungen mit ihrer Kontaktsuche zum Leser, ihrem dialogischen Stil „der geneigte Leser weiß es wohl“, oder „wie Du lieber Leser schon gemerkt hast“, — mit ihrer „Moral“ und Belehrung, mit ihrer Zielstrebigkeit nach geistiger Erhellung. Und dies gilt auch für die Gedichte, nur mit gattungsspezifischer Variation.

Man darf allerdings nicht übersehen, daß dieses Netz von Kontakten, Bezügen und Freundschaften durchaus auch autobiographischen Charakter hat. Hebel brauchte sie,

um sich selbst zu entwickeln, um seine angeborenen Möglichkeiten zu entfalten, also zur eigenen Vervollkommnung, denn erst in der Begegnung mit Natur, Geschichte, Zeit und Menschen gibt sich das Individuum zu erkennen.

Greifen wir aus der Fülle der Freundschaften die mit I. H. von Wessenberg heraus; sie ist auffällig, hebt sich vom Kreise der anderen Freundschaften ab, und wurde vielleicht auch deshalb bisher so wenig beachtet.

12 Briefe Hebels an Wessenberg sind uns erhalten; sie wurden zwischen 1818 und 1824 geschrieben, sind aber nur Blitzlichter und Reflex einer wesentlich tieferen, persönlichen Begegnung, da Hebel und Wessenberg beide Mitglieder der Ersten Kammer des Badischen Landtags waren, und sich dort regelmäßig trafen. Hebel gehörte dem Landtag seit 1819 an, als er zum Prälaten der evangelischen Landeskirche ernannt wurde. Das Datum ist nicht ganz nebensächlich, weil der erste Brief Hebels an Wessenberg vom 11. Juli 1818 datiert ist, und sich ganz auf poetische Angelegenheiten bezieht.²⁾

Es war eine späte Freundschaft, die sich hier entwickelte. Hebel war 58 Jahre alt und Wessenberg 44, also beide in einem Alter, da man den Schwung der Jugend hinter sich hat, und nicht mehr so leicht Freundschaften schließt. Beide waren schon durch Amt und Würde geprägt, aber umsomehr interessiert uns, was beide Persönlichkeiten zusammenbrachte, und wie sie diese menschliche und geistige Herausforderung bewältigten. Neben den Briefen als Zeugnisse, sind die Sitzungsprotokolle des Badischen Landtags von Interesse, denn aus ihnen erfahren wir, was jeweils Gegenstand der Verhandlungen war, und worum sich Hebel und Wessenberg bemühten. Allerdings läßt uns die Forschung hier noch weitgehend im Stich bis auf den schulischen Bereich, der am besten erhellt ist;³⁾ zwar hat die ältere Forschung auch den politischen Bereich angesprochen, leidet aber generell unter einem verengten Begriff von Poli-

itik, weil sie Kultur- und Sozialpolitik, die nach unserem heutigen Verständnis wesentliche Aspekte sind, für zweitrangig, wenn nicht geradezu für minderwertig hält.

III.

Fragen wir zuerst, wer war dieser Ignaz, Heinrich Freiherr von Wessenberg? Die Lebensdaten sind schnell zusammengetragen: Wessenberg wurde 1774 in Dresden geboren und ist 1860 in Konstanz gestorben. Sein Vater war kursächsischer Konferenzminister, Obersthofmeister und Prinzenerzieher am kursächsischen Hof in Dresden. Die Familie Wessenberg war jedoch eine im Breisgau begüterte Familie. Auf dem Gut „Feldkirch“ bei Staufen im Breisgau verbrachte Wessenberg auch seine Kindheit und die frühen Jugendjahre. Zum Studium ging er nach Augsburg, Dillingen und Würzburg, und dann 1796 nach Wien, um seine Studien zu vollenden und gleichzeitig Kontakte zu Kreisen der Hochdiplomatie zu knüpfen. Wessenberg gehörte zu einer jener Dynastien des mittleren und niederen Adels, die im Ancien Régime Leitungsfunktionen des Staates und der Kirche im Reich innehatten. Geistig bedeutete dies für Wessenberg: josephinistische Orientierung in staatspolitischer Hinsicht, gewisse Sympathien für die humanen Ideen der Französischen Revolution, und theologisch gesehen, eine eher liberale als streng orthodoxe Haltung. Wessenberg machte schnell Karriere: schon 1798 sitzt er in den Domkapiteln von Augsburg und Konstanz. Zeitgenossen berichten über seine jugendlich-dynamische Natur. 1802 wurde er Generalvikar der Diözese Konstanz, wozu ihn Fürstbischof Karl Theodor von Dalberg ernannte. Die Priesterweihe erhielt er erst 1812. Jetzt beginnt auch sein „Leidensweg“, denn Wessenbergs Reformideen stießen auf großen Widerstand; allerdings gab es auch eine sehr engagierte Gruppe von Theologen, die ihn nachhaltig unterstützte. Wessenbergs Reformen versuch-

ten eine größere Unabhängigkeit der deutschen Kirche von Rom zu erreichen; Vorbild war hier der Gallikanismus in Frankreich. Wessenberg trat sodann für eine Liturgiereform ein, die in wesentlichen Bereichen der Kirche die deutsche Sprache berücksichtigte. Das Wessenbergsche „Rituale“ und die Wessenberg-Psalmen gingen aber weit hinaus über eine nur sprachliche Übersetzung vom Lateinischen ins Deutsche; vor allem das Psalterium bedeutete auch eine Neuerschließung der Psalmen für breite Kreise der Bevölkerung. In einer zusammenfassenden Würdigung kommt F. Popp zu dem Ergebnis: Wessenberg habe „schon lange vor der Bibelbewegung das Volk mit einem wichtigen Teil der Bibel vertraut gemacht“ und habe „lange vor der liturgischen Bewegung die Bibel als Quelle des Gebetes einer ganzen Diözese mit großem Erfolg aufgeschlossen.“⁴⁾

Wessenberg hätte auch gerne den Zölibat gelockert gesehen; zwar bejahte er ihn grundsätzlich, aber für „Mißvergnügte“, so schreibt er am 6. 2. 1809 an Dalberg, sollte es eine Möglichkeit geben, eine Ehe einzugehen.⁵⁾ Man könnte noch auf andere Bereiche verweisen, in denen Wessenberg sehr moderne Gedanken präzisiert, wie etwa seine Aussage: „Nur Wissenschaft und Glauben zusammen können den menschlichen Geist vollkommen befriedigen“, und Vergleiche zu Hebel ziehen. Wessenberg hat auch beachtliche Leistungen auf dem sozialen Sektor erbracht; nicht zuletzt unter Einsatz seines eigenen Vermögens. Der Lohn für alles war, zählbar, gering. Er erhielt zwar die Ehrendoktorwürde der Universität Freiburg, aber obwohl er 1817 nach dem Tod des Fürstbischofs von Dalberg einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt wurde, erklärte die Kurie seine Wahl für nichtig und versagte die Ernennung zum Bischof. Zwar insistierte der Badische Großherzog, aber alle Vorstellungen in Rom wurden in der Form konziliant, in der Sache jedoch hart, beschieden. Wessenberg blieb Bistumsverweser bis zur Verlegung des Bischofssitzes nach Frei-

burg (1827). Jetzt wurde Wessenberg erneut gewählt und zwar zum Erzbischof, aber auch diese Wahl wurde von Rom nicht akzeptiert, ebensowenig die Wahl zum Bischof von Rotenburg. Die ganze Angelegenheit war erst erledigt als Großherzog Ludwig, auf Harmonie mit Rom bedacht, Wessenberg nicht mehr unterstützte, sondern ihn zur Resignation drängte. 1833 legte Wessenberg sein Mandat im Badischen Landtag nieder und führte ein Leben als Privatmann auf Reisen, mit Lektüre beschäftigt und vor allem als Schriftsteller.

Man kann sich heute emotional und intellektuell über diese Vorgänge empören. Wessenberg wird von den einen als Ketzer verteufelt und von den andern als Märtyrer gefeiert. Vielleicht ist beides einseitig. Bedauerlich ist, daß wir hier wieder einmal einen Fall haben, der politisch und kirchlich der Geschichte zur Regelung anheimgestellt wurde, und sie spricht seit vielen Jahren immer mehr zu Gunsten dieser geistigen Persönlichkeit, die durch Mut und Engagement auf den verschiedensten Gebieten imponiert. Vielleicht darf man hier den Spruch Wessenbergs zitieren, der die Überschrift trägt:

Unter Galiläis Brustbild im Pantheon zu Rom.

„Der Wahrheit spricht die Dummheit Hohn,
Und lästert den, der sie entschleiert;
Doch hebt die Zeit die Wahrheit auf den
Thron,
Und ihren Märtyrer, gefeiert
Gleich einem Gott, ins Pantheon.“

Was hier sehr verallgemeinernd gesagt wird, trifft allerdings nicht immer auch für das Individuelle zu, denn Wessenberg war nicht nur ein Genosse seiner Zeit, sondern auch ein Unzeitgemäßer. Als Theologe und Kirchenpolitiker kam er zu früh, als Schriftsteller vielleicht zu spät, was seiner Rezeption im Wege stand, zumindest in seiner Zeit, wäh-

rend wir heute ihn gar nicht mehr so befremdlich finden. Wie andere katholische Spätaufklärer (z. B. J. M. Sailer oder Wanker) kennzeichnet sein Denken eine Thematik, die auch unsere Situation bestimmt.⁶⁾

Abschließend sei das Urteil eines sehr besonnenen und angesehenen katholischen Theologen und Philosophen zitiert: Romano Guardini pflegte zustimmend die These seines ebenso angesehenen Allgäuer Pfarrerfreundes Josef Weiger zu erzählen, der behauptete, da, wo seinerzeit im Südwesten die Wessenberg-Reformen hingelangt seien, sei noch heute das katholische Milieu offener und menschlicher als in den Gebieten und Gemeinden, die jene „katholische Aufklärung“ nicht erfahren hätten.

Diese aufgeklärte Humanität, wenn wir sie als Spätaufklärung verstehen, ist auch ein Schlüsselbegriff zum Werk J. P. Hebels. Es ist aber eine Erkenntnis, die sich nur langsam verbreitet, weil der Begriff der Spätaufklärung aus verschiedenen Gründen, sich bis heute in der Geistes- und Literaturgeschichte nur schwer durchsetzt. Hierher gehört auch noch eine andere Überlegung: Wessenberg und Hebel haben beide ein umfangreiches literarisches Werk hervorgebracht, dessen Stellung neben dem theologischen Werk nur unzureichend geklärt ist. Romano Guardini, der ebenfalls neben einem großen theologischen Werk, zahlreiche Bücher über Dichter und Dichtung geschrieben hat, führt als Ursache für diese Zweiseitigkeit an, daß ihm im literarischen Bereich wesentlich mehr Raum für moderne und fortschrittliche Aussagen erlaubt gewesen seien als im Bereich der Theologie.⁷⁾

Wessenberg und Hebel waren beide sehr vielseitig; wir könnten uns mit ihnen als Theologen, als Pädagogen, insbesondere auch als Volkserzieher, als Philosophen und als Politiker beschäftigen, und überall gibt es interessante Beziehungsperspektiven. Obwohl die Literatur sowohl über Hebel wie über Wessenberg in den letzten Jahren erheblich zuge-

nommen hat, was verständlich ist, wenn man bedenkt, was an ihnen gut zu machen ist, bzw. wieviel von ihnen vielleicht schon vorbedacht worden ist, was uns heute interessiert. Trotzdem gibt es keine Untersuchung, die auf beider Beziehungen gründlicher einginge.

IV.

Fragen wir nach Wessenberg als Dichter. Er hat die Rolle der Dichtung in seinem Leben selbst bestimmt: „Bei den vielen Kämpfen und Mühsalen, welche ich in meinem Berufsleben zu bestehen hatte, gewährte mir die Kunst, insbesondere die Dichtkunst, ein Lab-sal und eine Erholung, wofür ich dem Geber alles Guten nicht genug zu danken vermag. Sie war ein freundlicher Himmelsbote, der mir, wie dem Psalmisten David, das Gemüt erheiterte, erhob und stärkte.“

Man könnte hier Hebels Dichtungsauffassung danebensetzen, das „prodesse et delectare“, d. h. Dichtung soll erfreuen und nützen, und damit wird der Streit aufgehoben, den Horaz mit seinem „aut“ initiiert hatte; nämlich Nutzen und Freude als Gegensatz. Die Tragweite dieser Konzeption ist für Wessenberg und Hebel von großer Bedeutung. Wir müssen manche Vorurteile und Urteile vergessen, wenn wir an die Dichtungen Hebels und Wessenbergs herantreten. Für beide war Dichtung nicht ihr ein und alles, sondern eine Begleiterin, wenn auch von hohem Rang.

Dichtung als Ausdruck des Genies, worunter Originalität (was bringt dieser Dichter Neues?), Innovation, gestalterisches Experimentieren, verstanden werden kann, gelten nicht für Hebel und Wessenberg. Repräsentation und Darstellung stehen in Widerspruch zur Originalität. Daß Hebel diese Grenze eben doch hie und da überschritten hat, macht ihn zum großen Dichter, aber das wußte er nicht, und ahnte es kaum, oder vielleicht doch, wenn man seine wiederholten brieflichen



Ignaz Heinrich Freiherr v. Wessenberg (1774–1860)

Freudenausbrüche in diesem Zusammenhang verstehen darf. Die Kultivierung und Entdeckung des Ichs, das Ich als Mittelpunkt, gilt für diese Dichtung (noch) nicht. Vergeblich sucht man also nach der individuellen Betroffenheit, nach den Erlebnissen, nach den dämonischen Abgründen der Psyche. Aber man findet auch hinter diesen Dichtungen das Individuum, das Engagement und die Betroffenheit. D. h., auch diese Dichtungen sind uns heute noch spontan zugänglich und haben uns noch etwas zu sagen.

Wessenberg beherrschte, wie es damals erwartet wurde, das Handwerk des Dichters;⁸⁾ er hatte Geschmack und Charakter, war fleißig und sorgfältig, er hatte Freude am Schriftstellern, Lust am sprachlichen Bild, worüber er auch ein zweibändiges Werk schrieb;⁹⁾ er setzte sich mit der Dichtungstheorie seiner Zeit auseinander (einflußreich war seine Schrift über den Roman), er war ein kultivierter Schreiber und Schriftsteller und sicherlich in diesem Zusammenhang der bedeutendste Generalvikar.

Als echter Freiburger war Wessenberg mehr nach Wien orientiert als nach Weimar, und sein Lebensweg führte ihn ja auch nach Wien. Die österreichische Literatur steht aber unter anderen Vorzeichen als die Deutsche. Die Aufklärung war in Wien lebendiger geblieben als in Deutschland. Klassik (Goethe und Schiller) und Romantik wurden in Österreich weniger bewundert als in Deutschland. Wenn Namen zu nennen sind, um Zusammenhänge zu verdeutlichen, dann vielleicht Klopstock und Wieland als Vorläufer, ebenso wie Stolberg, Voß und Matthison, Jacobi und M. Claudius, Schubart oder der Schweizer Salis-Seewis. Unter den Zeitgenossen wäre vielleicht an Jean Paul, Varnhagen van Ense und Stifer zu erinnern. Inwiefern Wessenberg Kontakte hatte zu Annette von Droste-Hülshoff, obwohl Briefe der Droste eindeutig Hinweise geben, ist nicht völlig geklärt. Vielleicht entstand das Epos „Die Schlacht im Loener Bruch“ der A. v. Droste-Hülshoff

sogar unter dem Einfluß der irenischen Haltung Wessenbergs.¹⁰⁾ Auch wenn wir jetzt nicht nach Originalität suchen, so ist doch festzustellen, daß Wessenberg zahlreiche heute noch ansprechende Gedichte schrieb. Nach damaligen Brauch ordnete er seine Gesamtausgabe (1834 ff., 7 Bde) nach großen Themen an, und wir werfen einen Blick auf das Thema „Freundschaft“, denn zu diesem Thema finden sich auch bei J. P. Hebel zahlreiche Gedichte.

V.

„Die Glückwünsche an die Freunde“ ist ein auch heute noch lesenswertes Gedicht

Die Glückwünsche an die Freunde.

Nicht Haufen Goldes wünsch' ich euch,
Nicht Hoheit, Szepter, Kron' und Reich.
Wie Manchem ward in Fülle dies,
Der, ach! sein Glück nur Elend hieß.

Doch der Gesundheit Kraftgefühl,
Bis vor der Reise höherm Ziel
Des Lebens Lämpchen sanft verglüht,
Dies, Freunde! wünschet euch mein Lied.

Der Wahrheit fesselfreien Gang —
Auch, diesen wünschet euch mein Gesang.
Für eiteln, niedern Tand zu hoch,
Füg' euer Geist sich keinem Joch!

Auf Gottes schöner, heitrer Flur
Schmück' eure Pfade die Natur,
Sie, deren Jugend nie verblüht!
Mit Wärme wünschet euch dies mein Lied.

Doch, wird der Pfad euch trüb und steil,
Zischt durch die Nacht der Bosheit Pfeil,
Dann öffn' euch, gleich den guten Feyn
Die Freundschaft leis' ihr Kämmerlein.

Und dies noch wünschet euch mein Gesang:
Stets hell' euch sanft den Pilgergang

Der Glaube an eine schön'res Land,
Wohin uns führt des Vaters Hand!

Wenn man sich einmal überlegt, wie hier in sich steigernder Weise, die Wünsche erscheinen, nämlich Gesundheit, uneingeschränkte Wahrheit, das Erlebnis der Natur und als höchstes die Freundschaft, dann läßt sich dies auch heute noch nachvollziehen.

Oft erkennt man ein Anliegen erst, wenn man es aus der Abwesenheit oder der Situation des Verlustes betrachtet. Was ist der Mensch, der keine Freunde hat, der nie erfährt was Freundschaft und Treue sind?

Wessenberg hat es in seinem Gedicht „Der Menschenfeind“ sehr eindrucksvoll gestaltet:

Der Menschenfeind

Weil ich die Menschen meide
Und lieber einsam leide,
Heiß' ich ein Menschenfeind;
Und dennoch blieb von Allen,
Als mich die Welt ließ fallen,
Nicht Einer noch mein Freund.

Wenn sie von fern mich sehen
Mit meinem Hunde gehen,
Da heißt's: wie menschenscheu!
Doch als, von Glück geschieden,
Wie Pest mich alle mieden,
Blieb nur der Hund mir treu.

So freundlich und so innig,
Mich zu erfreu'n so sinnig
Hatt' ich ihn nie geseh'n.
Er liest in meinen Blicken,
Hat nur für And're Tücken,
Und will mit mir nur geh'n.

O Gott, du hast Erbarmen.
gib, daß zum Grab mir Armen
Mein Hund Begleiter sei!
Dann können doch den Glauben
Die Menschen mir nicht rauben:
Kein Blendwerk sei die Treu.

Dieses Gedicht fragt nach dem Misanthropen, dem Menschenfeind, und wie er dazu geworden ist. Die Menschen, die ihn schelten, haben ihn aufgegeben, mieden ihn, nachdem ihn das Glück verlassen hatte und keiner blieb ihm treu. Und dennoch erfährt er täglich die Treue, hält an ihr fest und glaubt an sie, und darin bestärkt ihn sein Hund, sein bester Freund!

Gerade solch epigrammatische Gedichte von Wessenberg sind auch heute noch lesenswert und interessant.

VI.

Versuchen wir, die Begegnung Hebels mit Wessenberg zu rekonstruieren, und halten wir uns dabei an das, was dokumentierbar ist: Der Anfang der gegenseitigen Bekanntschaft liegt im Dunkeln. Spätestens 1814 brachte eine besondere Begebenheit die beiden Persönlichkeiten einander näher. Damals erhob die katholische Kirchenbehörde Einspruch gegen die im „Rheinländischen Hausfreund“ für 1815 abgedruckte Geschichte mit dem Titel „Der fromme Rat“. Der Streit drehte sich, wie die Anklage lautete, darum, daß diese Geschichte ein „antikatholisches Märlein der düsteren Vorzeit wieder aufwärme“.¹⁾ Hebel erzählt in dieser Geschichte wie so oft, nicht etwas Neues, sondern das Attraktive an dieser Geschichte ist die lebendige Schilderung, wie ein 18jähriger junger Mann in ein theologisches Dilemma gerät und ihm aus der Gewissensklemme geholfen wird. Mir scheint dieses „antikatholische Märlein der düsteren Vorzeit“, so die Anklage, eine Wanderanekdote zu sein, denn der Konflikt wird in verschiedenen Varianten immer wieder berichtet, und der Kern der Thematik dürfte wohl im Bereich des Humors liegen: wer ihn nicht begreift und ihn bei Hebel nicht erkennt, dem ist der Zugang zu dieser Geschichte verbaut. Unter den Zensoren befand sich neben dem Direktor der katholischen Kirchenbehörde, später dann noch einem

päpstlichen Nuntius, auch Wessenberg. Hebel war über diesen Vorgang verstimmt, denn die Zensur erforderte einen Umdruck. Hebel schmuggelte einige Exemplare an der Zensur vorbei, legte aber verärgert die Redaktion des „Rheinländischen Hausfreundes“ nieder. Hier wäre also eine Möglichkeit gewesen, sich kennen zu lernen.

Überraschend ist dann das Licht, das wenige Jahre später (11. Juli 1818) ein Brief Hebels an Wessenberg in das Dunkel der Beziehung bringt. Wessenberg muß Hebel zuvor eine Ausgabe seines Lyrikbandes mit dem Titel „Blüthen aus Italien“ geschickt haben — es ist eine der schönsten Lyriksammlungen Wessenbergs — und sie erschien 1818 beim Buchhändler Marx in Karlsruhe. Man muß einmal den Gedankensprung machen: drei Jahre zuvor wird Hebel zensiert und kritisiert, sein „Rheinländischer Hausfreund“ verboten wegen antikatholischer Tendenz, und jetzt schickt der Generalvikar ihm sein literarisches Werk zu. Hier sind viele Interpretationen möglich; soviel läßt sich aber wohl sagen: Wessenberg schätzte Hebel als Schriftsteller, und er nahm vielleicht die Zensur nicht so ernst. Möglicherweise kannte er diese Geschichte schon längst und schmunzelte als Aufklärer selbst über sie, mußte aber dienstlich eingreifen. Für diese Sicht sprechen auch Texte Wessenbergs. Nehmen wir als Beispiel das Gedicht „Censur“.¹²⁾

Censur

Die Lüfte rauscht lustig durch die Blätter,
Der Wald erscholl von des Gesangs
Geschmetter;
Drob wurden Nervenschwache krank,
Verbot der Luft zu rauschen in den Blättern!
Verbot den Vögeln durch den Wald zu
schmettern!
Das Land in öde Stille sank.
Da kam den Nervenschwachen selbst ein
Gähnen;
Man hörte sie nach Lebenslaut sich sehnen;

Umsonst, die Wälder blieben stumm.
Die Lüfte hatten sich hinweggezogen,
Die Meistersänger waren scheu entflohen,
Man hörte nur des Wilds Gebrumm.

Dieses Gedicht zeigt die Folgen der Zensur, die alles Leben vernichtet; übrig bleiben nur noch die wilden Tiere und ihr „Gebrumm“. Der hellhörige Leser verstand vielleicht auch die Anspielungen und Doppeldeutigkeiten der Wörter „Blätter“, „Wald“ und „Meistersänger“.

In diesem Zusammenhang kann man auch thematisch noch auf einige andere Gestalten verweisen, die sehr nachdrücklich im Gesamtwerk Wessenbergs auftauchen. Von Galileo Galilei haben wir schon gehört. Wessenberg hat 1801 zahlreiche Gedichte des Grafen Spee (1592—1635) herausgegeben. Spee war einer der großen Kämpfer für Gerechtigkeit, gegen Hexenwahn und gegen die Inquisition. In seiner sehr eindrucksvollen „Vorrede“ zu den Gedichten Spees, stellt Wessenberg die Persönlichkeit und den Dichter Friedrich von Spee vor, was 1801 durchaus nicht selbstverständlich war. Wessenberg spricht von den „Schlachtopfern des Wahns . . . und des Aberglaubens“, die ihn zum Kämpfer gegen die Vorurteile seines Zeitalters machten.

Wessenbergs Interesse galt auch Fenélon, dem französischen Erzbischof zur Zeit Ludwigs XIV., einem theologisch, literarisch und philosophisch hochgebildeten Schriftsteller, der sowohl bei seinem König wie beim Papst in Rom in Ungnade gefallen war. Wessenberg widmete Fenélon ein „Gedicht in drei Gesängen“ (1811) und schickte ihm folgenden Vierzeiler voraus:

„Ihr Märtyrer für Menschenwürde,
Vertraut der Wahrheit und der Zeit;
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit.“

(Salis)

Galilei, Spee, Fenélon: das ist eine gute Ahnenreihe, die vielsagend ist. Sie alle litten unter Zensur und Unterdrückung und vertrauten auf die Gerechtigkeit. Hebels Bemühungen, die Zensur abzuschaffen, zumindest einzuschränken, kennen wir. Und gerade alle diese Bemühungen sind ein besonderer Zug der Spätaufklärung. Charakteristisch ist, daß hier die aufklärerische Tendenz, in Österreich wie in Baden, vom Herrscher selbst ausging, von ihm gewollt und unterstützt wurde. Es war eine Revolution von oben. Und in diesen Zusammenhang gehören auch Wessenbergs Bemühungen, gewisse liturgische Übertreibungen einzuschränken, worauf ja die Vorgänge in Hebels Geschichte „Der fromme Rat“ verweisen. Die Dichtung hat Hebel und Wessenberg zusammengeführt. Wessenbergs Begleitbrief zu seinen „Blüthen aus Italien“ kennen wir nicht. Er muß aber weit über eine bloße Widmung hinausgegangen sein, sonst hätte Hebel nicht prompt mit, wie er sich ausdrückt, „unmaßgeblichen Varianten“ geantwortet. Hebels Korrekturen beziehen sich vor allem auf die Metrik; er spricht aber auch von „größeren Veränderungen“, die er gerne vorgeschlagen hätte, aber doch diese „Versuchung unterdrückte“. Und dann charakterisierte Hebel Wessenbergs Lyrik und hebt hervor: „Viel Eigentümlichkeit“, d. h. Originalität und persönlicher Stil, „lebendige Anschauung der schönen Natur“, d. h. Naturlyrik, „und der Kunstdenkmale“, wir sprechen heute von Bildgedichten. Hebel lobt weiterhin die „so tief bewegten Gefühle“ und die „lebhaft hervorspringenden Ideen“. Die guten Wünsche gelten dann zum Schluß auch Wessenbergs „Tusculum“, wie Hebel sich ausdrückt, d. h. Wessenbergs Sommerort, dem elterlichen Gut in Feldkirch bei Staufeu i. Br. Hebel erkennt in Wessenberg auch den Alemannen, mit dem ihn vieles verbindet. Formal betrachtet ist dieser Brief sehr offiziell, durchaus jedoch nicht im Ton. Die Anrede lautet „Euer Excellenz“, und Hebel schließt mit dem „Ausdruck meiner ho-

hen und unbegrenzten Verehrung, mit welcher ich verharre Euer Excellenz unterthäniger Diener Hebel“.

Wer Hebels Briefkunst zu verstehen und zu genießen vermag, dem sind gerade die Varianten seiner Anreden und Briefschlüsse in Bezug auf den Inhalt und den Adressaten der Briefe wahre Fundgruben. Der nächste Brief, der uns erhalten ist, stammt vermutlich aus dem Jahre 1820, und spricht schon wie selbstverständlich von einem inzwischen vollzogenen Ereignis. Hebel ist seit 1819 Prälat der evangelischen Landeskirche, und damit auch Mitglied der Ersten Kammer des Landtages, und trifft nun regelmäßig bei Sitzungen I. H. von Wessenberg, wie in diesem Brief von 1820 auch beiläufig erwähnt wird. Noch spricht Hebel ihn mit „Verehrtester“ an, aber am Schluß heißt es schon „ergebenster Diener und Freund“.

1820 schenkt dann Wessenberg die zweite Auflage seiner „Blüthen aus Italien“ an Hebel, und dieser bedankt sich in jenem uns so vertrauten aufrichtigen und herzlichen Ton für Brief und Gedichte als Zeichen eines „freundschaftlichen Andenkens und Wohlwollens“, das ihm Mut mache, „es Ihnen so ganz schlicht sagen zu dürfen, wie es in mir ist.“ (Br. Nr. 445).

Die Briefe der folgenden Jahre, bis 1824, werfen Schlaglichter auf die gemeinsame Arbeit, die die beiden Männer verbindet, aber auch auf das Wesen der Freundschaft. Neben literarischen Themen und theologischen Fragen tauchen ganz konkrete Probleme auf. Wenn man sie mit den Landtagsniederschriften vergleicht, findet man sehr schnell, worum es geht: Errichtung einer Taubstummenschule, das Ständehaus, wobei Hebel mit Freuden feststellt, daß es bald fertig sein wird, „wenn auch die Kosten ein wenig über das Gesagte hinaus gehen“. (Br. Nr. 461)

Nach allem, was wir aus den Briefen entnehmen können, arbeitete Hebel in diesen Jahren sehr eng mit Wessenberg zusammen. Mögli-

cherweise war noch eine dritte bedeutende Persönlichkeit eng einbezogen, nämlich der angesehene Politiker und Staatsrechtler Karl von Rotteck. Wessenberg hat ihm nach seinem Tode ein Gedicht gewidmet. Planung, Antragstellung und Durchführung der verschiedenen Vorhaben scheinen sich im Wechsel vollzogen zu haben. Nur einige Themen seien genannt: „Unterstützung alter unglücklich gewordener Geistlicher und hilfsbedürftiger Witwen und Waisen“; die Errichtung eines evangelischen Lehrerseminars. Hebels und Wessenbergs Verdienste um die Verbesserung des Volksschulunterrichts wurden bis jetzt völlig übersehen.¹³⁾ Der Direktor des Gymnasiums als Reformers der Volksschule, zeigt Hebels geistige und organisatorische Spannweite. Rottecks Antrag auf Lockerung der Pressezensur wird von Hebel nachdrücklich befürwortet. Ebenso bemüht sich Hebel um Wiederherstellung der Studienfreiheit. Man könnte noch manches gemeinsame Engagement aufzählen, zusammenfassend läßt sich feststellen, daß alle Bemühungen darauf hin zielten, die Benachteiligung der niedrigen Klassen zu beseitigen, und Hebel wie Wessenberg muß man hier zu den einflußreichen Reformern zählen, wobei die verschiedensten Bereiche einbezogen sind. Immer wieder geht es auch um literarische und theologische Schriften. Die beiden scheinen ihre Publikationen regelmäßig ausgetauscht zu haben, so bedankt sich Hebel 1824 (Br. Nr. 528) für den „Fastenhirtenbrief“ Wessenbergs. Es ist eine gemeinsame Arbeit über die Konfessionen hinweg; es ist praktische Tätigkeit, die auch in die Dichtungen hineinstrahlt, ohne daß man hier exakte Nachweise führen kann. Doch lassen sich manche Themen hier einbringen. Ein paar Hinweise mögen genügen: Die Spätaufklärung Wessenbergs wandte sich gegen den „Aberglauben“ auf den verschiedensten Gebieten. Hebels Gespenstergeschichten und seine theologische Schriften über die „Geister“ gehören hierher. Wessenberg bemühte sich um die Einstellung

des Wallfahrtsbetriebs. Eine aufschlußreiche Karikatur aus dieser Zeit (von Anton Koch), zeigt eine Prozession, und eine quer dazu einmarschierende Gänseherde im gleichen Schritt und Tritt.¹⁴⁾

Grundsätzlich läßt sich sagen: Für Hebel und Wessenberg galten die Einsicht und daraus die Konsequenzen: die Aufklärung beginnt im Alltag und fängt bei den Veränderungen im täglichen Leben an. Denken wir bei Hebel nochmals an „Der fromme Rat“, oder an die Geschichte „Merkwürdige Nacht einer Edelfrau“, die von der Behandlung von Dienstboten erzählt, oder an den „Spaziergang an den See“, der vom Umgang mit Armen und verkrüppelten Menschen berichtet. Es ist eine induktive Konzeption, vom Alltag zum Grundsätzlichen, von der Praxis zur Theorie; und hierher gehört auch das Zusammenleben der Konfessionen, damals ein sehr aktuelles Problem im jungen Lande Baden.

VII.

Vielleicht darf in diesen Zusammenhang noch eine andere, sehr anspruchsvolle Geschichte Hebels gebracht werden, die zugleich ein ganz anderes Thema berührt: „Moses Mendelsohn“ (1809).¹⁵⁾ In dieser Geschichte erzählt Hebel vom Zusammenleben der Menschen und der Konfessionen, und von der Situation der Juden im Lande, aber davon soll hier nicht die Rede sein, sondern vielmehr von der Freundschaft zweier Männer, die trotz großer Unterschiede friedlich zusammenleben und -arbeiten, auch wenn der eine weniger intelligent ist als der kluge berühmte Mendelsohn.

Halten wir fest: Die Spätaufklärung ist gekennzeichnet durch Praxisnähe und Anwendbarkeit abstrakter Prinzipien. Wessenberg hat die Frage „Was ist Aufklärung?“ 1814 so beantwortet: „... jemanden in den Stand setzen, daß er erkennbare Dinge richtig erkennen kann“. Schon Moses Mendelsohn, der Hauptwortführer der vorkantischen Philoso-

phie, verstand darunter „theoretische Bildung“ zusammen mit Kultur als „praktische Bildung“.¹⁶⁾ Den Primat hatte der Praxisbezug. „Wahre Aufklärung“, so meinte Wessenberg, bewirke, „daß der Mensch ein besserer Mensch werde, und das, was er zu thun hat, mit Überlegung auf die beste Art thue“.¹⁷⁾ Wessenberg verhielt sich hier auch ganz praktisch, indem er seine eigene Bibliothek mit ca. 20 000 Bänden Mitbürgern zugänglich machte, und wenn man an Hebels Engagement in der Karlsruher Museums-gesellschaft denkt, so hat man ein ähnliches Beispiel. Konkret heißt dies alles: Kampf gegen die Intoleranz auf religiösem Gebiet, Verständnis der Konfessionen füreinander; Bekämpfung des Aberglaubens und Scheidung der Geister. Nationale Vorurteile müssen abgebaut werden, und die Völker sind zusammenzuführen. Hierher gehören auch die Gerechtigkeit und die Notwendigkeit eines guten Rechtswesens, wobei immer die Frage lautete, wie sich dies alles konkret realisieren lasse. Die Antwort gaben Wessenberg und Hebel durch ihr Engagement für den ganzen Erziehungsbe-reich, angefangen von der Volksschule bis zur Universität, und nicht zuletzt fanden in ihren Überlegungen auch Randgruppen Beachtung.

Die Erziehung des Menschen zum Bürger und das öffentliche Wohl als Maßstab für die Regierenden findet sich immer wieder in den Gedichten Wessenbergs und in zahlreichen Erzählungen Hebels, wie hier in der Geschichte von „Moses Mendelsohn“.¹⁸⁾

Gerade die Praxisnähe macht die Spätaufklärung so schwer faßbar, denn lebensnahe und lebendige Strömungen lassen sich nur schwer definieren. Und wenn dann noch die Dichtung als Quelle bemüht wird, die in ihrer Vielfalt und konkreten Ausfaltung sich der Systematik entzieht, wird verständlich, warum die Spätaufklärung und ihre Bestimmung bis heute ein Problem darstellen.

Aus der Sicht der Literatur kommt noch hinzu, daß Hebel und Wessenberg beide

nicht zur Goethezeit passen, wodurch beide zu „Unzeitgemäßen“ werden. Dies stand ihrer Anerkennung lange Zeit im Wege, und sie wurden als Heimatdichter oder Gelegenheitsdichter abgewertet. Man las sie mit klassisch-romantisch eingestelltem Blick. Hebels und Wessenbergs Versuch, die emanzipierte Kultur wieder in einen geistigen Zusammenhang zu bringen, und nicht zuletzt auch den christlichen Elementen in dieser Dichtung wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, findet erst heute wieder Verständnis, so wenn Friedrich Sengle in diesem Zusammenhang von der „Wieder-geistlichung der emanzipierten Kultur“¹⁹⁾ spricht. Was Hebel und Wessenberg verband, hat später Bert Brecht, der ja Hebel sehr viel verdankte, ohne an diese beiden Dichter zu denken, so aufgezeichnet, im finnischen Exil (22. August 1940):

„sofort nach GOETHE zerfällt die schöne widersprüchliche einheit, und HEINE nimmt die völlig profane, HÖLDERLIN die völlig pontifikale linie . . .“

Obwohl wir hier es mit zwei „pontifices“ zu tun haben, nahm keiner die pontifikale Linie. Jeder griff nach der Sprache und der Dichtung im Bewußtsein, daß sie ihren Sitz im Leben hat und Sinn, Welt und Du verantwortlich ist und somit dem Menschen dienen muß.

Anmerkungen

1) Überarbeiteter Vortrag, gehalten vor der Badischen Heimat Karlsruhe am 4. 5. 1992

2) Die Briefe und ein Faksimile sind abgedruckt in der Briefausgabe von Wilhelm Zentner.

3) Vgl. Ludwig Fertig: Johann Peter Hebel der Schulfreund. Darmstadt 1991

4) Friedrich Popp: Das Konstanzer Psalterium von 1812. In: Oberrheinisches Pastoralblatt, 1960, 61. Jg., S. 277

5) Karl-Heinz Braun: Die Causa Wessenberg, S. 34; In: K.-H. Braun (Hg.): Kirche und Aufklärung — Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774—1860), Freiburg 1989

6) Vgl. K.-H. Braun a. a. O. S. 59

7) Vgl. Romano Guardini: *Berichte über mein Leben*. Düsseldorf 1985, S. 45 ff.

8) Vgl. K. Oettinger/H. Weidhase (Hg.): *I. Heinrich von Wessenberg. So versank die alter Herrlichkeit. Reisebilder und Gedichte*. Konstanz 1988

9) „Die christlichen Bilder. Ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes“, 2 Bde; St. Gallen 1845

10) Vgl. Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit*. Stuttgart 1977 ff., II, 688

11) Vgl. R. M. Kully: *Johann Peter Hebel*. Stuttgart 1969, S. 51

12) *Stl. Werke II*, S. 221

13) Vgl. L. Fertig a. a. O.

14) Information und Bild war in der Ausstellung in Maurach im Sommer 1990 zu sehen: „Kultur im 19. Jahrhundert in Südwestdeutschland“.

15) Vgl. die Interpretation von J. W. Storck in: *Johann Peter Hebel. Eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag*, Karlsruhe 1985, S. 149 f.

16) Zit. n. K.-H. Braun a. a. O. S. 28 f.

17) Zit. Nr. 16, S. 30 f.

18) Zu den Mendelsohns vgl. Eckart Kleßmann: *Die Mendelsohns. Bilder aus einer deutschen Familie*. Zürich/München 1990

19) F. Sengle: *Biedermeierzeit*. Stuttgart 1977 ff., II, S. 157

Heinrich Köhler und der Südweststaat*

Uwe Uffelman, Heidelberg

„Der Südweststaat . . . ist es wert, daß man für ihn lebt, daß man für ihn arbeitet und daß man sich für ihn aufopfert und verzehrt. Er ist keine Behelfskonstruktion für Zeiten, die schnell vergessen werden sollen, sondern er ist eine Konzeption, die in ihrer schlichten Größe, sobald sie Wirklichkeit geworden ist, jedem, der schaffen will, Arbeit und Lohn und Brot bringen wird. Wenn im deutschen Süden neben das in sich geschlossene Bayern als festgefügt Land der Südweststaat treten wird, dann kann wenigstens das Fundament als gut und dauerhaft angesprochen werden, auf dem die Bundesrepublik Deutschland sich zu gründen anschickt. Frauen und Männer . . . ich rufe Sie heute schon auf, restlos einzutreten für diesen Staat, der im Südwesten wenigstens klare und wahre politische Verhältnisse schafft . . . Zu dieser Mitarbeit in der Schaffung dieses neuen Staates rufe ich auch unsere Neubürger auf, die Frauen und Männer, die ihre alte Heimat verlassen mussten und zunächst vor dem Nichts standen. Auch sie können jetzt mithelfen, sich eine neue Heimat aufzubauen . . . Auch Ihr, meine Neubürger, werdet aufgerufen werden, Eure Stimme bei der Schaffung des südwestdeutschen Staates abzugeben. Es ist dann Euer Staat, der entstehen wird.“

Dieses Bekenntnis zum Südweststaat legte Dr. h. c. Heinrich Köhler am 24. Oktober 1948 in Walldürn ab, als ihm dort die Würde eines Ehrenbürgers zuerkannt wurde.¹⁾ Nur noch wenige Monate waren ihm damals bestimmt. Am 6. Februar 1949 starb er siebzigjährig in Karlsruhe. Am 29. September 1992 war sein 114. Geburtstag.

Welchen Weg ging der Politiker Heinrich Köhler, und wo liegt seine Bedeutung für die Entstehung des Landes Baden-Württemberg?

Die Fragen legen drei Annäherungen an Heinrich Köhler nahe: Die erste vermittelt nicht mehr als einen Abriß seiner politischen Biographie bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, die beiden anderen gelten seiner dritten politischen Karriere, die ihn zu einem Kämpfer für den Südweststaat werden ließ:

I. Tätig für Baden und das Reich

II. Badisches Profil und Kurswechsel Südwest

III. Der Weg zum Karlsruher Vertrag

I. Tätig für Baden und das Reich

Herkunft und Schulbildung bis zur Primäreife ließen eine mittlere berufliche Laufbahn erwarten. Und so kam es denn auch: Badische Finanzverwaltung, Zolldienst, im Ersten Weltkrieg Zollkommissar in Belgien. Hier eignete sich der junge Mann ein Handwerkszeug an, das vielseitig verwertbar sein würde, fänden sich dazu geeignete Gelegenheiten. Daß diese einem nicht in den Schoß zu fallen pflegen, man sie also tatkräftig vorbereiten muß, erkannte Köhler früh und betrat mit seinem Engagement für den politischen Katholizismus im Geiste Theodor Wackers, dann Josef Schofers das Feld der Politik. So wurden kommunalpolitische und landespolitische Kompetenz, erworben als Stadtverordneter und Stadtrat in Karlsruhe sowie Zentrumsabgeordneter im badischen Landtag für Köhler zum Sprungbrett, als in der deutschen Revolution Fachleute und Demokraten in einer Person verlangt wurden. Die Gelegenheit konnte genutzt werden: Leiter der Presseabteilung des Innenministeriums, Ministerialrat und Kabinettschef im Staatsministerium, badischer Finanzminister (1920–1927) und als solcher turnusmäßig zweimal Staatspräsident von Baden. Das war eine schnelle

und große Karriere, und die Regierungsbank war der Ort, auf der Köhler seine Fähigkeiten und Kräfte voll entfalten konnte. Nicht immer war sein — auch durch seine stattliche Erscheinung begünstigtes — Durchsetzungsvermögen dazu angetan, ihm selbst bei Zustimmung zu seinen Entscheidungen auch Sympathie zuteil werden zu lassen. Die Bereitschaft zu „autokratischen Entscheidungen“ (J. Becker) und die Regierungsperspektive langer Dauer hinderten Köhler jedoch nicht, das politische System der Weimarer Republik stets gegen dessen Feinde und Relativierer zu verteidigen. Seine personale und soziale Identität wurden durch das Bewußtsein mit geprägt, das seine Großväter zum Kreis der Demokraten von 1848/49 gehörten. So verurteilte Köhler entschieden den Hitlerputsch, wehrte sich bezeichnenderweise gegen eine Briefmarke mit dem Kopf Friedrichs II. von Preußen und lehnte den Brüning-Kurs eines Staates über den Parteien ab.

Diese Ablehnung stand aber erst am Ende der zweiten Karriere Heinrich Köhlers. Denn: 1927 wurde er im Zuge der schwierigen Koalitionsverhandlungen, die zum vierten Kabinett Wilhelm Marx führten, als — wie er selbst formulierte — „links aussen“ mit dem Finanzministerium betraut. Dieses Bürgerblock-Kabinett aus Zentrum, DDP, DVP und DNVP stellte den letzten Versuch dar, die DNVP an die Weimarer Republik heranzuführen, sie in den Kreis der staatstragenden Parteien einzuschließen. Sie scheiterte schon Anfang 1928 nur äußerlich an der Schulgesetzgebung. „Mit dem vierten Kabinett Marx war jene Alternative einer konservativen Evolution der Weimarer Demokratie gescheitert, die Brüning im Essener Programm (des Zentrums, d. V.) 1920 gezeichnet hatte und deren Realisierung in der Staatskrise nach 1930 nicht mehr gelang.“ (J. Becker) Die Bürgerblockregierung offenbarte zugleich die tiefe Krise des Zentrums im Reich wie in Baden, manifest am „Fall Wirth“. Joseph Wirth, ehemaliger Reichskanzler,

Freund und Weggefährte Köhlers, ergriff entschieden Partei gegen die Beteiligung des Zentrums an einer Koalition mit der DNVP und führte seine Partei 1927/28 durch Obstruktion in schärfste Konflikte, die auch eine Entfremdung zwischen Köhler und Wirth mit sich brachten. Am Ende standen die Niederlage des Zentrums bei den Reichstagswahlen 1928 und der Rechtsdruck der Partei auf dem Kölner Parteitag 1928 durch die Wahl des Prälaten Ludwig Kaas zum Parteivorsitzenden. Die radikale Haltung Wirths ist oft kritisiert worden. In der Rückschau ist es der sehr ernst zu nehmende, aber gescheiterte Versuch, den Sieg der Republikfeinde zu verhindern. Wirth sah bewußter als viele — auch Köhler — Gefahren von rechts und opferte dafür den Partefrieden mit dem letztlich gegenteiligen Resultat, wie die Niederlage des Gewerkschaftsflügels 1928 zeigte.

Unter den gekennzeichneten Bedingungen der Bürgerblockkoalition ging Köhler als Reichsfinanzminister an die Arbeit. Das schon vorbereitete fortschrittliche Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung wurde im Sommer 1927 parlamentarisch verabschiedet. Köhler war in der Rückschau besonders stolz auf die von ihm durchgesetzte Reform der Beamtenbesoldung mit beträchtlichen Gehaltserhöhungen im Angesicht wirtschaftlichen Aufschwungs 1927, durch welche die Beamtenschaft innerlich der Weimarer Republik stärker verbunden werden sollte. Ihretwegen kam es Ende 1927 zum Eklat mit dem Arbeiterflügel. Widerstand kam aber auch von Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht und dem Reparationsagenten Parker Gilbert, mit dem Köhler in Reparationsfragen mit dem Erfolg in Konflikt geriet, daß die Debatte um die Revision des Dawes-Planes nicht mehr verstummte. Köhler bot auf dem Höhepunkt der innerparteilichen Auseinandersetzungen um das Beamtengesetz Reichskanzler Marx seinen Rücktritt an, den dieser aber ablehnte. Insofern hat Köhler recht, daß das Besoldungsge-

setz sich als eine „Dauerleistung von besonderer Kraft“ erwiesen habe, weil es in seinen Grundzügen bis in die Nachkriegszeit erhalten blieb. Doch steht fest, daß die Erhöhung der Gehälter in den Notjahren durch Kürzungen wieder zurückgenommen werden mußte.

Am Ende des vierten Kabinetts Marx stand auch subjektiv für Köhler ein Scheitern, hatte er doch in der Reichstagsfraktion nicht den erhofften Rückhalt für seine Politik gefunden und kein persönliches Verhältnis zu Heinrich Brüning entwickeln können. Von 1928 bis 1932 war er Reichstagsabgeordneter, eine Tätigkeit, die ihn nicht befriedigte. Auch wuchs nach Josef Schofers Tod 1930 die Distanz zwischen ihm und seinen badischen Parteifreunden. Im Angesicht der Zunahme der NSDAP 1930 gehörte Köhler überraschenderweise zu denen, die Brüning veranlassen wollten, Hitler durch Teilnahme an der Regierungsverantwortung zu zähmen. 1933 wurde er in Karlsruhe für wenige Tage in „Schutzhaft“ genommen. Hjalmar Schacht bewirkte seine Freilassung, die an einen Ortswechsel gebunden wurde. Köhler zog mit seiner Familie nach Berlin. Die Funktionen, die er in der Wirtschaft übernahm, füllten ihn nicht aus. So sehr Köhler bewußter Republikaner und Demokrat war und sich in der Tradition von 1848 sah, so wenig war er aufgrund seines starken Nationalgefühls in der Lage, sich dem Widerstand zu nähern. Er „wußte zwar die Täter des 20. Juli 1944 und das Ethos ihrer Tat zu achten, vor der eigenen Mittäterschaft aber standen wie für viele seiner Generation unübersteigbare Schranken.“ (J. Becker) 1943 siedelte Köhler im Zuge der Evakuierungsmaßnahmen von Berlin nach Mudau im Odenwald um, wo er das Kriegsende erlebte.

II. Badisches Profil und Kurswechsel Südwest

Den beiden politischen Karrieren der Weimarer Zeit sollte eine dritte folgen, als erneut

Demokraten gesucht wurden. Heinrich Köhler war nicht der Mann, sich selbst im Pensionsalter einer Indienstnahe zu entziehen — stand sie nur unter den richtigen demokratischen Vorzeichen —, auch wenn die Umstände dieses Dienstes ihm nicht behagten. Konnte sich der bewußte Badener, welcher sich der neugegründeten CDU und nicht etwa wieder dem Zentrum anschloß, schnell mit der Leitung des unter amerikanischer Besatzungsherrschaft stehenden nordbadischen Landesbezirks anfreunden, so wurde die von der Militärregierung verfügte Zusammenfassung Nordbadens und Nordwürttembergs zu einem Staat Württemberg-Baden für ihn, der eine Teilung Badens nicht wünschte, zu einer großen Herausforderung. Er mußte nach Stuttgart gehen und im Kabinett Reinhold Maier als stellvertretender Ministerpräsident und Wirtschaftsminister — ab 1946 Finanzminister — mitregieren.

„Badisches Profil und Südweststaat“ habe ich das Ergebnis meiner Untersuchungen zu Heinrich Köhlers dritter Karriere überschrieben. Dies sind die zeitlich nacheinander zu sehenden Leitlinien seines politischen Engagements, abgesehen von seiner mit Leidenschaft getriebenen Finanzpolitik, die ihn — und das ist familiär bezeugt — bis auf das Sterbebett begleitete. Als der Südweststaat zur Leitlinie wurde, hatte Köhler für das badische Profil so viel Kapital angehäuft, daß er ohne neuerliche Profilierung nötig zu haben, also frei von jeder Voreingenommenheit, Neuland betreten und andere dazu auffordern konnte, es ihm gleich zu tun, so wie das Eingangszitat es einzigartig manifestiert.

Die Profilierung Badens im zunächst ungeliebten Land Württemberg-Baden kann hier nur gestreift werden. Sie begann mit dem „Statut der Landesverwaltung Württemberg-Baden“, das zur „Lex Köhler“ (G. Haselier) wurde, da sich der stellvertretende Ministerpräsident mit feinfühligster Unterstützung Reinhold Maiers, wenn auch nicht formal, so doch de facto gegenüber den Amerikanern in

dem Sinne durchzusetzen vermochte, daß er im badischen Landesteil ein Maximum an Handlungsspielraum realisieren konnte.

Das Ringen um das „Landesverwaltungs-gesetz“ war, von der Tagespolitik abgesehen, die zweite Gelegenheit, Baden im württemberg-badischen Staat zu profilieren. Das Gesetzesvorhaben, das aus der badischen Selbstverwaltung weisungsgebundene Mittelinstanzen machen, während im württembergischen Landesteil mit der Einrichtung von Regierungspräsidien noch gewartet werden sollte, brachte verschiedene Gesetzesentwürfe hervor und eine Eskalation der Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen. Und immer wieder war es Heinrich Köhler, der die Position des „Regionalministers“ mit Sitz im Kabinett nicht preiszugeben gedachte. Auch verlangte er die Gleichbehandlung Badens mit Württemberg, und es war für ihn unzumutbar, daß in Württemberg nicht sofort dieselbe Ordnung wie in Baden eingeführt werden sollte. Aber er wünschte nicht nur die Gleichbehandlung, sondern wollte mehr. Warum lehnte er den Entwurf des Innenministers ab, der die Schaffung von Regierungspräsidien vorsah?

Regierungspräsidien sind Vollzugsorgane des Regierungswillens, und der Dienstvorgesetzte ist der Innenminister. Köhler wollte die Substanz Badens im Staat Württemberg-Baden erhalten wissen: Mittelbehörde und Mittelbehörde war für ihn nicht dasselbe. Ein Landesbezirkspräsident als Regionalminister in der Landesregierung ist mehr als ein weisungsgebundener Regierungspräsident. Und der Landesbezirk als Selbstverwaltungsinstitution ist mehr als ein Zweckverband innerhalb eines Regierungsbezirks.

Anfang November 1947 erhielt Köhlers Kampf gegen ein seinen badischen Interessen nicht verträgliches Landesverwaltungs-gesetz jedoch eine neue Dimension. Ich habe nachzuweisen versucht, daß Köhler seit dem 5. November 1947 die Vertagung der Angelegenheit im Hinblick auf Vorgänge auf der

Ebene der Besatzungsmächte (Vier-Mächte-Konferenz in London vom 25. 11.—15. 12. 1947) forderte, von denen er ganz Deutschland betreffende Entscheidungen erwartete, für die Nordbaden offen bleiben müsse, denn sein Ziel sei, **einen** Staat im südwestdeutschen Raum anzustreben. Und was bedeutete es, daß er am 26. November 1947 Südbaden dabei ins Spiel brachte, für das Nordbaden mit Verantwortung trage? Ein Staat im Südwesten und Rücksicht auf Süd-Baden? Sah er die Zeit für die Wiedervereinigung von Baden jetzt gekommen? Vom entschiedenen Badener Heinrich Köhler erwarteten viele und seine Parteiliebe insbesondere nichts anderes. Oder bahnte sich hier ein Umdenken an, auf eine Wiedervereinigung zu verzichten und direkt auf einen Südweststaat zuzusteuern?

Es ist bekannt, daß die Londoner Konferenz scheiterte und die Westmächte eine Weststaatslösung für ihre deutschen Besatzungszonen ins Auge faßten und auf der Londoner Sechs-Mächte-Konferenz seit Februar 1948 konkretisierten (23. 2.—6. 3. 1948; 20. 4.—2. 6. 1948). All das wurde für Köhler von größter Wichtigkeit. Seine Diagnose, daß sich Veränderungen anbahnten, die Deutschlands innere und äußere Ordnung betreffen würden, erwies sich als richtig. Die internationalen Vorgänge mußten seine sich differenzierende Sicht der südwestdeutschen Politik beeinflussen, und sie führten ihn zu einer politischen Wende, die er im Sommer 1948 vollzog. Der vom Reich, dem er als Finanzminister und Mitglied des Reichstages gedient hatte, her denkende Politiker erwies sich seinen badischen CDU-Kollegen perspektivisch überlegen. Gesamtdeutschland oder Westdeutschland betreffende Entscheidungen mußten den regionalen Fragen eine neue Dimension verleihen.

Bis zu meiner Analyse von 1990 wurde Köhlers Bereitschaft, auf den Südweststaat zuzusteuern, ohne vorher Baden wiedervereinigt zu haben, allgemein auf den Sommer 1948

datiert und stets als überraschend deklariert. Von einem früheren Umdenken ist nie die Rede gewesen. Angelpunkt der Suche der Wissenschaftler nach den Gründen seines Kurswechsels ist seit ihrer Entdeckung durch Josef Becker 1963 eine handschriftliche Aufzeichnung Köhlers mit dem Titel „Mein Unfall“. Hier ist zweifelsfrei ein Schlüsselerlebnis dokumentiert, das sehr Persönliches aussagt und das sehr differenziert interpretiert werden muß. Besonders eine Passage regte die Interpreten zu Spekulationen an: „Mir wie Schuppen von den Augen. Baden Figur in Rheinpolitik der Franz. Ganz Baden als französisches Protektorat und Grundlage für Marsch entlang des Rheins. Rhein Deutschlands Grenze — Richelieu! Sollte ich hier mithelfen? Schweres Ringen. Entscheidung: nein.“²⁾

Die Aufzeichnung ist nach meinen Erkenntnissen zwischen der Verkündigung der Londoner Empfehlungen der Westmächte zur Schaffung eines westdeutschen Staates am 7. Juni 1948 und dem Parteitag der nordbadischen CDU in Bretten am 12./13. 6. 1948 entstanden. Für seine Interpretation ist wichtig, daß aus diesem „Umfall“-Papier bereits in Bretten ein fertiges Handlungskonzept geworden war, das auch sofort erfolgreich angewendet wurde. Das Schlüsselerlebnis nach dem 7. Juni als Ursache für eine neue Politik wird von daher fragwürdig. Wenn man es jedoch in den Kontext der Äußerungen und Verhaltensweisen Köhlers seit dem 5. November 1947 stellt und in ihm interpretiert, relativiert sich seine Aussage. Ich bin zu dem Ergebnis gelangt, das „Umfall“-Papier nicht als Ursache des Umdenkens einstufen zu sollen. Daran ändert nichts, daß dieses im Selbstverständnis Köhlers Anfang Juni 1948, also subjektiv, einen ganz hohen Stellenwert — eben den eines Schlüsselerlebnisses — gehabt hat, war es doch der definitive Durchbruch einer neuen politischen Konzeption und damit auch einer neuen personalen und sozialen Identität Köhlers.

Worum ging es Heinrich Köhler? Es ging ihm im Angesicht der auch nach der Londoner Sechs-Mächte-Konferenz noch fehlenden Einigkeit zwischen den Amerikanern und Briten einerseits und den Franzosen andererseits um die Verhinderung eines von Frankreich infiltrierten Rheinlandes. Die Äußerungen der Chefs der alliierten Militärregierungen Koenig und Clay demonstrierten ihm deren Uneinigkeit selbst nach der für eine westdeutsche Staatsbildung entscheidenden Konferenz. Frankreich hatte nur bedingt eingelenkt und blieb bei seiner Forderung nach einem deutschen „cordon sanitaire“ unter seiner Oberaufsicht entlang des Rheins von Koblenz bis zur Schweizer Grenze. Diese Erkenntnis, daß die Amerikaner und die Briten im Tauziehen um einen westdeutschen Staat noch nicht gesiegt hatten, führte zum „Umfall“, d. h. weg von einer Wiedervereinigung Badens zu einem Unfall, der eigentlich keiner war, weil er sich gedanklich wie emotional seit Anfang November 1947 vorbereitet hatte. Angesichts der politischen Entscheidungssituation stellte sich Köhler die Erkenntnis, daß man jetzt und hier etwas tun müsse, um im deutschen — nicht nur im badischen — Interesse der amerikanisch-britischen Position zur Durchsetzung zu verhelfen, im eigenen Innern als ein Unfall dar. Das Schlüsselerlebnis war aber nichts anderes als der Auslöser, als der letzte Schub im langfristigen Durchringen zu einer neuen Konzeption, die nicht aus einer schlichten Frankophobie resultierte. Köhler war trotz seiner früheren Vorbehalte gegenüber Frankreich nicht frankreichfeindlich, er sprach sogar französisch, und das ist eher Ausdruck eines positiven Interesses als langfristig geplantes Instrument zur besseren Bekämpfung des Gegners. In der Situation seines Schlüsselerlebnisses bewertete er das antifranzösische Argument allerdings höher als dies im Gesamtkonzept des von ökonomischem und finanzpolitischem Denken Geprägten objektiv der Fall sein konnte. Denn dieses muß

auch gesehen werden: Seit Herbst 1945 hatte sich das Land Württemberg-Baden nicht zuletzt als Wirtschaftsraum bewährt. Das veranlaßte viele, mit neu sich schulenden Blicken über die Funktionstüchtigkeit größerer Räume in Wirtschaft und Politik nachzudenken. Und da war Köhler nicht der letzte in der Reihe. Insofern ist sein Umdenkprozeß nicht erst am 5. 11. anzusetzen, sondern sicher schon früher. Man versteht Köhler besser, wenn man den gesamten Lernprozeß ausleuchtet. Dann erkennt man, daß sich sein neues Konzept aus einem Ensemble von landespolitischen, besonders föderalismustheoretischen, ökonomischen und deutschlandpolitischen Faktoren konstituierte, bei dem die Virulenz des letzteren den Durchbruch bewirkte. Um das badische Profil brauchte er sich dabei nicht zu kümmern, dafür hatte er gesorgt. In einem Brief belegt er im November 1948 neben der Walldürner Rede eindrucksvoll den Abschluß seines Umdenkprozesses, der ein Umfall nur für diejenigen war, die auf der Traditionslösung beharrten und nicht über die regionale Perspektive hinauszutreten vermochten: „Da ich die Charaktereigenschaft der Badener und der Württemberger zu kennen glaube, war ich auch nicht von vornherein ein begeisterter Anhänger des Projekts. Je mehr aber die Entwicklung in Europa vorwärtsschreitet und je mehr Deutschland wieder in den Blickpunkt der Welt kommt, umso notwendiger ist es, dass wir das eigene Haus lebensfähig aufbauen. Und zu diesem lebensfähigen Aufbau gehört es auch, dass Länder wie Württemberg und Baden sich zusammenschließen, um in gemeinsamer Kraft das Werk der Zukunft zu leisten. Es gilt auch hier am Oberrhein Politik mit größserem Ausblick zu machen. Dass das Ziel gelingen wird, ist meine feste Überzeugung.“³⁾ Und diese Politik mit größerem Ausblick setzte Köhler sofort auf's Gleis. Auf dem schon erwähnten Parteitag der nordbadischen CDU in Bretten machte er mit Hilfe des Tauberbischofsheimer Landrats Anton

Schwan aus einer Entschließung zur Wiedervereinigung Badens mit Aussicht auf einen späteren südwestdeutschen Gesamtstaat eine, die den direkten Weg dahin ohne Zwischenstufen über den Volksentscheid forderte. Damit brachte er die Mehrheit des Parteitages auf seine Seite.

Die Frankfurter Dokumente vom 1. Juli 1948 erhoben die Länderneugliederungsfrage zur Regierungssache mit großer Dringlichkeit. Erst jetzt wurde auch der Bevölkerung klar, worum es ging. Und die Badener in Südbaden schauten auf Leo Wohleb, die Nordbadener auf Köhler, das geeinte Baden im Blick. Wie wenig bekannt Köhlers Kurskorrektur im deutschen Südwesten und auch im eigenen Lande trotz des Brettener Parteitages war — und dieses hilft, die Überraschung zu erklären, daß sich der Erzbadener plötzlich zum badischen Vater der Südweststaatsidee gewandelt hatte — zeigte die Landtagsdebatte in Stuttgart am 28. Juli 1948 und die Pressereaktion darauf: „Dr. Köhler sagt ja . . . Der Landtag hat heute in namentlicher Abstimmung bei Stimmenthaltung der Kommunisten den Antrag auf unverzügliche Verhandlungen zur Vereinigung der Länder Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Südbaden angenommen. Zur allgemeinen Überraschung stimmte dem Antrag auch Finanzminister Dr. Köhler zu. Die Regierungschefs der drei Länder werden sich am Montag, 2. August, auf dem Hohenneuffen hierüber beraten.“⁴⁾

III. Der Weg zum Karlsruher Vertrag

Die deshalb so berühmte Konferenz auf dem Hohenneuffen am 2. 8. 1948, weil sie einen Beschluß über Verhandlungen zur Schaffung eines Südweststaates herbeiführte, war keineswegs von einem größeren Maß Einigkeit gekennzeichnet. Im Gegenteil: Die Fronten, die sich bis 1951 „bewähren“ sollten, waren schon gebildet. Denn während die Vertreter Würt-

temberg-Badens und Württemberg-Hohenzollerns den Südweststaat wünschten, bezog der badische Justizminister Dr. Fecht Gegenposition, indem er von Vergewaltigung und von heißersehnter Wiedervereinigung Süd- und Nordbadens sprach, allerdings eine spätere Vereinigung nicht ausschloß. Im Gegensatz zu Köhlers Auffassung betonte er: „Entscheidungen in Westdeutschland können fallen auch ohne Veränderung der Ländergrenzen.“⁵⁾ Auf die Bemerkung hin, Südbaden sei nicht „in einer solchen Notlage, dass wir uns zu übereilten Schlüssen zwingen lassen müssten“, konnte sich Köhler aber des Zurufs nicht enthalten: „Glückliches Land, das nicht in einer Notlage ist!“ Das Konfliktmuster lag in nuce auf dem Tisch. Zu diesem Muster gehörte auch, daß der Fraktionsführer der SPD im Freiburger Landtag, Ministerialrat Maier, sowie der Oberbürgermeister von Lahr, Dr. Wäldin, der der DVP angehörte, sich für den Zusammenschluß aussprachen. Drei wichtige Termine, die die Südweststaatsangelegenheit voranbringen sollten, füllten den August 1948: 10. 8.: Zehnerausschuß in Karlsruhe unter Leitung von Heinrich Köhler, 14. 8.: Hohenneuffen-Hauptausschuß in Karlsruhe unter Leitung von Reinhold Maier, 24. 8.: Zehnerausschuß in Karlsruhe unter Leitung von Heinrich Köhler. Alle drei Sitzungen waren „Köhler-Veranstaltungen“. Er war der eigentliche Motor, seiner Verhandlungsführung waren die Ergebnisse vom 10. und 24. 8. mit zu verdanken, und ohne seine eindringlichen Vorhaltungen gegenüber Staatspräsident Dr. Wohleb am 14. 8. wäre es wohl gar nicht oder nicht so schnell zur 2. Sitzung des Zehnerausschusses gekommen. Deshalb ist gerade die Debatte am 14. 8. so aufschlußreich, fragt man nach Köhlers Beitrag zu dieser ersten Phase der Südweststaatsdebatte. Köhler gab dort zunächst einen ausführlichen Bericht über die Ergebnisse des 10. 8., betreffend vier Leitsätze und 15 Punkte Sonderregelungen. Die Leitsätze lauteten:

„1. Die Ministerpräsidenten bekennen sich zum Zusammenschluss der drei Länder Baden, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern zu einem Staat mit gemeinsamer Regierung und gemeinsamer Volksvertretung. Gesetzgebung und Rechtsprechung sind ausschließlich Aufgabengebiete des Gesamtstaates.

2. Der Gesamtstaat wird verwaltungsmäßig in vier Landesbezirke gegliedert, nämlich Nord-Württemberg, Süd-Württemberg mit Hohenzollern, Nord-Baden, Südbaden. Die Neubegrenzung dieser Bezirke bleibt vorbehalten.

3. Die Staatsverwaltung soll in möglichst vollem Umfang den vier Landesteilen übertragen werden. Die vier Landesteile sollen, soweit erforderlich, gleichzeitig als Selbstverwaltungskörper ausgestaltet werden.

4. Sonderregelungen für die einzelnen Landesteile werden besonderen Vereinbarungen vorbehalten. Solche Gebiete, die einer Sonderregelung bedürfen und die in der künftigen Verfassung festgelegt werden sollen, sind in der Anlage enthalten.“⁶⁾ Die Sonderregelungen reichten von der landsmannschaftlichen Besetzung von Stellen über den Erhalt der Universitäten, die Schulfrage, den Ausbau des Verkehrsnetzes bis zur gleichmäßigen Wirtschaftsförderung aller Landesteile, zur gleichen Verteilung der Flüchtlinge und zur Frage der Kirchen und Religionsgemeinschaften.

Die Darlegungen Köhlers veranlaßten Innenminister Renner von Württemberg-Hohenzollern zu folgender Erklärung: „Die Regierung von Württ.-Hohenzollern hat zu diesen Vorschlägen Stellung genommen. Es waren bei der Beratung ja 3 Minister anwesend, die übrigen haben zugestimmt und ich bin ermächtigt, im Namen des neugewählten Staatspräsidenten Dr. Müller zu sagen, daß er mit diesen Vorschlägen einverstanden ist. Er

hat allerdings hinzugefügt, — ich möge der Versammlung das als seine Auffassung mitteilen — die Vorbehalte gingen ziemlich weit und es sei seiner Meinung nach Äusserste an Vorbehalten, was man zugestehen könnte.“⁷⁾ Und die Reaktion Staatspräsident Wohlebs? Er wich einer inhaltlichen Stellungnahme aus, indem er Uninformiertheit über die Karlsruher Ergebnisse und zu große Eile vorgab, er bat um Verschiebung der nächsten Zehnerausschußsitzung. Diese Reaktion veranlaßte Theodor Heuss (DVP), von einem kalten Wasserguß des Staatspräsidenten Wohleb für die Versammlung zu sprechen, der „im Grunde eine Ohrfeige bedeutet“. In seinem Appell an Wohleb bezog er sich auf die Art und Weise von Köhlers Bericht: „Ich möchte an den Herrn Staatspräsidenten Wohleb — ich weiss nicht, ob ich damit Erfolg habe — den Appell richten, jetzt nicht bloss mit diesen Dingen zu operieren, daß er noch den und den fragen muß und daß dann alles noch überlegt werden muß und Staatsvertragsentwürfe gemacht werden müssen in der Sache, von der jeder von uns hofft, dass sie auf uns zugeht und daß wir sie nicht hinauszögern dürfen. Ich glaube, die Art, wie Herr Minister Dr. Köhler die Dinge vorgetragen hat, dürfte auch auf ihn Eindruck gemacht haben. Es muß die Geschichte in ihrer Gesamtsituation angesehen werden und es darf nicht der und jener Termin abgewartet werden. Das ist ein Missverständnis der Demokratie, daß man dauernd Rückversicherungen und Beschlüsse der und jener Konferenz braucht. Wenn man einen Plan hat, muß man zu einem Entschluss kommen. Will man das nicht, so muss man deutlich Nein sagen.“⁸⁾ Die sich zuspitzende Situation veranlaßte Köhler zu einem längeren Diskussionsbeitrag, in dem es ihm „darum zu tun“ war, „daß auch mein alter Freund Dr. Wohl eb gedanklich nun mitgeht.“ Taktisch klug begann er mit seinem Unbehagen bei der Gründung von Württemberg-Baden im Herbst 1945 und seinem Widerstand gegen

das württemberg-badische Landesverwaltungs-gesetz, das die Südbadener abgestoßen hätte. Und dann, zunächst die von Wohleb hochgespielte Zeitfrage angehend, danach aber das gesamte Bündel der bisherigen Diskussionsgegenstände umfassend, hielt er Wohleb vor, er denke nicht genug an das Wohl seines Landes im Angesicht der Demontagepolitik seiner Besatzungsmacht. Während die Franzosen bezüglich einer Raumneuordnung warten könnten, sei dies für Baden und Württemberg-Hohenzollern nicht möglich. Württemberg-Baden sei entschlossen, hier zu handeln. „Weil ich das Unglück kommen sah, habe ich mich in letzter-Zeit aktiv daran beteiligt, unsere Freunde zu retten. Es ist ja nicht die Regierung, die ich retten will. Ich möchte meine Landsleute und das Volk retten. Ich möchte einmal das Volk sprechen hören, nicht nur immer ein paar Regierungsvertreter. Ich möchte wissen, was das Volk in Süd-Baden zu diesen Plänen denkt.“ Und etwas später: „Glauben Sie nicht, daß ein Land mit einer Bevölkerung von 6—7 Millionen ein Schwergewicht in die Waagschale werfen kann, das mehr wiegt als das Gewicht von einer Million Menschen (Sehr richtig!), die gar nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu erhalten in ihren öffentlichen Einnahmen. Wir müssen die Dinge so nüchtern und kühl betrachten, wie sie sind. Ich glaube, es wäre tatsächlich die Zeit für alle da, die ihr Land liebhaben — das gilt für Badener wie für Württemberger —, danach zu streben, daß die Ausbeutung der Süddeile nicht mehr weitergehen kann. Das hat mit Politik gar nichts mehr zu tun, erst recht gar nichts mehr mit Parteipolitik sondern mit dem Volk hat es zu tun. Ich möchte deshalb bitten, daß wir die Dinge auch einmal von der Seite ansehen. Wir wollen bei den Sonderbedingungen elastisch vorgehen. Damit ist es nicht getan, daß wir zu Protokoll der heutigen Sitzung Parteierklärungen abgeben, daß man sich heute schon dagegen verwahrt, daß etwas aufgenommen

werden soll in die Bedingungen, das dem Parteiprogramm widerspricht. Zuerst kommt das Volk und dann erst das Parteiprogramm. Parteiprogramme müssen in den Hintergrund treten gegenüber den Interessen des Volkes. Das große Land Preussen hat Hessen-Nassau hinsichtlich der Schulfrage auch Zugeständnisse gemacht, obwohl es wahrscheinlich gar nicht dazu gezwungen war. Es hätte wahrscheinlich dekretieren können, in Hessen-Nassau bestehen die gleichen Schulverhältnisse wie in den übrigen preussischen Landesteilen. Soll ich deshalb den Zusammenschluss hinausschieben, weil Württemberg-Hohenzollern hier andere Bestimmungen in der Verfassung hat? So ist es auch bezüglich der Kirchen. In den Verfassungen steht nicht überall dasselbe. In unserer Verfassung von Württ.-Baden sind die Ansprüche der Kirchen nur dem Grunde nach aufrechterhalten, während sie in Südbaden auch dem Betrag nach aufrechterhalten sind. Also das ist ein Unterschied. Aber soll ich deshalb den Zusammenschluss hinausschieben. Wir waren am letzten Dienstag der Meinung, das kann kein Grund sein, die ganzen Dinge abzulehnen, weil diese Verfassungsbestimmungen im Weg stehen. Sie stehen gar nicht im Weg; das muss man in Kauf nehmen, wenn man nicht dazu kommen will, dass der angeblich Stärkere diktiert. Also ich glaube, ein elastisches Vorgehen ist wichtiger und besser.

Ich habe immer noch das Gefühl, daß Herr Staatspräs. Dr. Wohleb, der lange Jahre gelernt hat, sich im politischen Leben auskennen und die Grenzen zu sehen, weiss, dass wir Deutschen uns zusammenfinden müssen, weil wir tatsächlich in unseren Südteilen vor dem Zusammenbruch stehen, vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch, wenn die Demontage durchgeführt wird in Süd-Württemberg. Ähnlich ist es auch in Süd-Baden. Was wird uns da aus dem Leib herausgerissen? Finanziell sind Sie ja schon zusammengebrochen. Ich habe die Unterlagen. Sie wissen

doch, wie die Dinge bei Ihnen stehen. Sie sehen, wie die Steuerveranlagungsergebnisse ganz andere sind in Süd-Baden und Süd-Württemberg, als in Nord-Württemberg und Nord-Baden. Wollen wir jetzt warten, bis wir auch die letzte Mark hinausgegeben haben und dann als ausgeplünderte Bettler zusammenkommen? Ich meine, man braucht nicht zu warten, bis es 12 Uhr geschlagen hat. 5 Minuten vor 12 ist es aber. (Bravo!)⁹⁹⁾

Köhlers Diskussionsbeitrag verfehlte seine Wirkung nicht, denn er bestimmte die weitere Debatte sehr deutlich.

Der Vergangenheit distanziert rekonstruierende Historiker wird die Beschwörung der Notlage als Argument für den Südweststaat eher skeptisch betrachten, weil es im „Umfall“-Papier als Vorwand klassifiziert wurde, — Vorwand, um den französischen Zugriff auf ganz Baden, der verhindert werden sollte, nicht nennen zu müssen. Hat der nordbadische Landesbezirkspräsident am 14. 8. 1948 nur taktisch argumentiert, und das mit sprachlichen Mitteln, die eigene Überzeugung und Überzeugungswillen suggerieren, in Wirklichkeit aber nur vortäuschen? Diese Deutung ist eventuell dann zu rechtfertigen, wenn man die Aufzeichnung „Mein Umfall“ nur aus der Situation nach dem 7. 6. 1948 heraus zu interpretieren geneigt ist, kaum jedoch, wenn man sie in einen oben bereits markierten größeren zeitlichen Zusammenhang rückt. Meine These, daß Köhler sein Schlüsselerlebnis in der Situation, in der er es sich von der Seele schrieb, überbewertete, will ich dahingehend differenzieren, daß ich meine, dies gelte nicht nur im Hinblick auf Frankreich, sondern auch auf die Folgerungen. Diese akzentuierte Köhler nämlich in einer Weise, die von seiner langfristig angelegten wirtschaftspolitischen Überzeugung, besonders die Notwendigkeit der Lebensfähigkeit des eigenen Hauses betreffend, abwich. Die Umfall-Notizen sind — und das sei hier noch einmal anders pointiert — emotionaler Ausdruck der Herausforderung zur neuen

Bestimmung der eigenen personalen und sozialen Identität, sie sind ein Stück subjektiver wie objektiver Betroffenheit, und als solche haben sie sicher ihr Gewicht in der Biographie Köhlers. Aber Köhler hat damit den eigenen „Umfall“ nicht nur vollzogen, sondern bewältigt. Die daraus folgende Politik steht auf einem anderen Blatt.

Diejenigen aber, die ihn als eingefleischten Badener kannten, begriffen ihn nicht, zeigten Unverständnis oder witterten gar Verrat. Und eben dieses Nicht-Verstehen bekam Köhler auch sofort „brühwarm“ in der Antwort Wohlebs serviert: „Wir wollen die Situation nicht verschieben. Wir haben uns natürlich auch mit den Fragen befasst, aber nicht mit dem Zusammenschluss von Württemberg und Baden, sondern mit der Frage der Einheit von Baden, und zwar seit Wochen. Mit einemmal hat sich in dieser Beziehung eine neue Situation eingestellt durch die Haltung unserer nord-badischen Freunde. Ich bitte, das nicht zu verwischen. Damit sind wir vor ganz neue Fragen gestellt worden . . . Es ist nicht ganz richtig, wenn mein guter alter Freund Köhler sagt, wir seien finanziell am Ende. Wir können die Gehälter zu 75% auszahlen; gewiss, das ist so, weil wir 5 Millionen Besatzungskosten im August aufbringen müssen. Meinen Sie da, meine Herren, die Besatzungskosten werden weniger, wenn wir Württemberg und Baden zusammengeschlossen haben? Bilden Sie sich doch nichts ein! Wir wissen doch ganz genau, wie die Sachlage ist. Sie ist uns von den Generälen geschildert worden und soviel ich weiss, hat General Clay sich auf den Standpunkt gestellt, an den Besatzungsgrenzen, an der Besatzung ändert sich nichts. Für uns ist das Problem das — und dafür sollten Sie einmal Verständnis aufbringen —, wir hängen an unserem badischen Lande und wir haben immer bisher die Auffassung gehabt — ich betreite den Nordbadenern diese Heimatliebe keineswegs —, aber wir Süd-Badener waren bis vor ganz kurzer Zeit der Auffassung, dass auch sie in

Nord-Baden nichts sehnlicher herbeiwünschten, als die Wiedervereinigung mit Südbaden. Dass das nun auf einmal anders ist, das haben wir nicht wissen können. Bei uns jedenfalls ist in einem großen Teil der Bevölkerung der Wunsch lebendig, wieder mit Nord-Baden zu einer Einheit vereinigt zu werden. Der Herr Kollege Dr. Kessler (DVP, d. V.) hat auf dem Hohenneuffen die Frage gestellt, was gegen eine Vereinigung von Württemberg und Baden spricht. Ich sage das in Parenthese, denn ich fange nicht wieder von vorne an. Ich könnte die Frage stellen, was für die Vereinigung spricht.“¹⁰

Kritik an Köhler kam in der Folge nicht nur aus Südbaden, sondern auch aus den eigenen Reihen der nordbadischen CDU, die er im Juni noch auf seinen neuen Kurs eingeschworen hatte. Die Vorwürfe müssen recht heftig gewesen sein und bildeten den Auftakt zu innerparteilichen Spannungen, die die CDU Nordbadens bis 1951 fast zum Zerbrechen brachten. Gegen einen Verrat an der badischen Sache, der als Verdacht auch aus kirchlichen Kreisen kam, setzte sich Köhler heftig zur Wehr, doch reichten seine Kräfte offensichtlich nicht aus, die Südweststaatspolitik weiterhin aktiv mit zu bestimmen, so daß er nur darauf abheben konnte, mit dem Karlsruher Vertrag vom August 1948 doch bewiesen zu haben, daß man die badischen Interessen auch in einem Südweststaat wahren könne.¹¹ In der Tat legte der Vertrag, den der Zehnerausschuß, nachdem man am 14. 8. Wohleb in der Zeitfrage entgegengekommen war und einen späteren Termin anberaumt hatte, am 24. 8. erarbeitete, eine starke Stellung der vier Landesbezirke fest. Die Präsidenten erhielten das auch bezüglich des württemberg-badischen Landesverwaltungsgesetzes von Köhler angestrebte Recht der Teilnahme an Kabinettsitzungen — „Regionalminister“ —, wenn auch nur mit beratender Stimme. Die Vorstellungen, die Südbaden die Teilstaatlichkeit gesichert hätten, fanden keine Berücksichtigung. Die Hoheitsrechte der bishe-

rigen Länder wurden ausschließlich auf den Gesamtstaat übertragen. Schließlich sollte der Staatsvertrag zusammen mit der schnell auszuarbeitenden Verfassung zur Volksabstimmung gestellt werden und dann in Kraft treten, wenn ihm die Mehrheit der abstimmenden Bevölkerung in jedem der vertragschließenden Länder zustimmte.

Für den Vertrag votierten die Vertreter Württemberg-Badens und Württemberg-Hohenzollern einstimmig, von den badischen stimmten zwei dafür, Dr. Fecht enthielt sich mit Rücksicht auf den Staatspräsidenten der Stimme. Im Angesicht des badischen Abstimmungsverhaltens war es wieder der württemberg-hohenzollerische Innenminister Renner, der eine der am 10. 8. abgegebenen vergleichbare Erklärung formulierte: „Das war wir heute zugestanden haben, ist wohl das Äusserste, was wir zugestehen können. Ich bin von Herrn Staatspräsidenten Dr. Müller berechtigt, zu erklären, dass wenn die Vereinigung nicht zustandekommt mit allen drei Ländern, Württ.-Hohenzollern mit aller Energie dann die Vereinigung allein mit Württ.-Baden betreiben wird.“¹²

Eberhard Konstanzer hat den Erfolg der Verhandlungen dem Verhandlungsgeschick Heinrich Köhlers zugeschrieben.¹³ Wie kurz die Genugtuung über diesen Erfolg war, ist bekannt. Staatspräsident Dr. Wohleb ließ seine Ablehnung des Staatsvertrages bereits am 27. 8. 1948 auf der Mannheimer Sitzung des Ländergrenzenausschusses durch Oberlandesgerichtspräsident Zürcher mitteilen. Das war viel mehr an Widerstand, als beim internen Streit im Hauptausschuß am 14. 8. für möglich gehalten wurde. Köhlers Bemühungen waren damit gescheitert.

Daß er dem Karlsruher Vertrag nachtrauerte, belegt seine Äußerung im Anschluß an die Bühler Konferenz vom 16. 9. 1948, in der die bisherige Basis verlassen wurde. „Die grosse Chance ist vertan worden, durch wessen Schuld weiss ich nicht zu sagen; denn auch

Herr Zürcher hat in der Privatunterhaltung erklärt, er sei für den Zusammenschluss.“¹⁴

Und damit ist der Zeitpunkt erreicht, von dem dieser Vortrag seinen Ausgangspunkt genommen hat: Der 24. Oktober 1948, an dem Köhler sich öffentlich zum Südweststaat bekannte. Noch einmal sprach er die Öffentlichkeit am Heiligen Abend 1948 im Rundfunk auf den zu schaffenden Südweststaat an, der „im Interesse einer gesunden föderalistischen Bundesrepublik“ läge. 1949 müsse man ans Ziel kommen, lebe dieser geplante Südweststaat doch „bereits schon viel mehr, als manche es wahrhaben wollen, denn er ist eine tägliche Realität, der nur noch die politische Entwicklung fehlt.“¹⁵ Sehr groß war seine Hoffnung auf eine baldige Lösung jedoch nicht. Ein letztes Mal äußerte er sich in einem privaten Brief am 13. Januar 1949 zum Südweststaat: „Der Südweststaat allerdings scheint zu seiner Konstituierung länger zu brauchen, als ich dies angenommen habe, aber schliesslich kann ich im 71. Lebensjahr nicht solange warten, bis es Frankreich gefällt, an seiner Ostgrenze einen Staat von 6 Millionen Einwohnern entstehen zu lassen. Da diese Opposition augenblicklich sehr stark ist, muss es schliesslich auch ohne meine Mitwirkung gehen, so gern ich mich gerade an diesem Staatsaufbau beteiligt hätte . . .“¹⁶

In meinem Beitrag von 1990 habe ich abschließend gefragt, warum auf Köhlers Grabstein auf dem Karlsruher Hauptfriedhof nicht auch seine dritte politische Karriere verzeichnet sei. Aus der Sicht des Historikers hätte er dies verdient, nicht zuletzt deshalb, weil er am Ende dieser dritten Karriere noch zu einer persönlichen Innovation fähig war und damit, noch einmal über die Landesgrenzen hinaus auf Deutschland insgesamt blickend, einen Beitrag zur Funktionstüchtigkeit des föderalistischen Systems in der entstehenden Bundesrepublik und — so können wir es 1992 sagen — in Gesamtdeutschland geleistet hatte.

Anmerkungen:

* Vortrag, gehalten am 1. 10. 1992 in Karlsruhe anlässlich der Eröffnung einer Ausstellung über Heinrich Köhler im Schloß.

¹⁾ Literatur zum folgenden: Josef Becker (Hrsg.): Heinrich Köhler. Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878—1949, Stuttgart 1964. Uwe Uffermann: Badisches Profil und Südweststaat — Der Beitrag Heinrich Köhlers zur föderalistischen Struktur der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 138/1990, S. 409—458; Zitat Köhler ebd. S. 409; ders.: Württemberg-Baden, in: Jörg Thierfelder/Uwe Uffermann (Bearb.): Der Weg zum Südweststaat, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Karlsruhe 1991, S. 55—74, ders.: Heinrich Köhler, in: Badische Biographien Band 4, erscheint 1993.

²⁾ Uffermann, Badisches Profil, S. 242.

³⁾ GLA Karlsruhe, N/Köhler, Nr. 29; Uffermann,

Badisches Profil, S. 445 46.

⁴⁾ Zitiert nach: Paul Sauer: Die Entstehung des Bundeslandes Baden-Württemberg, Ulm 1977, S. 46.

⁵⁾ Aufzeichnungen über das Treffen der 3 Landesregierungen Südwestdeutschlands am 2. August 1948 auf dem Hohen-Neuffen, in: GLA 69 N/Köhler, Nr. 14.

⁶⁾ HStA Stuttgart EA1/920, Büschel 62; Uffermann Badisches Profil, S. 450.

⁷⁾ Protokoll des Hohenneuffen-Hauptausschusses am 14. 8. 1948 in Karlsruhe, GLA 69 N/Köhler, Nr. 14.

⁸⁾ Ebd. Nr. 14, S. 28.

⁹⁾ Ebd. Nr. 14, S. 34—37.

¹⁰⁾ Ebd. Nr. 14, S. 59—61.

¹¹⁾ Uffermann, Badisches Profil, S. 456.

¹²⁾ Protokoll des Zehnerausschusses vom 24. 8. 1948 GLA 69 N/Köhler, Nr. 14, S. 97.

¹³⁾ Eberhard Konstanzer: Die Entstehung des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart 1969.

¹⁴⁾ GLA 69 N/Köhler, Nr. 29.

¹⁵⁾ GLA 69 N/Köhler, Nr. 44.

¹⁶⁾ GLA 69 N/Köhler, Nr. 29

Heinrich Köhler — ein badischer Politiker

Eine Ausstellung des Generallandesarchivs

Marie Salaba, Karlsruhe

Aus Anlaß des Jubiläumjahres „40 Jahre Baden-Württemberg“ wurden vom Generallandesarchiv in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, u. a. mit dem Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden zwei Ausstellungen veranstaltet.

Im Frühjahr 1992 wurde die Ausstellung „Das Ringen um den Südweststaat. Karikaturen zum Entstehen des Landes Baden-Württemberg“ in der Badischen Landesbibliothek gezeigt (11. März bis 4. April 1992).

Im Herbst eröffnete das Generallandesarchiv die zweite Ausstellung „Heinrich Köhler —

ein badischer Politiker“, sie war im Foyer des Badischen Landesmuseums im Schloß vom 8. Oktober bis 8. November 1992 zu sehen. Ein Vortrag von Prof. Dr. Uwe Uffermann, mit dem die Ausstellung eröffnet wurde, hatte auch den Anlaß zu dieser zweiten Ausstellung gegeben. Förderer der Ausstellung waren die Nachkommen von Heinrich Köhler — der in Stuttgart lebende Sohn Maximilian Köhler und seine in Köln lebende Schwester Elisabeth mit ihrem Ehemann Franz Zilken. Im Januar 1991 hatte Maximilian Köhler dem Generallandesarchiv vorgeschlagen, im Jubi-



Abbildung 1a

läumsjahr des Landes Baden-Württemberg eine Ausstellung über einen der „Männer der ersten Stunde“ nach dem 2. Weltkrieg zu veranstalten.

Warum wurde gerade das Generallandesarchiv als Veranstalter dieser Ausstellung gewählt? Das Generallandesarchiv erwarb im Jahr 1972 den Nachlaß des Politikers Heinrich Köhler. Darin befinden sich persönliche Dokumente, Fotos und Notizen, insbesondere aber politische Korrespondenz und eine Materialsammlung nicht nur zum Leben Köhlers selbst, sondern auch zu allgemeinem kulturellem und politischem Leben in Deutschland, vor allem in Baden in der Zeit der Weimarer Republik und während der amerikanischen Besatzungszeit.

Die im Generallandesarchiv verwahrten Dokumente wären jedoch für eine Ausstellung zu trocken gewesen. Ohne die Unterstützung von Seiten der Familie wäre diese Ausstellung nur eine Untermauerung des Vortrags von Uwe

Uffelmann geworden, der sich mit dem politischen Wirken Köhlers nach 1945 beschäftigte. Die Familie Köhler-Zilken hat jedoch das Generallandesarchiv mit einer Fülle von persönlichen Urkunden, Fotos und Medaillen, die leider noch nicht im Nachlaß sind, überrascht. Auf diese Weise konnte die Ausstellung viel großzügiger aufgebaut werden.

In der Ausstellung wollten wir nicht nur die Person des Politikers Heinrich Köhler, sondern auch die Zeit, in der er lebte und tätig war, dokumentieren. Die Ausstellung wurde deshalb zeitlich in drei Epochen gegliedert:

- 1) die Zeit des Großherzogtums Baden bis zum Ende des 1. Weltkrieges (eine Vitrine)
- 2) die Zeit der Weimarer Republik mit Ausklang bis zum Ende des 2. Weltkrieges (zwei Vitrinen)
- 3) die Zeit nach dem 2. Weltkrieg bis zur — von Heinrich Köhler nicht mehr erlebten — Entstehung des Südweststaates — des Bundeslandes Baden-Württemberg (drei Vitrinen)



Abbildung 1b



Abbildung 2a

Heinrich Köhler wurde 1878 als Sohn eines badischen Beamten in Karlsruhe geboren (Exponate 1.01—1.04). Nach Abschluß der Realschule und der Vorbereitungszeit für den mittleren Finanzdienst, begann er 1897 die Beamtenlaufbahn in Baden (Exponat 1.05). Politisch interessiert war er schon während seiner Schulzeit. Als gläubigem Katholiken kam für ihn nur die politische Tätigkeit in einer katholischen Jugendorganisation (Karlsruher Windthorstbund) und später — beeinflußt von zwei katholischen Geistlichen, Theodor Wacker und Joseph Schofer — in der Zentrumsparlei in Frage (Exponate 1.13—1.15). Mit 35 Jahren betrat er die politische Szene in Baden. Am 21. Oktober 1913 wurde Heinrich Köhler im Wahlkreis Bühl mit dem überwältigenden Ergebnis von 84% der abgegebenen Stimmen zum Abgeordneten in den badischen Landtag für die Zentrumsparlei gewählt (Exponat 1.11). An seine politische

Tätigkeit im badischen Landtag erinnerte er in der Ausstellung die von Großherzog Friedrich II. am 22. August 1918 geprägte Gedenkmédaille zum 100jährigen badischen Verfassungsjubiläum. Die Vorderseite dieser Médaille trägt die Inschrift „Dem Badischen Volke 22. August 1818—1918“. Auf der Rückseite sind Großherzog Karl, der die erste badische Verfassung auf dem Krankenlager kurz vor seinem Tode erlassen hatte, und Großherzog Friedrich II., der diese Médaille kurz vor seinem Thronverzicht am 22. November 1918 prägen ließ, abgebildet. (Exponat 1.12 — siehe auch Abbildung 1a und 1b).

Die politische Karriere von Heinrich Köhler wurde durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges unterbrochen. In den Jahren 1915—1918 war er als Zollkommissar in Tournay, Namur und Brügge tätig (Exponate 1.17—1.19). Nach dem 1. Weltkrieg nahm er seine politische Tätigkeit in der badischen Zentrumspar-

tei wieder auf. Beim Besuch des Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Karlsruhe am 29. August 1919 war auch Heinrich Köhler als Kabinettschef im badischen Staatsministerium vertreten (Exponat 2.04). In dieser Zeit war er als Stadtrat von Karlsruhe, weiterhin seit Mai 1920 als Präsident des Landesfinanzamts (Exponat 2.05) und seit 1920—1927 als badischer Finanzminister, dabei in zwei Perioden als badischer Staatspräsident (1923—1924 und 1926—1927) tätig (Exponate 2.01—2.03).

Nach seiner Wahl zum badischen Staatspräsidenten am 7. November 1923 erfuhr H. Köhler am frühen Morgen des 9. November per Telefon vom anscheinend erfolgreichen Putschversuch Hitlers in München. Vor Beginn der Landtagssitzung an diesem Tag hielt er außerhalb der Tagesordnung eine Ansprache, in der er das „hochverräterische Unternehmen“ scharf kritisierte. Er bekräftigte darin seine Treue zur republikanischen Reichs-

verfassung, die er und die Republik auch vom badischen Volk erwarte. Handschriftliche Notizen zu dieser Rede wurden für die Ausstellungsbesucher transkribiert, da das Manuskript mit zahlreichen Abkürzungen nicht gut lesbar ist (Exponat: 2.07).

Als Anerkennung seiner politischen Tätigkeit in der Weimarer Republik erhielt H. Köhler einige Ehrendoktorurkunden (u. a. der Heidelberger Medizinischen Fakultät — 1923 und der Technischen Hochschule Karlsruhe — 1927), Ehrenbürgerwürde (z. B. der Gemeinde Schluchsee — 1926) und eine Medaille der Technischen Hochschule „Friderici-ana“ Karlsruhe im Jahre 1925. Die zum 100jährigen Bestehen der Karlsruher Technischen Hochschule (1825—1925) von Bildhauer Heinrich Ehehalt entworfene Medaille wurde 12 mal in Silber und einmal in Gold geprägt. Die goldene Medaille erhielt der badische Staatspräsident und Minister für Kultus und Unterricht Willy Hellpach —



Abbildung 2 b



Abbildung 3

dessen Nachlaß das Generallandesarchiv ebenfalls verwahrt — die 11 silbernen Medaillen wurden verdienten badischen Politikern und Wissenschaftlern, u. a. H. Köhler, verliehen, die zwölfte Silbermedaille verblieb im Besitz der Technischen Hochschule Karlsruhe (Exponate 2.08, 2.16—2.18 — siehe auch Abbildungen 2a und 2b).

In den Jahren 1927—1928 amtierte H. Köhler als Reichsfinanzminister. Eines der wichtigsten Gesetze seiner Amtszeit war die Reform der Beamtenbesoldung, das Besoldungsgesetz. Dieses Gesetz, obwohl umstritten, wurde am 14. Dezember 1927 mit großer Mehrheit vom Reichstag angenommen (Exponate 3.06, 3.08—3.13).

Zu dieser Zeit wurde in der „Berliner Morgenpost“ am 31. Dezember 1927 eine Karikatur mit der Überschrift „Köhler balanciert

den Etat“ veröffentlicht. Sie spielt darauf an, daß er den Reichshaushalt nur mit großer Mühe ausgeglichen gestalten konnte. Die Karikatur wurde auch für das Plakat und den Handzettel zur Ausstellung in entfremdeter Form übernommen (Exponat 3.05 — siehe auch Abbildung 3).

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933 kam es zu Köhlers völliger Ausschaltung aus der Politik. Er war sogar gezwungen, nach kurzer „Schutzhaft“ Karlsruhe mit seiner Familie zu verlassen und nach Berlin zu übersiedeln. Im Jahr 1943 verließ die Familie Köhler Berlin und fand in Mudau im Odenwald Zuflucht, wo sie das Kriegsende und die Besetzung durch die Amerikaner erlebte (Exponate 2.12, 3.19).

Nach dem 2. Weltkrieg gehörte Heinrich Köhler zu den „Männern der ersten Stunde“.

Bevor er am 5. September 1945 zum Präsidenten des Landesbezirks Mannheim (Vorläufer Nordbadens) ernannt wurde, hatte er schon wieder begonnen sich aktiv in die Politik einzuschalten (Exponate: 4.01, 4.09). Vierzehn Tage nach seiner Ernennung zum Präsidenten wurde das Land Württemberg-Baden (das sind das amerikanisch besetzte Nordbaden und Nordwürttemberg) gebildet, und er wurde zum stellvertretenden Ministerpräsidenten dieses Landes berufen. Außerdem blieb er weiterhin Präsident der Landesbezirksverwaltung Baden (Exponat 4.02). Im Mai 1946 wurde Heinrich Köhler auch zum Wirtschaftsminister von Württemberg-Baden ernannt (Exponat 4.03). Eine der bemerkenswertesten Initiativen Köhlers in diesem Amt war die von ihm initiierte Ausstellung „Export schafft Brot“ in Stuttgart. Seine Rede zur Eröffnung dieser Ausstellung war von dem Grundgedanken „Wenn wir leben wollen, müssen wir exportieren“ geprägt. Er

sah in dem Export von Industrie- und Handwerkserzeugnissen nicht nur ein Mittel zur Sicherung der Lebensbedürfnisse der Bevölkerung, sondern auch eine politische Notwendigkeit für Nachkriegsdeutschland. In unserer Ausstellung wurde die Stuttgarter Ausstellung „Export schafft Brot“ mit zahlreichen Bildern ihrer Exponate und verschiedenen Plakaten dokumentiert (Exponate 5.01–5.08, 5.21 — siehe auch Abbildung 4). Das Leben in Nachkriegsdeutschland wurde in unserer Ausstellung anhand folgender persönlicher Dokumente H. Köhlers dargestellt: — die von der amerikanischen Militärregierung ausgestellte und „nur zur Identifikation“ der Person bestimmte Kennkarte (Exponat 4.05 — siehe auch Abbildung 5), — die Interzonen- Reisegenehmigung, ausgestellt von Interzonen- Reisebüro der Alliierten Kontrollbehörde Berlin in französischer, russischer, englischer und deutscher Sprache, die notwendig war um die Zonengrenzen



Abbildung 4

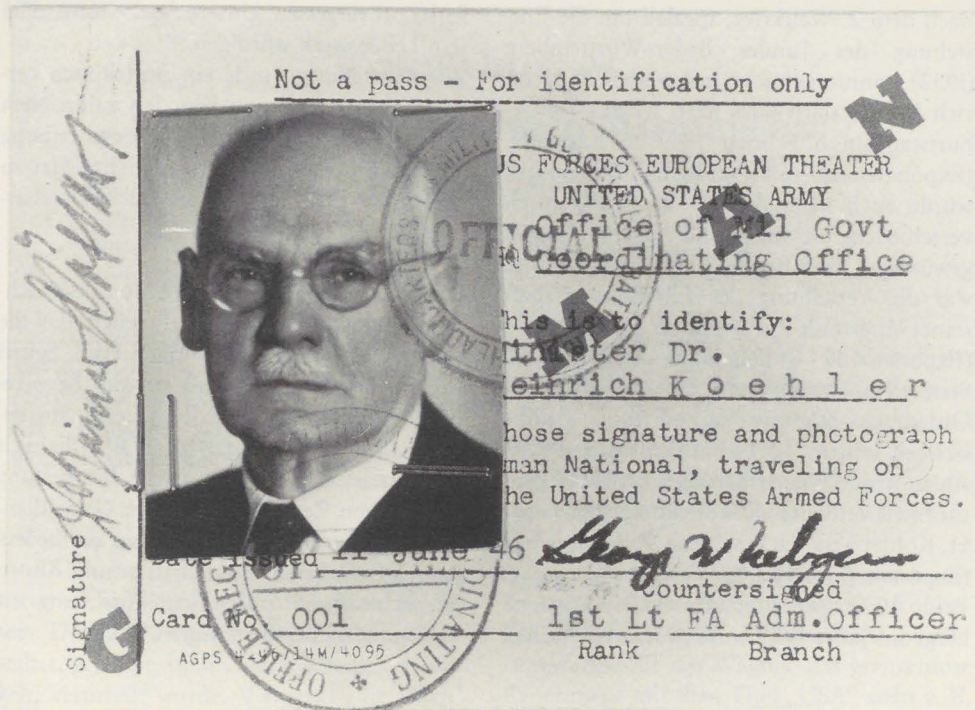


Abbildung 5

überschreiten zu können (Exponat 4.08), — die Lizenz der ersten Karlsruher Zeitung „Badische Neueste Nachrichten“ (März 1946, Exponat 4.11) usw.

Die erste verfassungsmäßige Regierung des Landes Württemberg-Baden wurde nach der Wahl vom 24. November am 10. Dezember 1946 gebildet (Exponate 4.13—4.14). Heinrich Köhler wurde wieder zum Finanzminister des Landes ernannt, außerdem behielt er weiterhin seinen Posten als Stellvertretender Ministerpräsident (Exponate 4.20—4.22). Bei wichtigen Sitzungen und Verhandlungen der bizonalen Gremien (gemeint sind die englische und amerikanische Zone) hat H. Köhler das Land Württemberg-Baden vertreten, u. a. beim „bizonalen Exekutivrat“ und später beim Deutschen Wirtschaftsrat in Frankfurt (Exponate 5.12—5.18).

Obwohl er überzeugter Badener war, hat er

schon im Sommer 1948 die Notwendigkeit eines gemeinsamen Landes in Südwestdeutschland erkannt und vertrat die Idee der Gründung des Südweststaates (Exponate 6.01—6.05). Eine „Mein Umfall“ betitelte Notiz über seine Schwenkung und die Hintergründe dieser Entscheidung waren nicht nur in der Ausstellung zu sehen, sondern sie wurden auch auf den Einladungen zur Köhler-Ausstellung abgebildet (Exponat 6.03). Seine Entscheidung für den Südweststaat war so bedeutsam, daß sie der Stuttgarter Zeitung am 28. Juli 1948 eine Sondermeldung wert war (Exponat 6.04). Sein Wechsel der Überzeugung hat Köhler in Südbaden einige Feinde geschaffen, wie eine bösertige Glosse der Südwestdeutschen Volkszeitung Freiburg am 15. Oktober 1948 zeigte (Exponate 6.05—5.06, 6.08—6.09).

Den Erfolg seiner Bemühungen um Baden

nach dem 2. Weltkrieg, speziell um die Entstehung des Landes Baden-Württemberg (1952) konnte er nicht mehr erleben. Heinrich Köhler starb kurz nach seinem 70. Geburtstag am 6. Februar 1949 in Karlsruhe (Exponate 6.10—6.14, 6.18). Sein Lebenswerk wurde auch nach dem 2. Weltkrieg durch verschiedene Ehrungen und Auszeichnungen gewürdigt. Eine der bedeutendsten für ihn war die Verleihung der Ehrenbürgerschaft seiner Vaterstadt Karlsruhe am 31. März 1947 (Exponat 4.19 — siehe auch Abbildung 6). Sein sehnlichster Wunsch, eine päpstliche Ordensauszeichnung zu erhalten, erfüllte sich zu seinem 70. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wurde ihm das Großkreuz des Gregoriusordens verliehen. Der Silvesterorden wurde H. Köhler erst nach seinem Tode verliehen (Exponate 6.16—6.17).

Beim 40jährigen Jubiläum Baden-Württembergs im Jahre 1992 wurde Heinrich Köhler

leider oft vergessen. Unsere Ausstellung sollte sein Lebenswerk würdigen.

Zur Ausstellung wurde ein Begleitbuch herausgegeben, in dem neben den zahlreichen Grußworten und Reden eine Beschreibung aller Exponate von Christoph Schmieder zu finden ist. Das Buch ist im Buchhandel erhältlich.

Das Generallandesarchiv als Hüter des Nachlasses Heinrich Köhlers ist glücklich, daß die Ausstellung so große Resonanz fand. Selten haben wir so viel Anklang bei der Bevölkerung gefunden wie eben bei dieser Ausstellung. Dies bezeugt, daß die Öffentlichkeit dankbar ist für eine historische Bearbeitung der neueren Zeit, und gibt dem Generallandesarchiv den Mut, die Nachlässe der bedeutenden Politiker, Wissenschaftler und Künstler zu bewahren, um sie der Forschung zur Verfügung stellen zu können.

Kolumbus — und der „Taufschein Amerikas“

Adolf Schmid, Freiburg

Herrn Dr. Franz Laubenberger, Archivdirektor a. D., dem langjährigen Präsidenten der „Badischen Heimat“ (1968—1982) zum 75. Geburtstag (8. November 1992)

Kolumbus 1492 — und 500 Jahre „danach“!

Es ist nicht mehr überschaubar, was zu diesem Thema 1992 geschrieben, gedichtet, gestaltet, gejubelt, phantasiert, gegeißelt, gemäkelt, verurteilt wurde. Während „die einen“ feierten, protestierten und rebellierten Amerikas Ureinwohner. In Santo Domingo dankte der Papst aus Rom für 500 Jahre Evangelisierung: „andere“ trauerten und baten die „Kellerkinder des Kolumbus“ um Vergebung für „ein halbes Jahrtausend der Sünde“. Dem 100 Millionen teuren „Faro a Colon“ wurde der pompöse Einweihungsfestakt verweigert, die weltweit angekündigten Festivals der Superlative blieben fast überall hinter den Erwartungen zurück.

„Kolumbus“ feiern und jenen 12. Oktober 1492 zelebrieren? Die Bilanz ist nüchtern: Viel stärker dominierte die Kritik an der Arroganz, an der Raffsucht und der Profitgier der europäischen „Entdecker“, auch am „ökologischen Imperialismus“; vor allem an der impertinenten Art, überall ganz generell zu „europäisieren“. Die „Europäisierung der Welt“ galt ja bislang fast selbstverständlich als großartige, überragende, gewaltige Erfolgsgeschichte; der Dialog der Kulturen, die gegenseitige Befruchtung waren in diesen letzten

Jahrhunderten nicht gefragt. Vielleicht hat hier die weltweite Diskussion die Einsicht erleichtert, gar beschleunigt, daß Zweifel und Selbstkritik angebracht sind — und Respekt und Toleranz gegenüber unähnlichen, anderen Lebensformen in Religion, Wirtschaft, Erziehung.

Noch schwerer als die Europäer tun sich „die Amerikaner“ mit diesem Problem: „Kolumbus und die Folgen“. Die wirkliche Bewährungsprobe für das Wagnis, das grenzenlose Experiment mit dem Titel „USA“ steht z. B. sicher noch bevor: Wird dort die Belastungsprobe bestanden, wo der Mythos von Pioniergeist und Freiheit besonders stark gepflegt wurde und wo heute der Kulturkampf zwischen „Bibel und Darwin“ vielfach in eine neue Identitätskrise führt? — Oder in Lateinamerika, wo der europäische Zivilisationsaktionismus sich vielerorts verheerend und skandalös auswirkte und weiterhin auswirkt? — Es ist die „neue Welt“, die heute selbst erst recht „auf der Suche“ ist, auf der Suche nach sich selbst. Die erfreulichste Orientierungshilfe, die dabei aus der „alten Welt“ kam, war wohl, daß das Nobelpreiskomitee Rigoberta Menchu Tum, eine Nachfahrin der Maya-Quiche-Ureinwohner Guatemalas, ausgezeichnet hat und ihre Arbeit für „soziale Gerechtigkeit und ethnisch-kulturelle Versöhnung auf der Basis von Respekt für die Rechte der eingeborenen Bevölkerung“ ehrt — die erste Vertreterin lateinamerikanischer „Indigenas“ und wirklich eine „Advokatin der Opfer!“ Wer gibt die Antwort auf ihre



Dr. Franz Laubenberger

schlichte Frage: „Wenn die Europäer Amerika entdeckten, wie erklären sie sich, daß wir schon da waren, bevor sie kamen?“

Die Namensgebung für „Amerika“: Irrtümer, Fehlleistungen und Mißgriffe

Daß Christoph Columbus „nur“ zum Namenspatron Kolumbiens wurde und Amerigo Vespucci sich „ganz ungerechtfertigt“ seinen Namen in der neuen Welt gemacht hat, ist sattsam bekannt. Welche Autoren und Fakten, Irrtümer und Verwechslungen dabei eine Rolle spielten, kann kaum einer so klar darstellen wie Dr. Franz Laubenberger, der sich seit den 50er Jahren intensiv mit diesem Thema beschäftigt hat¹⁾ und in der Freiburger Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ am 12. 10. 92 darüber referierte. Aktueller Ansatz war für Laubenberger natürlich die 500-Jahrfeier, vor allem aber die peinliche Unstimmigkeit im Spektakel bzgl. des Urhebers und

des Ortes, wo und bei wem der Ursprung der „falschen“ Namensgebung für „Amerika“ zu finden sei. Denn da „befehdeten“ sich doch auch 1992 wieder zwei Städte: Freiburg im Breisgau und St. Dié in den Vogesen. Und sie rivalisierten medienwirksam, tele-kommunikativ, wo sich in diesem „Kolumbus-Jahr“ doch eine gemeinsame Unternehmung, wenigstens der Versuch einer Verständigung unter Nachbarn ganz gut gemacht hätte.

„Amerika kommt aus Freiburg. América viene de Friburgo“

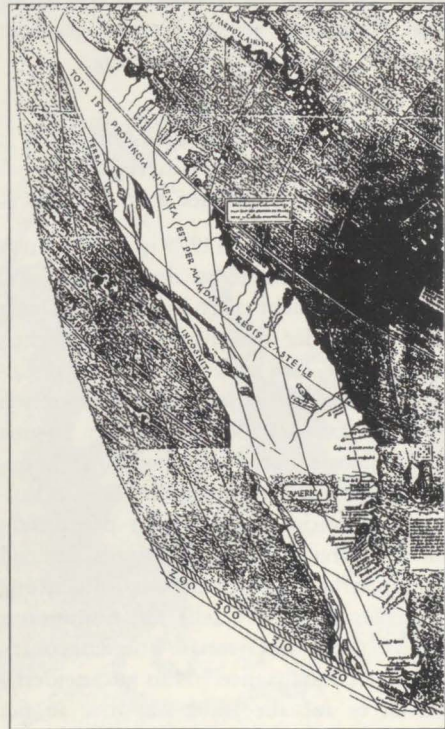
Mit dieser fetten Überschrift über der verkleinerten Weltkarte des Martin Waldseemüller von 1507 und einem kaum lesbaren Kommentar („Text und Bildmaterial: Pressestelle der Albert-Ludwig-Universität Freiburg im Breisgau. Deutschland. April 1992“) leistete Freiburg im Deutschland-Pavillon der Weltausstellung in Sevilla einen ergötzlichen Bei-



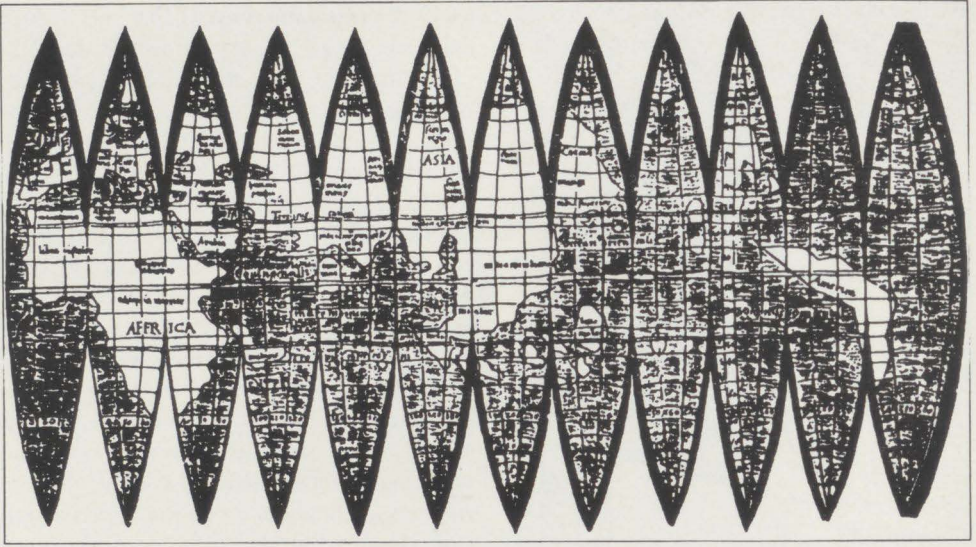
Plakatakion 1992 in der Vogesenstadt

trag. Die „Schlagzeile“ — „Amerika kommt aus Freiburg“ — war recht übermütig gewählt, wirkte drollig und possenhaft; der Kommentar dazu machte, mit der Lupe lesbar gestaltet, das ganze Unternehmen nicht viel glücklicher. Man konnte dort entziffern: „Amerika“: das Wort hat sich uns eingepreßt. Man spricht gemeinhin nicht von den „Vereinigten Staaten“, sondern einfach von „Amerika“ und den „Amerikanern“. Doch woher kommt diese Bezeichnung? Nur die wenigsten wissen, daß der Begriff Amerika erst durch das Werk eines Freiburgers in die ganze Welt verbreitet wurde. Martin Waldseemüller, Student und Magister der Universität Freiburg im Südwesten von Deutschland, war zu Beginn des 16. Jahrhunderts einer der bekanntesten Kartographen. Am 24. April²⁾ des Jahres 1507 veröffentlichte er in 1000 Exemplaren seine berühmte Weltkarte, in der er als

erster die neu entdeckten Gebiete als Erdteil darstellte. Er gab diesem Kontinent den Namen „America“, da er glaubte, der Florentiner Amerigo Vespucci habe die „neue Welt“ entdeckt. Sein Freund Mathias Ringmann schrieb in seinem Begleittext zur Karte: „Ich sehe nicht ein, warum nicht dieser Erdteil nach dem Entdecker Amerigo, einem Mann von klugem Geiste, „Amerige“, also das Land des Americus oder „America“ genannt werden soll, denn sowohl Europa als auch Asia sind Namen, die sich von Frauen ableiten. Die Weltkarte Waldseemüllers wurde zu einem Bestseller! Alle Versuche des Freiburgers, den neuentdeckten Kontinent „Brasilia“ oder „Papegeienland“ zu nennen und so seinen Irrtum zu korrigieren, waren vergebens. Amerika war längst in aller Munde. — So hat der Freiburger Kartograph Martin Waldseemüller einem



Ausschnitt aus der Weltkarte von 1507 mit dem Eintrag „America“



Die 12 Globusstreifen für den Waldseemüller-Globus von 1507

Irrtum Geburtshilfe geleistet und damit einem Kontinent seinen Namen gegeben: „Amerika“. So weit, so merkwürdig.

**St. Dié — la marraine de l'Amérique;
St. Dié baptise l'Amérique;
L'Amérique est née à St. Dié**

Albert Ronsin hat schon 1979 in seinem Buch „Découverte et Baptême de l'Amérique“³³) kaum eine Aussicht offen gelassen, daß sich St. Dié je wieder den Ruf streitig machen lassen könnte, daß sich dort im weiten Talbecken an der Meurthe in den Westvogesen 1507 die „falsche“ Benennung der „neuen Welt“ vollzogen hat — „résultat d'une monumentale erreur de cartographie“ (so im Vorwort). A. Ronsin gibt sich sehr patriotisch: wenn Frankreich schon nicht entscheidend habe mitwirken können bei der Entdeckung der „neuen Welt“ — „elle am néanmoins, grâce à l'équipe du Gymnase Vosgien, contribué à sa reconnaissance!“ Nun gut; neiderregend ist es auf alle Fälle, was u. a. in der Bibliothèque Minicipale an seltensten Kulturgütern aufbewahrt wird.

Zur Kulturgeschichte einige Fakten: Herzog René II. von Lothringen war ein idealer, kunstsinniger und wißbegieriger Mäzen und förderte u. a. in diesem Vogesenstädtchen das „Gymnasium Vosagense“, in dem sich etliche ambitionierte Kapazitäten zu gemeinsamer Arbeit trafen: Forscher, Praktiker, Entdecker, Künstler — vor allem echte Könner. Für die Resultate ihrer Arbeit stand in St. Dié, der Stadt Sanctus Deodatus, die erste Druckerei Lothringens zur Verfügung. St. Dié war also um 1500 herum in ehrgeiziger Konkurrenz zu den vielen künstlerisch-wissenschaftlichen Zentren in der direkten Nachbarschaft der alemannisch-elsässischen Regio.

Für 1507 wurde in St. Dié ein höchst anspruchsvolles Unternehmen geplant: eine Neuausgabe der klassischen Ptolemäus-Weltkarte, überarbeitet nach den neuesten Forschungsergebnissen. Es sollte ein Gemeinschaftswerk zweier Freunde werden, des Kartographen Martin Waldseemüller aus Freiburg und des Philologen und Dichters Mathias Ringmann, eines elsässischen Bauernsohnes aus Reichsfeld. Die neue Karte sollte alles berücksichtigen, was an aktuellen Erkenntnis-

sen und Beschreibungen zu erfahren und zu belegen war. Am 25. April 1507 erschien diese neue, fast 3 m² große Weltkarte. Ferner wurden in St. Dié 12 Globusstreifen präsentiert, die auf eine Kugel aufzukleben waren (Erdapfel statt Tellerperspektive!). Und zudem wurde eine Begleitschrift vorgestellt, eine „Cosmographiae introductio“ — ein Wiegen-druck im Quartformat.

Das zentrale Interesse galt natürlich der Darstellung und vor allem der Benennung der „neuen Welt“; der neue Name „Amerika“ war sowohl auf der Karte wie im „Einführungstext“ verwendet, erstmalig! Ein solches Meisterwerk mußte in aller Ergebenheit und doch voller Stolz gewidmet werden — dem Kaiser Maximilian (1459—1519), dem Förderer des Humanismus, der Wissenschaft und der Kunst, der freilich durch seine Heiratspolitik auch die Weltmachtstellung Habsburgs so erfolgreich zu steuern verstand.

Alexander von Humboldt (1769—1859)

Der Name „Amerika“ war also geboren, ließ sich auch nicht mehr verdrängen. Seine „Erfinder“ allerdings wurden bald darauf vergessen, selbst die Originale von 1507 gingen im Lauf der Zeit „verloren“. Erst 1836 (!) interessierte man sich wieder für den Taufpaten Amerikas: Alexander von Humboldt, der große Naturforscher und Begründer der wissenschaftlichen Geographie, bekannt vor allem durch seine Forschungsreisen durch die spanischen Kolonien Südamerikas, begeisterte sich auch wieder für die Entdeckungsgeschichte — und die dubiose Namensgebung. Und er konnte feststellen: „Ich bin so glücklich gewesen, ganz neuerdings den Namen und die literarischen Verbindungen jenes geheimnisvollen Mannes aufzufinden, welcher zuerst den Namen Amerika zur Bezeichnung des Neuen Kontinents vorschlug . . .“: Mar-



Martin Waldseemüller (nach Mandelli)



Mathias Ringmann (nach Mandelli)

**Von der neu gefundenen Region die wol
in welt genant mag werden. Durch den Cristlichen Bis
ig von Portugall runderbarlich erfunden.**



Vespucci-Bericht auf deutsch: Nürnberg 1505

tin Waldseemüller aus Freiburg, identisch mit Martinus Ilacomylus Friburgensis⁴). Heinrich Schreiber, der Freiburger Geschichtspräsident und Stadthistoriker, hatte Humboldt bei seinen Nachforschungen im Freiburger Universitätsarchiv nach Kräften unterstützt.

Martin Waldseemüller aus Freiburg — der Namensgeber für die „neue Welt?“ — Dies blieb auf alle Fälle die *opinio communis* auch, als 1900 Joseph Fischer SJ aus Feldkirch i. V. seine Entdeckung von wissenschaftlich sensationeller Bedeutung machte⁵): In der Bibliothek des Fürsten Waldburg-Wolfegg fand er zwei alte Waldseemüller-Karten, dabei auch die erste von 1507, die älteste uns erhaltene Karte mit dem Namen „Amerika“. „Somit befindet sich noch heute das einzige Original der Weltkarte aus dem Jahre 1507 mit dem ersten Namenseintrag Amerikas im Lande Baden-Württemberg“ (F. Laubenber-

ger). Schon einige Jahre zuvor waren in der Hauslab-Liechtensteinschen Sammlung in Wien 12 undatierte Globus-Segmente entdeckt und von dem französischen Geographen Gallois als die Waldseemüller-Globusstreifen identifiziert worden (heute in der James-Ford-Bell-Sammlung in den USA).

Martin Waldseemüller de Friburgo

Martin Waldseemüller ist zwischen 1472 und 1476 geboren: Er „hat sich offenbar stets als ‚Freiburger‘ betrachtet. Ob er tatsächlich auch in Freiburg geboren ist, läßt sich mit Sicherheit nicht nachweisen. Jedenfalls ist es weitaus wahrscheinlicher, daß Waldseemüller in Freiburg oder in dem nur 8 km entfernten Dorf Wolfenweiler geboren wurde, als in Radolfzell a. B.“ (F. Laubenberger)⁶). 1484 war Vater Waldseemüller, Metzgermeister, sicher seßhaft in der vorderösterreichischen

Stadt Freiburg, hatte Hausbesitz in der Löwenstraße („zum Löwenstein“ und „zum Hechkopf“, wo heute das Kollegiengebäude III der Universität steht). Wo es direkte Hinweise gibt durch Martin Waldseemüller, bekannte er sich immer nur als Friburgensis, als Mann „de Friburgo“, als Freiburger. Penibler als Franz Laubenberger, kann man die wenigen biographischen Details bzgl. dieses Mannes nicht zusammentragen und zusammenfügen. Als erstes wichtiges Datum ist sicher zu nennen der knappe Eintrag in den Matrikeln der Freiburger Universität aus dem Jahre 1490: „Martinus Walzemüller de Friburgo Constantientis dyocesis septima septembris.“ Martin studierte u. a. bei Gregor Reisch, der übrigens „schon der Freiburger Erstausgabe (1503) seines enzyklopädischen Lehrbuches, Margarita Philosophica, eine Weltkarte des sogenannten Ulmer Ptolemäus (1486) in vereinfachter Kopie beigab und so seine Schüler mit dem aus der Antike überlieferten, aber immer noch gültigen Weltbild des Claudius Ptolemäus (80—160 n. Chr.) und mit dessen Kartographie bekannt machte“ (F. Laubenberger). Bei Prof. Reich lernte Waldseemüller u. a. auch Johann Schott kennen, der später in Straßburg als Drucker und Verleger erfolgreich arbeitete, und Mathias Ringmann aus

dem Elsaß. Wie lange das Studium in Freiburg dauerte, ist unklar. Anschließend war Waldseemüller sicher in Basel, in der Druckerei des Johann Amerbach. Seit 1505 gehörte er zum erlesenen Humanistenkreis des Gymnasium Vosagense, genöß dort die Freundschaft von Ringmann, der sich den Humanistennamen Philesius Vosigena zugelegt hatte und der für den Freiburger Kollegen wohl auch das graeco-latinisierte Pseudonym erdachte: Martinus Ilacomylus oder Hylacomylus, durch dessen Rückübersetzung aus dem „Walze(n)müller“ eben ein „Waldseemüller“ werden konnte (hyle=Wald, lacus=See, mylos=Mühle). 1507 entstanden auf den Schreibtischen dieser beiden die bereits gerühmte Weltkarte, der Globus und der „Einführungstext“ mit der Novität „Amerika“! — 1508 arbeitete Waldseemüller im neuen Druckerzentrum Straßburg, dann verliert sich seine Lebensspur; sein Todesjahr ist nicht zu ermitteln.

Mathias Ringmann, der Elsässer Freund (1482—1511)

Amerigo Vespucci war „auf Reisen“ im Dienste des Hauses Medici. Bei ihm verstärkte sich wohl schon auf seiner zweiten Exkursion

Americo

Nunc vero & hec partes sunt latius lustratae / & alia quarta pars per Americū Vesputium (vt in sequentibus audietur) inuenta est: quā non video cur quis iure vetet ab Americo inuentore sagacis ingenij viro Amerigen quasi Americi terram / siue Americam dicendam: cum & Europa & Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. Eius sitū & gentis mores ex bis binis Americi nauigationibus quę sequuntur liquide intelligi datur.

Begründung Ringmanns, den neuen Erdteil „america“ zu nennen

Martinus Waldseemüller
Abus Jharcomylus abis
vel noster Pubingiff.

Waldmüllers Namenszug

1501/02 die „Einsicht“, daß die entdeckten Inseln vielleicht doch gar eine „neue Welt“ sein könnten. Er schrieb darüber Briefe, die in ganz Europa kursierten, gedruckt wurden, 1505 in Nürnberg, 1506 in Straßburg sogar in deutscher Sprache: „Von nüwen Insulen“. Amerigo Vespucci, fast ein Jahrzehnt später als Kolumbus „auf Entdeckung“, hielt nicht zurück mit seinen sensationellen Reportagen — ganz anders als Kolumbus, der zeitlebens Mißgunst und Intrigen zu erliden hatte, mißverstanden blieb von vielen Zeitgenossen, der vor allem die Tragweite seiner Entdeckungen nicht erkannte (und dessen Tagebücher — „de insulis nuper inventis“ — erst 1825 gedruckt wurden!).

Vespuccis Mitteilbarkeit brachte dem Florentiner die entscheidenden Vorteile ein. Vielleicht war es ein Zufall, daß Mathias Ringmann während der Vorbereitungszeit für das Kartenwerk von 1507 gleich zweimal nach Florenz reiste, um dort nämlich den Ptolemäus in der griechischen Fassung zu studieren. Er dürfte sich in der Heimatstadt Vespuccis eben doch auch ganz besonders für dessen Abenteuer interessiert haben und für dessen Berichte. Und so fügte er dem „Einführungstext“ von 1507 gleich noch Vespucci-Texte bei („Insiper quatuor Americi Vespuccii navigationes“).

Es war schließlich eindeutig Ringmanns Idee, den neuentdeckten Kontinent „Amerika“ zu nennen, denn: „Ich sehe nicht ein, warum nicht dieser Erdteil nach dem Entdecker Amerigo, einem Mann von klugem Geist, ‚Amerige‘, also das Land des Americus oder ‚America‘ genannt werden soll; denn sowohl Europa, als auch Asia sind Namen, die sich von Frauen ableiten . . .“



Gedenktafel am „Elternhaus“ von Martin Waldseemüller in Freiburg

Mathias Ringmann war — hier sind Laubenbergers Belege ganz schlüssig — von Vespucci und seinen Geschichten hell begeistert, und Laubenberger folgerte daraus, daß Ringmann sowohl als Verfasser der „Einführung“ und sogar auch als alleiniger Urheber des Namens „Amerika“ nachgewiesen sei. Als Beweis führte Laubenberger an, daß Waldseemüller nur auf seiner Karte und dem Globus von 1507 den Namen „Amerika“ eingetragen habe, auf späteren Karten nicht mehr. 1511 starb Ringmann: „Als der drängende Geist Ringmann tot war, hat es Waldseemüller nicht mehr für nötig erachtet, den Namen Amerika weiter zu verwenden . . . Wäre Waldseemüller der Erfinder des Namens gewesen, so hätte er ihn auf seinen Karten beibehalten“ (Laubenberger). Franz Laubenberger ist überzeugt, „daß um den Namen Amerika gerungen wurde und die Eintragung von 1507 ein Zugeständnis Waldseemüllers an den Textverfasser Ringmann gewesen ist“. Auf der Waldseemüller-Karte von 1513 ist in der Tat klar zu lesen (übersetzt): „Dieses Land und die umliegenden Inseln wurden von Christoph Kolumbus . . . entdeckt“.

„Amerika“ — zweifellos war und ist dieser Name voller Musik, attraktiv, wohlklingend, einprägsam. Nicht mehr umzutauschen! Daß

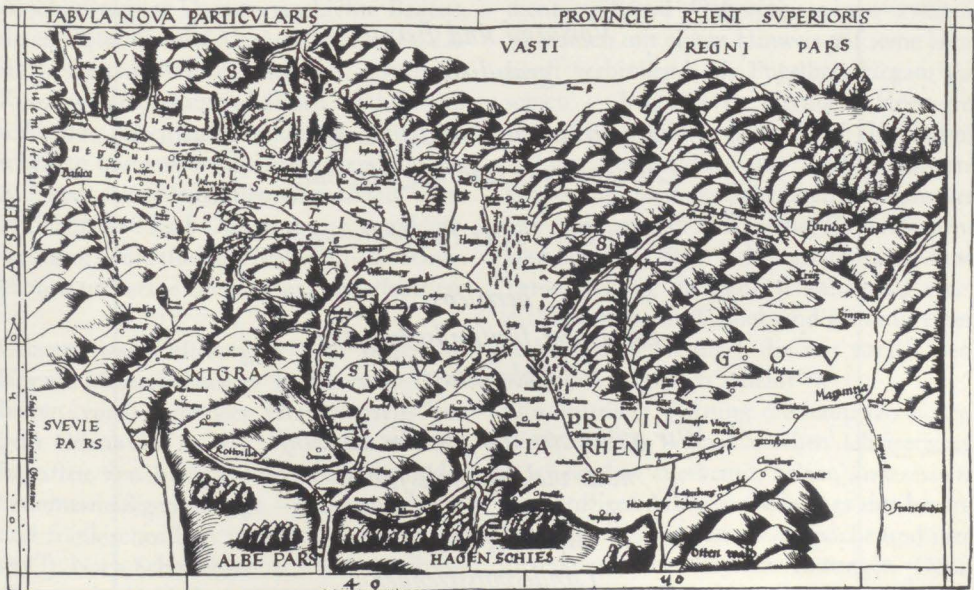
sich dieser „falsche“ Name letztlich doch ganz klar und ohne Konkurrenz durchgesetzt hat, das war unstrittig, seit Gerhard Kremer (1512—1594), besser bekannt unter dem Namen Mercator, 1538 seine Weltkarte in Doppelherzform veröffentlicht hatte und dabei selbstverständlich den Begriff „Americae“ wählte für den nördlichen und südlichen Teil der „neuen Welt“; nun war der „Irrtum“ von 1507 endgültig nicht mehr zu korrigieren.

Martin Waldseemüller — der große Kartograph

Mit großem Nachdruck stellte Laubenberger fest: „Die Verdienste Waldseemüllers liegen weit mehr auf kartographischem Gebiet. Dadurch, daß er, der exakte, ja vielleicht pedantische Kartenzeichner nur widerstrebend dem Drängen seines Freundes Ringmann nachgeben hat und in seiner Karte ‚Universalis Cosmographia secundum Ptholemaei traditionem et Americi Vespuccii aliorumque lustrationes‘ von 1507 sowie auf dem Globus

den Namen Amerika einzeichnete, hat er eben doch für die Verbreitung des Namens gesorgt. Sein Schaubild, welches einen ganz neuen Kartentypus darstellte und durch die Art seiner Komposition in der Fachwelt größtes Aufsehen erregte, wurde von allen zeitgenössischen und späteren Kartographen zum Vorbild genommen“. Der Freiburger Martin Waldseemüller — unbestritten ein meisterlicher Kartograph!

Dr. Franz Laubenberger⁸⁾ fand in seinem spannungsreichen Vortrag am „Kolumbus-tag“ 1992 vor der Freiburger Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ zum Abschluß in seinem offenen Bekenntnis zu echtem „Europatriotismus“ kluge, beherzigenswerte Worte. Gerade dieses historische Geschehen von 1507 zeige das eindrucksvolle, folgenreiche, vor allem aber auch erfolgreiche Zusammenspiel findiger Menschen einer alten Kulturregion am Oberrhein. Wer sich bewußt mache, wie auch heute wieder rechts und links des Rheins in Wirtschaft und Handel für die meisten Menschen der Alltag europäisch sei,



Erste kartographische Darstellung des Oberrheingebietes durch Waldseemüller (1513)

wie sich hier eine „Musterregion“ Europas schon ganz selbstverständlich präsentiert, das verständnisvolle Nebeneinander und das freundschaftliche Miteinander in einem gemeinsamen Lebens- und Kulturraum in schöner Entfaltung sei, der könne sich nur belustigen und erheitern über den „Plakatkrieg“ des Sommers 1992 über die Urheberchaft des Namens Amerika und den „weltgeschichtlichen Scherz“ vom April 1507.

Anmerkungen

1) Vgl. von den Arbeiten Laubenbergers zu diesem Thema u. a.: Ringmann oder Waldseemüller? Eine kritische Untersuchung über den Urheber des Namens Amerika. In: Erdkunde. Archiv für wissenschaftliche Geographie. Band XIII, Lfg. 3, 1959, Bonn. Und: America — made in Germany. Vom deutschen Ursprung des Namens. In: Badische Heimat. 1976, Heft 2.

2) Überall sonst in der wissenschaftlichen Literatur ist als Erscheinungstag der 25. April 1507 genannt, nicht der 24. April.

3) A. Ronsin, Découverte et baptême de l'Améri-

que. Editions Georges Le Pape, Montréal. 1979. Albert Ronsin, conservateur de la Bibliothèque et du Musée de St. Dié, hat auch den Katalog zusammengestellt für die glanzvolle Ausstellung von 1987: AMERICA-Images d'un continent du XVe au XXe siècles.

4) Alexander von Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. Berlin 1836. 2. Bd., S. 310.

5) Vgl. H. Mayer, Der Freiburger Geograph Martin Waldseemüller und die neuentdeckten Weltkarten desselben. Schauinsland, 31. Jahrlauf, 1904.

6) P. Albert hat in seiner „Geschichte der Stadt Radolfzell“ (1896) vom Verkauf eines Anwesens 1484 in Radolfzell berichtet und damit die Vermutung belegt, der Metzger Konrad Waldseemüller sei vor seinem Umzug in das vorderösterreichische Freiburg Radolfzeller Bürger gewesen. Hermann Flamm bringt dagegen 1912 Quellen (in ZGO N. F. XXVIII), die Wolfenweiler als Geburtsort des kleinen Martin W. möglich machen. In allen großen Lexika wird heute Radolfzell als Geburtsort von Waldseemüller angegeben. Er selbst nannte sich Fiburgensis bzw. de Friburgo.

8) Eine ausführliche Würdigung und eine Kurzbiographie von Dr. Franz Laubenberger schrieb Hans-Jakob Woerner, Neuenbürg im Heft 4 der „Badischen Heimat“ 1983/Ekkart 1984.

*Vorstand und Beirat
gratulieren*

*dem früheren Präsidenten des
Landesvereins Badische Heimat,*

Herrn Dr. Franz Laubenberger,

*herzlich
zu seinem fünfundsiebzigsten
Geburtstag.*

*Wir wünschen Ihm für die Zukunft
noch viele gesunde Jahre.*

*Ludwig Vögely
Landesvorsitzender*

Wilhelm Engelbert Oeftering

Manfred Bosch, Rheinfelden

Als 1939 der dritte Band seiner „Geschichte der Literatur in Baden“ erschien, da hätte sein Autor Wilhelm Engelbert Oeftering ihn eigentlich nicht nur als Abschluß dieser umfangreichen Arbeit, sondern auch als „Krönung“ seines Lebenswerks empfinden dürfen, das wie kaum je ein anderes der badischen Literaturgeschichte gewidmet war. Schon bald nach der Jahrhundertwende hatte sich der Literaturwissenschaftler und Publizist als Beobachter der badischen Literaturszene profiliert, als Herausgeber und Übersetzer älterer Autoren einen Namen gemacht und Ausgaben von Gegenwartsautoren betreut; hinzu kam eine große Zahl literaturgeschichtlicher und -kritischer Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften.

Doch von solcher Genugtuung war Oeftering in Wirklichkeit weit entfernt. Er hatte den Abschluß seiner Literaturgeschichte Badens, deren erster Band („Vom Kloster zur Klassik“) bereits 1930 erschienen war, nur durch Konzessionen erkaufen können, und die aufreibenden Auseinandersetzungen um das Erscheinen bestand er nur unter dem „letzten Aufgebot seiner leidenden Gesundheit“¹⁾. Im Frühjahr 1940 starb Oeftering an einem Herzversagen; heute sind das Gedächtnis an seinen Namen und seine Leistung nahezu erloschen.

Geboren war Oeftering 1879 in Engen im Hegau. Mütterlicherseits kamen seine Vorfahren vom Bodensee; väterlicherseits aus dem Odenwald, so daß — seinen späteren Begriffen von Maßgabe und Bedeutung des Stammesmäßigen zufolge — „alemannisches und fränkisches Blut in ihm zusammenflossen“²⁾. Nach Schuljahren in Karlsruhe absolvierte er in Heidelberg, München und Freiburg literatur- und geisteswissenschaftliche

Studien, die er auf anschließenden Reisen im In- und Ausland (England, Frankreich, Schweiz, Belgien, Holland, Skandinavien) vertiefte. 1901 erschien mit „Wordsworths und Byrons Natur-Dichtung“, der Buchausgabe seiner Dissertation, seine erste Buchpublikation. Seit 1904 bekleidete Oeftering das Amt eines Bibliothekars an der Hofbibliothek der badischen Residenz, eine, wie er selbst es sah, „vielseitig anregende Stellung“³⁾. Welcher Art diese Anregungen waren, davon vermittelt die Liste seiner Publikationen bis in die zwanziger Jahre hinein eine Ahnung. Zunächst übersetzte er, gemeinsam mit dem Leutkircher Arzt und Lyriker Hans Erich Blauch, Rabelais neu. Als 1909 „Gargantua“ und „Pantagruel“ in einer vierbändigen Ausgabe geschlossen vorlag — Blauch hatte sich dazu seines Pseudonyms Dr. Owlglass bedient, während Oeftering, seinen zweiten Vornamen mit einem Hinweis auf seine Herkunft verbindend, als Engelbert Hegaur erschien — begrüßte sie Hermann Hesse im „März“ emphatisch: „Also denn, Ihr Herren Brüder, soweit Ihr eine bemerkenswerte Schwermut niederzulachen, einen Kummer zu verzeihen und Hirn genug für einen pantagruelischen Witz habt, greift zu! Diese Verdeutschung ist nämlich wahrhaftig eine, nicht bloß so ein Windei, und geht mit einer recht kräftigen Tonart, die mir nach Oberschwaben zu weisen scheint“⁴⁾.

Obwohl diese Wertung die hauptsächlichen Meriten einer kongenialischen Übersetzung Dr. Owlglass zuerkennt, zeigen andererseits die künftigen Arbeiten Oefterings eine besonders enge Bindung an diese Epoche und ihre charakteristischen Literaturgattungen. Denn mit Albert Langen, der in der Durchforstung der Literatur nach neu edierbaren Texten mit

Georg Müller wetteiferte, hatte Oeftering auf lange Jahre hinaus seinen Verlag gefunden, für den er zahlreiche Werke aus der Zeit der Ritter, Entdecker und des Dreißigjährigen Krieges nicht nur einfach neu herausgab, sondern „aufs neu zum Druck beförderte“, „sehr artig an den Tag“ gab, „neu herfürbrachte“ oder „in unsre Schriftweis setzte“ und was dergleichen barocker Umständlichkeiten mehr sind. Dazu gehörten „Leben und Taten des weiland wohledlen Ritters Sebastian Schwertlein von Burtenbach“ (1910), das „Memorialbuch der Fahrten und Taten des Ritters Hans von Schweinichen“ (1911), Christian Reuters „Schelmuffskys Abenteuer“ (1912), die „Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen mit der Eisern Hand“ (1914), Ulrich Schmidels „Wahrhaftige Historie einer wunderbaren Schifffahrt“ (1914) und vor allem die dreibändige Ausgabe der „Simplicianischen Bücher“ Grimmelshausens (1923 und 1925). Erschienen sind diese Ausgaben wiederum sämtlich unter Oefterings Herausgeber-Pseudonym Engelbert Hegaur, das als Hinweis auf die Sagen-, Ritter- und Burgenlandschaft Hegau nun seine eigentliche Schlüsseligkeit erhielt.

Doch auch zur Gegenwartsliteratur ist Oeftering nicht ohne Verhältnis geblieben. Es fand seinen Ausdruck in regelmäßigen Beiträgen wie der „Badischen Bücherschau“, die Oeftering sowohl für die „Pyramide“ — eine wöchentliche literarische Beilage zum „Karlsruher Tagblatt“ — als auch für „Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land“ verfaßte. Neben solchen regelmäßigen Überblicken und vielfältiger kritischer Tätigkeit fungierte Oeftering auch als Herausgeber neuerer Literatur, vor allem für den Konstanzer Verlag Reuß & Itta, dem er durch Mitarbeit am „Bodenseebuch“⁵⁾ verbunden war und dessen Reihe „Die Gelb-Roten Bücher“ er betreute.

Ihrem programmatischen Titel entsprechend verstand sie sich als „Sammelstätte für schriftstellerische Werke badischen Gepräges“⁶⁾, ohne jedoch Heimatkunst im engeren Sinne

zu bieten. Der „gesamtdutsche Horizont“ sollte dabei ebenso gewahrt werden wie ein weiterer Rahmen in der „Darstellung aus den Gebieten der Kunst, Literatur, Volkskunde und Geschichte“. Der erste Band dieser Reihe, 1919 erschienen, galt Hans Thoma und präsentierte aus Anlaß seines 80. Geburtstages eine Auswahl seiner „Gedichte und Gedanken“. Die Zelebrität Thoma, damals im Zenith ihrer Verehrung, eignete sich nicht nur bestens zur Eröffnung einer neuen Reihe, sondern auch als Repräsentant badischer Kultur — wollten „Die Gelb-Roten Bücher“ doch auch „das lockere Stammesbewußtsein der Badener, das auf keine alte Tradition blicken kann, durch Betonung der gemeinsamen kulturellen Werte“ stärken und nach außen zur Geltung bringen. So integrierte Oeftering die fränkischen Badener Benno Rüttenauer, Ferdinand Madlinger (eigentlich Rudolf Wilhelm), Albert Geiger, Adam Karillon und Otto Frommel ebenso in die Reihe der „Gelb-Roten Bücher“ wie die Südbadener Otto E. Sutter, Paul Körber oder Walter Neter, der mit seinem Roman „Longin“ das Simplicissimus-Motiv auf zeitgenössische Weise abwandelte. Oeftering selbst brachte in die Reihe seinen „Umsturz 1918 in Baden“ (1920) ein, womit er von der badischen vorläufigen Volksregierung beauftragt worden war⁷⁾. Auch wenn die Reihe nach 15 Bänden 1923/24 wieder eingestellt wurde — bereits in den letzten war Oeftering nicht mehr als Herausgeber genannt worden — war es ihm doch ansatzweise gelungen, „die schöpferischen Kräfte dieses Landes in Erscheinung treten zu lassen“⁸⁾.

Auch „Die Gelb-Roten Bücher“ waren für Oeftering Teil einer umfassenderen kulturpolitischen Wirkungsabsicht gewesen, wie er sie am deutlichsten mit einer kurzfristigen Beteiligung an dem glücklosen „Kunst- und Kulturrat Badens“ verband, der im November 1918 als Initiative ins Leben gerufen worden war, um Einfluß auf die Neuorganisation des geistigen Lebens zu gewinnen⁹⁾. Oeftering,

seit 1917 Professor, verlegte seine außerberufliche Tätigkeit nun fast ganz auf eine umfangreiche literatur- und kunstkritische Publizistik, mit der er zumal bei der Künstlerschaft seinen Ruf eines getreuen Eckart befestigte, aber auch auf literaturhistorische Arbeiten, deren Schwerpunkte vor allem im Leben und Werk Grimmelshausens lagen. Daneben entstanden auch etliche Heimatspiele, von denen das am Heimattag 1924 aufgeführte „Integrationsstück“ „Badische Landsleut. Ein gelb-rotes Familienbild“¹⁰⁾ und das lehrhaft-biographische „Grimmelshausen“ von 1935¹¹⁾ genannt seien.

Doch blieben solche eigenen literarischen Versuche bedeutungslos neben der Bemühung, die Vielfalt seiner Studien seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in einer systematischen Darstellung der Literatur in Baden von der Klösterzeit bis auf die Gegenwart zusammenzuführen. Sieht man von der monographischen Arbeit „Goethe im Badenland“ ab, die posthum in den Band „Mit Goethe am Oberrhein“¹²⁾ Eingang fand, so gehörte Oefterings restliche Schaffenszeit dieser Literaturgeschichte. So sehr er sich jedoch auf der einen Seite bewußt scheute, eine „badische Literatur“ zu konstruieren, eine so bedenklich tragende Rolle spielten andererseits, Nadlers Literaturgeschichte vergleichbar¹³⁾, die Stämme und Landschaften für die Würdigung und Erklärung der Literatur Badens. Diese mußten sich Oeftering umso mehr aufdrängen, als das „politische Kunstgebilde Baden“ auch jede kulturelle Einheitlichkeit vermissen ließ; Stämme und Landschaften boten sich Oeftering aber auch aufgrund seines dezidiert antimodernen Literaturverständnisses als Kriterien an. Bereits die Konzeption der „Gelb-Roten Bücher“ war eher Rückgriff auf das scheinbar Bewährte und Traditionelle gewesen; und schon 1922 hatte Oeftering in die nur allzu bekannte Klage der literarischen Reaktion eingestimmt, wonach, Paris vergleichbar, „Berlin die Richtung angibt“. Berlin aber sei, im



Wilhelm Engelbert Oeftering

Gegensatz zu Paris, nicht die Hauptstadt Deutschlands (!), „dessen Kraft von jeher in seinen Stämmen und Landschaften gelegen“ habe¹⁴⁾. Nun wird man den zweiten Teil dieser Feststellung schwerlich ganz falsch nennen wollen; problematisch aber wird er durch seine Verabsolutierung und kulturpolitische Zuspitzung, durch die er völkischen Zielsetzungen dienstbar gemacht werden sollte. So verwundert es denn nicht, auch bei Oeftering Begriffspopanzien wie „unverfälschtes Bluterbe“¹⁵⁾ oder „zersetzende Kräfte“ zu begegnen. Daß solche Kriterien, zumal im dritten Band seiner Literaturgeschichte Badens, zu einer völligen Verzeichnung der Literaturszene und einzelner Autoren führen mußte, versteht sich von selbst — mediokren Talenten und willfähigen Erfüllern völkischer Kunstideale wie Hermann Eris Busse werden bei Oeftering ganze Abschnitte zugestanden, während Autoren wie Wilhelm Hausenstein überhaupt keine Erwähnung finden. Und was Oeftering

in einer posthumen Würdigung zugutegehalten wurde — gegen Widerstände „die Aufnahme auch der jüdischen Autoren wenigstens skizzenhaft“¹⁶⁾ durchgesetzt zu haben — steht erst recht auf fragwürdigen Beinen. Viel eher ließe sich sagen, die „Geschichte der Literatur in Baden“ hefte den wenigen jüdischen Autoren den Judenstern an. Walter Neter aus Gernsbach beispielsweise, der 1939 nach England ins Exil gehen mußte und 1956 dort verstarb — einst hatte ihn Oeftering immerhin der Aufnahme in seine „Gelb-Roten Bücher“ für wert erachtet — erscheint überhaupt nur im Register, dort allerdings mit dem Zusatz „Jude“¹⁷⁾. Ferdinand Madlinger, mit seinen humoristischen Erzählungen „Steinacher Leut“ (1922) ebenfalls Autor dieser Reihe und 1970 im kolumbianischen Exil gestorben, wird seiner jüdischen Frau wegen ohne weitere Erwähnung im Register als „jüdisch versippt“ geführt, nicht anders als Otto Flake¹⁸⁾. Vergleichbares gilt für Friedrich Alfred Schmid Noerr, Jakob Picard, Friedrich Gundolf, Gustav Landauer, Marie Schloß, Bruno Goldschmit und Alfred Mombert. Diesem, seinem einstigen Mitkämpfer aus den Tagen des „Kunst- und Kulturrats für Baden“, sagte Oeftering nun den „volksfremden, un-deutschen Grund seiner Art“¹⁹⁾ nach. Es kam einer Kapitulation der Literaturwissenschaft vor den Postulaten einer völkisch-bramarbasierenden Gesinnungs-Kunde gleich.

Anmerkungen

Der vorstehende Aufsatz stellt einen Vorabdruck aus einem Buch über literarisches Leben am Bodensee in der ersten Hälfte des 20. Jahrs dar, das ca.

1994 im Verlag Die Libelle, Konstanz-Bottighofen, erscheinen wird.

1) erge, Wilhelm Engelbert Oeftering. Zum 80. Geburtstag des badischen Kulturkritikers. In: Badische Volkszeitung, 5. 2. 1959.

2) Wilhelm Engelbert Oeftering. In: ders., Der Umsturz 1918 in Baden. Konstanz 1920, Seite 305

3) Ebenda, Seite 305

4) Gargantua und Pantagruel. Zitiert nach Hermann Hesse, Die Welt im Buch. Leseerfahrungen I. Rezensionen und Aufsätze 1900—1910. Frankfurt 1988, Seite 442

5) Vgl. u. a. die Ausgaben von 1916 („Das Konstanzer Brevier von 1516“), 1917 („Grimmelshausen“), 1918 („Die Bibliothek der Reichenau“) und 1919 („Das künftige Scheffelmuseum in Karlsruhe“)

6) Diese und die folgenden Aussagen nach der gemeinsamen Erklärung von Verlag und Herausgeber; zitiert nach Hans Thoma, Gedichte und Gedanken. Konstanz 1919, Seite 124

7) Vgl. hierzu die Vorbemerkung in diesem Band, Seite 9 ff.

8) Brief W. E. Oefterings an Hermann Burte vom 3. 9. 1919. Archiv Hermann Burte, Maulburg

9) Zu Oeftering und dem „Kunst- und Kulturrat“ vgl. Die Tat. Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur II (1919) Heft 7 und Peter Brandt/ R. Rürup, Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19, Düsseldorf 1980, Seite 341 ff.

10) Abgedruckt in Die Pyramide 13 (1924) vom 21. 9., Seite 187—194

11) Abgedruckt in: Ekkhart. Jahrbuch für das Badener Land 17 (1936), Seite 46—59

12) Wilhelm E. Oeftering, Georg Richter, Mit Goethe am Oberrhein. Karlsruhe 1981. Zu Oeftering vgl. vor allem Seite 15 ff.

13) Auf diese Nähe hebt Alexander Reuß sowohl in seiner Buchkritik (Geschichte der Literatur in Baden. In: Westmark 7 (1940) Seite 669 f.) ab als auch in seinem Nachruf (Wilhelm Engelbert Oeftering †. In: Westmark 7 (1940) Seite 401

14) W. E. Oeftering, Wilhelm Weigand. In: Die Pyramide II (1922), 12. 3., Seite 77

15) So etwa im Zusammenhang mit Hermann Burte in W. E. Oeftering, Geschichte der Literatur in Baden, Band III: Bis zur Gegenwart. Karlsruhe 1939, Seite 90

16) Wie Anm. 1

17) Wie Anm. 15, Seite 198

18) Ebenda, Seite 190

19) Ebenda, Seite 40

Raymond Matzen zum 70. Geburtstag

Gerhard W. Baur, Freiburg i. Br.

Am 21. Februar 1992 ist Raymond Matzen, der ehemalige Leiter des dialektologischen Instituts der Universität Straßburg, 70 Jahre alt geworden. Das ist auch für die heimatverbundenen Nachbarn in Baden ein Anlaß, seiner vielfältigen Tätigkeiten und Verdienste als Erforscher des Alemannischen, speziell des elsässischen Dialekts, als Mundartdichter und als kundiger Deuter und engagierter Förderer der Dialektliteratur Anderer zu gedenken.

Der in Straßburg Geborene und im nahen Mundolsheim, einem nördlichen Vorort, Großgewordene wuchs in eine für heimatbewußte Elsässer schwierige Zeit hinein. Dem in der Schule, beim Schreiben- und Lesenlernen gebrauchten Französisch (in ihm dichtete der Neunjährige seine ersten Verse) stand das daheim und auf der Straße gebrauchte „Strosburjer Ditsch“ entgegen, ein fränkisch beeinflusster niederalemannischer Dialekt. Jedoch muß auch das Hochdeutsche im Hintergrund für den jungen Raymond Matzen so anziehend gewesen sein, daß er nach seinem Abitur im Jahre 1940 begann, Germanistik zu studieren, zunächst an der inzwischen deutsch gewordenen Straßburger, später auch einige Zeit an der Freiburger Universität, wo ihn vor allem Philipp Witkop, der Literaturhistoriker, und Friedrich Maurer, der Altgermanist und Mediävist, beeindruckten. Durch Maurer kam er auch zum erstenmal in Berührung mit der Mundartforschung, so wie ihm Witkop und später in Straßburg Albert Fuchs eine sehr persönlich erlebte Beziehung zum jungen Goethe eröffneten.

Doch erst nach einer Zwangspause durch den Militärdienst, bei dem er lange Monate in Rußland zubringen mußte, konnte er Ende 1945 sein Studium in Straßburg weiterführen

und es dort nach einem Studienaufenthalt an der Sorbonne in Paris, auch 1947 mit der „Licence“ für den Schuldienst beenden.

Neben seinem Studium her arbeitete er bereits zeitweilig als Journalist für die „Dernières Nouvelles d'Alsace“, womit der Grund gelegt war für seine spätere umfangreiche journalistische (Neben-)Tätigkeit in allen Medien: Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Fernsehen. In diesen Jahren beginnt er die elsässische Literatur zu entdecken, zunächst die in Mundart geschriebene von Gustave Stoskopf und den Brüdern Albert und Adolphe Mattis, seinen Lieblingsautoren, mit der er sich von da an immer wieder beschäftigen wird, bis er schließlich zu einem der besten Kenner älterer und neuerer elsässischer Schriftsteller wird. Dieser Umgang mit Literatur im Elsässerdeutsch zeigt ihm, daß der Dialekt ein vollgültiges und geeignetes Medium zum Ausdrücken von Gefühlen, Empfindungen und Wahrnehmungen sein kann.

Nachdem er 1948 seinen Dienst als Gymnasiallehrer für Deutsch in Metz aufgenommen hatte, wurde er noch einmal für zwei Jahre krankheitsbedingt lahmgelegt. Kriegszeit und Doppelbelastung im Studium hatten ihren Tribut gefordert. Doch der Sanatoriumsaufenthalt brachte ihn zum Schreiben von Dialektgedichten, die zunächst in elsässischen Regionalzeitungen erschienen und später in seinen 1980 erschienen Gedichtband „Dichtisch bichte“ aufgenommen wurden. Es entstanden von da an zwar auch immer wieder Gedichte in Französisch und Schriftdeutsch, doch die bevorzugte Ausdrucksform für sein schriftstellerisches Schaffen blieb der Dialekt. Seine Begründung dafür: „Die Sprache, die man an der Brust der Mutter und später auf der Gasse beim Spielen lernt, ist diejenige, die

einem am leichtesten und am sichersten vom Herzen über die Zunge fließt“. Und: „In jeder Mundart kann man alles sagen, wenn man es kann!“

Anfangs waren es Jahreszeiten- und Liebes-, Natur- und Landschaftsgedichte, später, je brisanter die sprachpolitische und ökologische Situation im Elsaß sich entwickelte, nahm sich Raymond Matzen auch zunehmend zeitkritische Themen vor und reihte sich damit in die Reihe der elsässischen Prostdichter ein, die um, mit und nach André Weckmann mit Texten gegen die sprachliche, politische und kulturelle Entfremdung der Elsässer von ihrer Eigenart kämpften. Und in dieser Phase, seit Ende der 60er-Jahre, war Raymond Matzen einer derjenigen, die den Schritt in die Nachbarschaft taten, um daheim, aber auch bei den alemannischen Nachbarn in Baden und der Schweiz auf die gemeinsamen Wurzeln hinzuweisen und um Verständnis und Unterstützung für die bedrohte sprachlich-kulturelle Eigenart des Elsaß zu werben. Hier haben wir badischen Nachbarn einen besonderen Grund, Raymond Matzen für seine vielen Brückenschläge zu danken. Dazu gehören gemeinsame Veranstaltungen mit Vorträgen und Dichterlesungen, sowie vor allem die von ihm im Kehler Morstadt-Verlag herausgebrachten Bände in der von ihm initiierten Reihe „Neue alemannische Mundartdichtung“, wie auch der gemeinsam mit Adrien Finck 1979 herausgegebene Sammelband „Nachrichten aus dem Alemannischen. Neue Mundartdichtung aus Baden, dem Elsaß, der Schweiz und dem Vorarlberg“. Zu all diesen Bänden steuerte R. Matzen Charakterisierungen der jeweiligen Dialekte und Skizzen ihrer Einbettung in das Gesamtalemannische bei.

Und damit wären wir bei dem noch fehlenden Teil seiner Biographie, dem hauptberuflichen Tun als Dialektologe und Universitätslehrer. Raymond Matzen hatte sich 1957 mit einer Studie über „Elässische Wetter- und Bauernregeln“ das „Diplôme d'Etudes Su-

périeures“ erworben und sich 1960 durch die Verleihung des Titels eines „Agrégé de l'Université“ die Möglichkeit eröffnet, die Universitätslaufbahn einzuschlagen. 1963 kam er von Metz nach Straßburg zurück und wurde 1965, nach zwei Jahren Gymnasialdienst am Lycee Kléber, zum Assistenten von Professor Ernest Beyer ernannt, um mit diesem zusammen das von Beyer in jahrelanger Aufnahmearbeit erhobene Mundartmaterial zu einem Sprachatlas zu verarbeiten. 12 Jahre lang hatte Beyer in 214 Orten des Elsaß von 1953 an sich die Antworten auf 2000 Fragen pro Ort von einheimischen Gewährsleuten sagen lassen. Bereits vier Jahre später war der von Beyer und Matzen erarbeitete erste Band des „Atlas linguistique et ethnographique de l'Alsace“, des Elsässischen Sprachatlas mit dem Bandtitel „L'homme — Der Mensch“ fertiggestellt. In diesem großen Werk steckt eine unvorstellbar mühsame und unglaublich arbeitsame Leistung zweier von ihrer Arbeit besessenen Dialektologen.

Nach dem plötzlichen Tod von Ernest Beyer wurde Raymond Matzen 1970 als „Maître de conférences“ zum Nachfolger Beyers als Leiter des „Institut de Dialectologie alsacienne“ (Institut für elsässische Mundartkunde) ernannt und entwickelte als solcher vor allem auf dem Gebiet der Lehre zahlreiche, z. T. neuartige Aktivitäten. So führte er den dialektologischen Unterricht an der Universität Straßburg auf allen Stufen ein, hielt elsässische Sprachkurse für Französischsprechende ab, wofür er eine spezielle audiovisuelle Lehrmethode ausarbeitete, und veranstaltete nach der Studentenemanzipation von 1968, die auch die gewohnten Lehrformen und z. T. -inhalte in Frage stellte, volkstümliche „Elsässer Abende“ in der Philologischen Fakultät, bei denen die meisten elsässischen Bänkelsänger zum erstenmal auftreten konnten.

Außerdem organisierte er immer wieder, z. T. mit Prof. Adrien Finck und Prof. Marthe Philipp, Tagungen und Treffen mit meist grenzüberschreitenden Themen. Daneben ar-

beitet er seit dieser Zeit an einem großen zweisprachigen elsässisch-französischen Wörterbuch und hat vor, demnächst ein kleineres, mehr volkstümlich gehaltenes Wörterbuch des „Strosburjer Ditsch“ herauszubringen und damit also auch wieder zur Sprache seiner engsten Heimat zurückzukehren.

Wir Nachbarn aus dem Badischen wünschen ihm dazu Kraft und gutes Gelingen und hoffen weiterhin auf gute und vitale Nachbarschaft.

M'r sinn franzöesch

M'r sinn franzöesch:
D'r Richelieu het's wöelle han.

M'r sinn franzöesch
D'r Robespierre het's wöelle han.

M'r sinn franzöesch
D'r Napeles het's wöelle han.

M'r sinn franzöesch
D'r Clémenceau het's wöelle han.

M'r sinn franzöesch
D'r gross de Gaulle het's wöelle han.

M'r sinn franzöesch
Han mir's nitt au so wöelle han?

Vum Sebastian Brant bis zuem Germain Müeller

's Elsass het e Brant gebore,
„'s Narreschiff“ isch noch nitt gsunke;
un's het uf de Geiler gschwore,
denn in Rom het's ghappert, gstunke.

's het de Bucer noh bekomme,
mit-em Murner lüt gewettert;
's het de Fischart angenomme,
mit-em Stoskopf eine gschmettert.

's Elsass muess halt kritisiere,
d'Zunge werre noch nitt stiller,
's tuet de Stachel nitt verliere:
Jetz stupft als d'r Germain Müeller.

Saawe

Saasch zevil, se heisst's, 's isch lätz . . .
Saasch ze wenni, isch's au lätz . . .
Saasch gar nix, isch's widder lätz . . .
Was soll m'r do saawe? . . .
Wie därf m'r's denn saawe? . . .
Wer kann m'r diss saawe?

Ich saa jo nix . . .

Ich saa jo nix,
ich saa jo numme! . . .
Ich mein jo nix,
ich mein jo numme! . . .

Ich denk jo nix,
ich denk jo numme! . . .

Ich glaub jo nix,
ich glaub jo numme! . . .

Wurd uns Stumme,
uns Frumme, Dumme,
au diss genumme?

Mir getrennti Alemanne

D' Vorarlberjer Alemanne
kumme mit de Wiener üs . . .
kämte ohne die au anne!!!

Un d' Kantönli-Alemanne
kumme mit de Genfer üs . . .
kämte ohne die au anne!!!

D' ditsche Schwowe-Alemanne
kumme mit de Bonner üs . . .
kämte ohne die au anne!!!

Un d' franzöesche Alemanne
kumme mit Pariser üs . . .
kämte ohne die au anne !!!

Mir getrennti Alemanne
kumme halt mit alle üs . . .
kämte mitnand' besser anne !!!

Mir Alemanne kumme anne!!

M'r wott uns als verbanne,
uns „armi“ Alemanne . . .
Mir kumme awwer anne:
han Milich in de Kanne
un Hunni vun de Tanne,
han Weize in de Wanne
au volli Häfe, Pfanne,
un Winle, . . . wo mit anne? . . .
Drum tuen als d' Noochber spanne
un wotte uns verbanne . . .

D' Stüdenterevolt

Was jung isch, wild un frech,
isch widder vun d'r Kett:
gebrüelt wurd, d' Füscht geballt
un Quatsch an d' Müre gschmiert . . .
D' Stüdenete führe 's Wort:
sie renne alles um,
sie risse d' Strosse uf,
sie schmissee Pflaschterstein,
sie schlaawe Schiwe in,
sie züende Auto an,
sie gehn uf d' Banke los,
sie traime vun-re Welt,
wo 's Schaffe abgeschafft wurd . . .

(Mai 1968)

Geje de Krirej, fur de Fridde!

Han ebbs gelehrt uns böesi Zite?
's isch als noch Krirej, . . . 's gibt widder Krirej!
Genn d'hoche Herre sich ken Müej?
Isch alles taub? . . . Höert niemes lite?

Verblindt sinn mir, gelähmt, wie gfange.
's isch alles fül, es stinkt, 's isch schlimm.
Wenn d'Säwel rassle, tröüt ken Stimm
meh lüt uf's End vum Elend blange.

D'r Fridde numme bringt Gewinn!
Vernüenftig, starik müen m'r sinn,
dass jo d'r Teifel sich nitt meldt.

Fur Krirej ken Schweiss, ken Bluete, ken Geld!
M'r schaffe fur e schöeni Welt:
m'r wöelle frej un glüecklich sinn.

Im Herrgott siner Rhin

Wie ich e Bue bin gsinn,
isch halt d'r üralt Rhin,
wo ewig alert blit,
e breiti Grenz noch gsinn,
e tiefi, schlimmi Grenz,
wo Noochber het getrennt,
au Brüeder, Mann un Frau,
un d'Mamme als vum Kind.

Wie ich e Burscht bin gsinn,
sinn an dem Rhin entlang
vil grossi Betonklöetz
gegoss worre schnell
in d' Felder, middle nin,
mit böese Schiesschächt dran,
mit Gräwe, Ise, Stein
un Stacheldroht drum rum.

D'r Krirej, wo gekumme isch,
het arig lang gedüürt:
e Schrecke ohne End,
voll Teifelsköepf un Hass,
voll Dunner, Blitz un Fiir,
voll Pulver, Gift un Gas,
voll Hunger, Schweiss un Bluete
voll Gräwer, Träne, Schmerz . . .
Am End, nooch füenef Johr,
het d' Angscht noch d'Brucke gsprennt
vum alte guete Rhin,
wo breit noch gschunne het,

vil breiter noch wie sunscht,
vil tiefer, wüeschter au.
Un d' Welle sinn noch nie
so dreckig gsinn, so wild . . .

Doch mit de Johre isch
vil Wasser unte nüs . . .
Uf alle Bunker wachst
jetz Gras, un 's Ise roscht . . .
Vil Wunde sinn schunn gheilt,
vergesse wurd au 's Leid
un neji Brucke sinn
geböje worre fescht.

Ken Grenz meh isch d'r Rhin,
er isch jetz d' Nawwelschnuer
vum schöne breite Tal,
wo zwische Schwarzwald un
Vogese froh sich streckt.
D' Herzoder isch 's vum Land,
wo schafft, wo schwitzt un bluet',
vum Land, wo singt un lacht.

D'r Herrgott will e Rhin,
wo tüchtig Wasser schleppt
vum Gotthard bis in 's Meer,
wo netzt un trucket lajt
un in de Häfe halt,
e Rhin, wo mit de Schiff
diss hurzelt, was m'r brücht
un was m'r tüsche kann.

D'r Herrgot will e Rhin,
wo d'Herzer luschtig stimmt,

e Rhin, wo bossle tuet
fur Wohlstand, Fridde, Glüeck.
D'r Herrgott will e Rhin,
wo d' Grenze üewwerschwemmt,
e Rhin wo alle ghöert
un alli zammebringt.

„Schwowe, Schwowe üewwer alles . . .“

Jungi rahni Schwowe
mit vil Summersprosse,
alti dicke Schwowe
in de Ledderhosse
reise durich d' Welt,
bringe uns vil Geld . . .
Gott sei Dank gibt's Schwowe!
(Awwer jo nitt lowe !!!)

D' stolze freche Schwowe
han oft grossi Gosche,
d' Wirtschaftswunder-Schwowe
han halt meh wie Grosche,
sinn halt widder starik,
bringe uns vil Marik . . .
Gott sei Dank gibt's Schwowe!
(Awwer jo nitt lowe !!!)

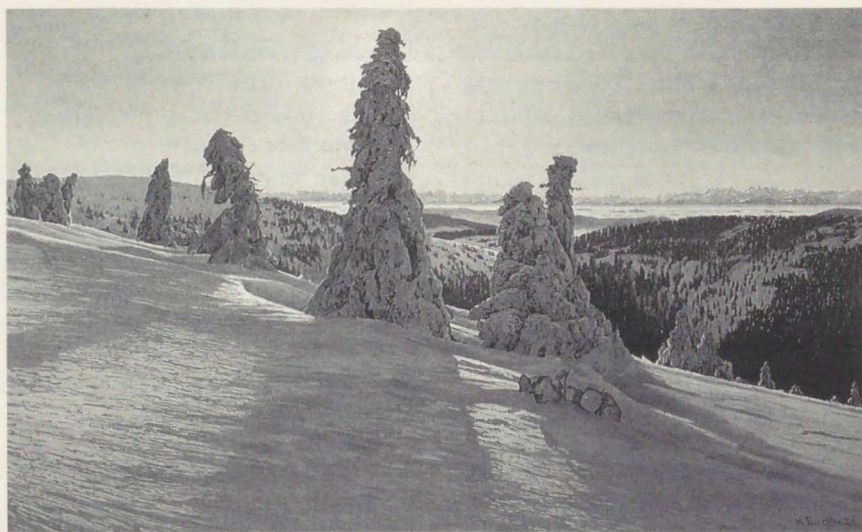
D' schlöje riche Schwowe
böje do Fawricke,
d' Pinkepinke-Schwowe
genn uns ebbs ze picke,
hewwe an de Franke, helfe unsre Banke . . .
Gott sei Dank gibt's Schwowe!
(Awwer jo nitt lowe !!!)

Verschneiter Schwarzwald (III)

Hermann Dischler (1866–1935) — Maler und Photograph



„Schneesturm“, Feldberg, 1907



„Vereiste Tannen“ — Feldberg, 1923

Fortsetzung Seite 622

Begegnungen mit Emil Strauss

Willy Grüb, Gerlingen

Mit Verwunderung oder gar Kopfschütteln registrieren Leser der „Badischen Heimat“ vielleicht die Tatsache, daß, laut Überschrift, dem Dichter Emil Strauss schon wieder ein Beitrag gewidmet ist. Die Erklärung dafür ist nicht nur sehr einfach, sondern, das hoffen die dafür Zuständigen, auch einleuchtend.

Der von profunden Kenntnissen seines Verfassers zeugende Essay aus der Feder von Norbert Thamm, erschienen in der 1. Nummer des gegenwärtigen Jahrgangs der „Badischen Heimat“, läßt eigentlich keine Fragen offen. Er befaßt sich fast lückenlos mit der objektiven Wertung des umfangreichen literarischen Werks von Emil Strauss — eines Werks, dessen Bedeutung ebenso verblaßt ist wie die Erinnerung an seinen Schöpfer — zeichnet allerdings die menschliche Seite des Dichters nur mehr skizzenhaft.

Unter den Zeitgenossen von heute finden sich sicher nur wenige, die Emil Strauss noch gekannt haben. Auch meine Bekanntschaft mit ihm ist nicht mehr als die Summe gelegentlicher Begegnungen. Diese allerdings waren so, daß das Bild, das ich heute von Emil Strauss mit mir herumtrage, sich nicht in einer unverbindlichen Skizze erschöpft, sondern eher ein Porträt von fast fotografischer Ehrlichkeit und Echtheit darstellt.

Die erste Begegnung mit ihm liegt bald 60 Jahre zurück. Im Jahre 1935 war ich Dramaturgie-Volontär und von Fall zu Fall auch Regieassistent (ohne Gage notabene) am Stadttheater Freiburg/Brsg. Im Klartext: Mädchen für alles. Wann immer Kollegstunden an der Universität mich nicht daran hinderten, hatte ich im dramaturgischen Büro vormittags der erste zu sein. Der erste war ich auch an einem Januarmorgen, kurz nach neun Uhr. „Ein Herr Dr. Strauss ist da“,

meldete die Stimme des Pförtners am Telefon. Das dramaturgische Büro lag damals — wie sinnig und wie praktisch — genau gegenüber der Pförtnerloge, und darum stand der erwartete Besucher schon wenige Sekunden später vor mir: Vom Scheitel bis zur Sohle ein Herr, ein Herr aber ohne alle Allüren, ein fast bescheiden wirkender Mann, dessen Zurückhaltung durch den ersten Satz, den er sprach, noch unterstrichen wurde: „Ich hoffe, ich komme nicht ungelegen.“ Mir „grünem Acher“ (Theater-Jargon mit der Bedeutung Vollblutanfänger) war nicht ganz wohl in meiner Haut. Wie und worüber sollte ich mich unterhalten mit diesem damals berühmten Mann, dem Verfasser erfolgreicher Romane wie „Freund Hein“, „Kreuzungen“, „Der nackte Mann“ und „Das Riesenspielzeug“? Von seinen drei Dramen „Don Pedro“, „Hochzeit“ und „Vaterland“ kannte ich nur das letzte, schon vor 10 Jahren entstanden, dessen Uraufführung 1923 in den Annalen des Landestheaters Karlsruhe, das sich heute Staatstheater nennt, verzeichnet ist. Und nun, 12 Jahre später, hatte es das Stadttheater Freiburg übernommen, das Stück erneut auf die Bühne zu bringen. Man hatte Strauss zu den letzten Proben eingeladen, und deshalb war er nun gekommen. Zu meinem Leidwesen schon viel zu früh.

Für mich Anfänger waren Persönlichkeiten wie Emil Strauss Übermenschen. Über eine banale Feststellung wie „Schönes Wetter heute“ wagte ich mich nicht hinaus. Strauss lächelte nur und nickte. Die Unterhaltung war beendet, schon bevor sie begonnen hatte. Kühl und überlegen sah sich mein Gegenüber im Büro um, und ich dachte: Ein ausgesprochen schöner Mann, selbstsicher einerseits, gütig dreinblickend und zurückhaltend andererseits.

rerseits, und nachdem wir noch ein paar gemeinplätziges Worte gewechselt hatten, hatte ich das Gefühl, als wolle er sich dafür entschuldigen, daß er ein Stück mit dem Titel „Vaterland“ geschrieben hatte, dessen Vorbereitung dem Theater womöglich Ungelegenheiten bereite.

„Sie sind sicher auf die Proben gespannt?“ wachte ich nach längerem Schweigen zu fragen.

„Als Autor ist man immer ein wenig gespannt — ein wenig sorgenvoll gespannt.“

Das Wörtchen „sorgenvoll“ rief mir den Protagonisten des Sampiero, der stücktragenden Rolle in „Vaterland“, ins Gedächtnis. Schon auf der Stellprobe hatte er ein wenig schönes Urteil über die Dialoge in Strauss' Drama abgegeben: „Papierdeutsch ist das, reines Papierdeutsch! Schreibe, aber keine Rede! Aber zu unserem Sch . . . beruf gehört es wohl, daß man sich immer wieder einmal prostituiert!“ Das dürftige Gespräch mit Strauss kam erneut ins Stocken und fand gottlob auch keine Fortsetzung; denn (jetzt endlich) betrat der zuständige Regisseur das Dramaturgenzimmer und begrüßte Emil Strauss, den er zuvor noch nie gesehen hatte, wie einen guten alten Bekannten. Gespielte Freundlichkeit und bloße Förmlichkeit waren Strauss' Sache offenbar nicht; er blieb unverändert kühl und distanziert und zeigte damit eine Haltung, die der Würde seines Alters — nur ein Jahr noch trennte ihn vom 70. Geburtstag — entsprach.

Auf dem Weg zum Zuschauerraum ließ er eine ganze Kette von Erläuterungen des Regisseurs zu seiner Inszenierung über sich ergehen, ohne dazu auch nur ein Wörtchen zu sagen. Eine Aufforderung, am Regiepult Platz zu nehmen, lehnte er dankend ab, und als ich ihn zu einem Platz in den hinteren Reihen des Parketts begleitete, meinte er — quasi à part —: „Der Autor hat jetzt ausgespielt, jetzt spielt das Theater.“

Wußte er, daß Autoren bei den Proben ihrer Stücke höchst ungerne gesehene Gäste sind?

In der Pause nach dem I. Akt wollte ich gewohnheitsgemäß auf die Bühne. „Bleiben Sie da“, flüsterte mir der Regisseur ins Ohr, „kümmern Sie sich um Strauss.“

Ich tat, wie man mir geheißsen. Nach seinem Eindruck von der Probe wagte ich Strauss nicht zu fragen; sein Gesicht zeigte weder Enttäuschung noch Zustimmung. Ich fragte deshalb etwas, was ich sowieso schon wußte: „Sie wohnen in Herdern?“ Er bejahte. „Fahren Sie nach der Probe mit der Straßenbahn nach Hause?“ Er schüttelte den Kopf: „Das Wetter ist schön. Ich werde wohl zu Fuß gehen.“ Ich zögerte etwas, dann fragte ich: „Darf ich Sie begleiten?“ Er nickte und lächelte: „Wenn Sie Lust haben — gerne.“

Emil Strauss war ein wortkarger Mann; wenn er aber etwas sagte, dann waren es Verlautbarungen ehrlichen und aufrichtigen Denkens, waren es Sätze ohne alle Phrasen und verbalistische Arabesken. Nie wurde auf dem gemeinsamen Weg nach Herdern über sein Stück und seine Inszenierung gesprochen; wir sprachen dann und wann einmal über die Diskrepanz von Autorenphantasie und ihrer Verwirklichung und die Ohnmacht des Dramatikers gegenüber den szenischen Geburtshelfern. Beim letzten gemeinsamen Heimweg — wir gingen damals über den schönen alten Friedhof — meinte er wie zum Abschied: „Wissen Sie, Autoren sollten die Proben zu ihren Stücken eigentlich meiden; sie können nämlich nichts verbessern und Ungutes nicht verhindern. Es ist für beides immer zu spät.“ Worte, deren Wahrheit und Richtigkeit ich erst viel später erkannte.

Am 17. Januar 1935 fand die Freiburger Erstaufführung des Dramas „Vaterland“ statt. Ob Strauss unter den Besuchern war, weiß ich heute nicht mehr zu sagen; mein rudimentäres Erinnerungsvermögen läßt auch Aussagen über die Publikumsresonanz nicht mehr zu. Deutlich dagegen erinnere ich mich an eine hinter der Hand vorgebrachte Bemerkung meines damaligen Intendanten Albert Kehm: „Schön, daß es einen 30. Januar gibt; da-

durch können wir das Stück von Strauss einmal mehr geben.“ Die verlagsrechtlich vorgeschriebene Mindestzahl von 3 Aufführungen konnte auf 4 erhöht werden dank einer „Festvorstellung aus Anlaß der zweiten Wiederkehr des Tages der nationalen Erhebung“ am 30. Januar. Diese 4. Vorstellung verzeichnete gemäß einem Rapport des Verwaltungsdirektors den schwächsten Besuch. Zu einer fünften Begegnung mit Emil Strauss kam es im April oder Mai desselben Jahres. Ich war auf dem Weg zu meiner Wohnung im Herderner Jägerhäusleweg, als über die doppelarmige Treppe des Gasthauses „Zum Schwanen“ plötzlich Männer und Frauen aller Altersklassen herunter kamen — unter ihnen, unschwer auszumachen, der markante Kopf von Emil Strauss. Wir entdeckten uns fast gleichzeitig und gingen aufeinander zu. Nach kurzer Begrüßung konnte ich mir die Frage nicht verkneifen: „Sie waren bei einer Parteiversammlung?“ Er nickte nachdenklich, und der sonst so wortkarge Mann äußerte auf einmal Gedanken, die sich offenbar bei ihm angestaut hatten: „Wenn man das alles so hört, was da gesagt wird, wird man immer wieder verunsichert. Man möchte gerne so vieles glauben — und genau so vieles weckt Skepsis. Der Glaube an Hitler scheint grenzenlos zu sein, aber Hitler ist doch auch nur ein Mensch, dazu noch ein sehr einfacher. Er hat ein sogenanntes ‚Programm‘, dem nicht nur er, sondern auch alle anderen vertrauen. Aber ein solches Programm kann auch die Bereitschaft zum Nachdenken einschränken. Und dann wird da immer wieder der Begriff der Macht ins Spiel gebracht — aber Macht, was ist das eigentlich? Wo viel Macht ist, besteht die Gefahr ihres Mißbrauchs. Wie gesagt: Man möchte gerne so vieles glauben — aber genau so vieles, ich muß das noch einmal sagen, weckt Skepsis. Gott gebe, daß sie unbegründet ist.“ Er gab mir wortlos die Hand und ging davon. Zwanzig Jahre lang sollten wir uns nicht wieder begegnen.

In Norbert Thamms ganz vorzüglicher

Strauss-Studie, die hier bereits erwähnt worden ist, werden die „Vaterland“-Inszenierungen in Karlsruhe und Freiburg zitiert. Nach ihrer Lektüre schien es mir richtig, den Autor davon in Kenntnis zu setzen, daß sich auch das kleine Stadttheater Pforzheim Straußens Drama angenommen hatte. Mein um einige interessante Begebenheiten erweiterter Telefonbericht veranlaßte daraufhin Norbert Thamm, mich zur Schilderung dieser Begebenheiten zu ermuntern — im Sinne einer Ergänzung seines Artikels. Nur als Ergänzung muß der Leser deshalb das, was hier zu Papier gebracht ist, verstehen.

Die Spielplangestaltung am Stadttheater Pforzheim, wo ich nunmehr als Dramaturg und Regisseur wirkte, war stets ein ziemliches Problem. Eine feste, treue Besucherschaft verlangte überwiegend dramatische Unterhaltung, der Reichsdramaturg, die Gauleitung und die örtlichen NS-Kulturhoheiten verlangten „staatspolitisch bedeutsame und richtungweisende Bühnenliteratur“. Emil Strauss, mit dem ich gelegentlich Weihnachts- und Neujahrsgrüße ausgetauscht hatte, wurde am 31. Januar 1941 75 Jahre alt. Ich schlug deshalb vor, „Vaterland“ in den Spielplan aufzunehmen, ein Stück, das — die triviale Formulierung sei gestattet — zwei Fliegen mit einer Klappe schlug: Es war ein schönes Geburtstagsgeschenk der Vaterstadt für ihren großen Sohn, das zugleich dem befohlenen Zeitgeist Tribut zollte. Von diesem Zeitgeist hatte Strauss, als er das Stück schrieb (1922), mit Sicherheit keine Ahnung. Mein Spielplan-Einfall schlug wie ein Bumerang auf mich zurück: Ich hatte gehofft, der Intendant würde sich der Inszenierung annehmen. Die Hoffnung trog. „Sie haben den Vorschlag gemacht“, meinte er, „nun realisieren Sie ihn auch!“

Was ich dann realisierte, war sicher keine Meisterleistung. Meine Inszenierung, an die ich mich heute kaum mehr erinnere, war wohl kaum mehr als ein Arrangement. Im Gegensatz zu seinem Freiburger Kollegen ka-

men die wesentlichen Textstellen des Stücks der Denkweise des Pforzheimer Hauptdarstellers uneingeschränkt entgegen. Mit einer Überzeugungskraft ohnegleichen konnte er postulieren: „Friede ist nicht möglich! Betrug ist möglich, Verrat ist möglich, Feigheit, Erniedrigung, Niedertracht, Sklaverei ist möglich! — und — Kampf dagegen ist möglich! Kampf, solange wir eine Faser Ehre und Pflicht im Herzen und einen Schimmer von Einsicht im Hirn haben! Wir haben das Bild unserer Heimat mit aller Kraft der Seele so hoch und weit und schön gestaltet, daß jeder Wohlgeratene danach verlangen muß — und dafür sterben kann!“

Wenn ich mich recht erinnere, waren die Pforzheimer „Vaterland“-Aufführungen ein Erfolg. Ein Erfolg sicher dank der damals verordneten „Kunstaberachtung“ und nicht der einer offenen und ehrlichen Kritik. Nicht ohne innere Genugtuung schickte ich Strauss jedenfalls die wenigen, aber durchweg positiven Besprechungen.

Im Februar 1943 — die Stalingrad-Tragödie hatte bereits ihr Ende gefunden — saß ich in meinem kleinen Büro, als, einigermaßen erregt, plötzlich Intendant Otto vor mir stand: „Da, das müssen Sie lesen. Der Herr Reichsstatthalter Wagner wünscht, daß wir „Vaterland“ von Emil Strauss als Gastspiel des Staatstheaters Karlsruhe in unseren Spielplan aufnehmen. Ein Quatsch! Würden Sie eine entsprechende Antwort formulieren? An den Herrn Gaukulturwart. Ich unterschreibe dann.“

Sehr deutlich erinnere ich mich an das, was ich dem Herrn Gaukulturwart geschrieben habe: Daß wir für den Wunsch des Herrn Reichsstatthalters zwar Verständnis hätten, ihm aber nicht entsprechen könnten; denn wir hätten das Stück eben erst im Spielplan gehabt und — zweitens — hätten wir die Absicht, es in angemessener Frist wieder zu bringen; drittens: eine Übertragung der für eine große Bühne wie Karlsruhe konzipierten Dekorationen auf die Pforzheimer Szene

schiene uns kaum möglich. Unsere Bedenken resultierten also zusätzlich noch aus rein künstlerischen Erwägungen.

„Prima, prima“, sagte der Herr Intendant, als er meinen Brief gelesen und unterschrieben hatte.

Zwei Tage später klingelte mein Telefon: „Hier spricht Gaukulturwart St! Sie haben mir einen Brief geschrieben —!“

„Intendant Otto, nicht ich.“

„Er hat ihn unterschrieben! Aber geschrieben haben Sie ihn! Es ist Ihre Diktion! — Sie wissen anscheinend nicht, daß der Wunsch des Gauleiters einem Befehl entspricht —?“

„Nein, das habe ich nicht gewußt. Sie hätten schreiben müssen: Der Herr Gauleiter befiehlt . . .“

„Wenn Sie nicht wissen — es noch nicht wissen — daß der Wunsch des Gauleiters einem Befehl gleichkommt, dann werden Sie das jetzt lernen: Auf dem Kasernenhof beziehungsweise an der Front! Heil Hitler!“

Zwei Stunden später wieder das Telefon: „Standortkommandantur — Major Steinell! Mensch, Grüb, was haben Sie denn angestellt —?“

„Keine Ahnung. Nicht, daß ich wüßte —“

„Ich kann Sie leider nicht länger halten. Der Gestellungsbefehl ist bereits auf dem Weg in Ihre Wohnung!“

Anderntags um 7 Uhr erfuhr ich in einer Schule, daß es als erstes gelte, den inneren Schweinehund abzutöten; und wieder ein paar Stunden später tauschte ich die Garderobe des Zivilisten gegen das graue Ehrenkleid des Soldaten. Ehrendienst am deutschen Volk konnte einem — exempla docent — durchaus als Strafe auferlegt werden.

Gaukulturwart St. soll nach dem Krieg die Funktion eines Rektors an einer Heidelberger Schule ausgeübt haben. Hoffentlich, dachte ich, lehrt er dort nicht auch noch Semantik. Es war wohl im Frühjahr 1945, als ich von Herdern der Stadtmitte Freiburgs zustrebte, um noch einmal das Theater zu sehen, das zerstört war, die Uni, den Bursengang und

den Münsterplatz. An der unteren Herrenstraße stand ich vor einem kleinen Bombentrichter, der den Durchgang erschwerte, auf der anderen Seite eine Gestalt, die ihrerseits eine passierbare Stelle suchte. Ich traute meinen Augen nicht: dort stand Emil Strauss. Er schien mich erkannt zu haben, denn er winkte mir. Ich balancierte zu ihm hinüber. Da stand er wieder vor mir — wie zwanzig Jahre zuvor, unverändert. Gewiß, ein paar Runen mehr zierten sein schönes, sein noch immer schönes Gesicht, seine Augen hatten noch immer den kühl-forschenden und zugleich fragenden Ausdruck. Ein Großvaterkäppi unterstrich sein patriarchalisches Aussehen; ein etwas abgetragener Anzug tat seiner selbstverständlichen Würde keinen Abbruch. Meine erste Frage nach seinem Befinden beantwortete er mit einer Geste: „Da. In diesem Zeitungspapier ist ein halber Laib Brot. Den darf ich mir jede Woche bei diesem Bäcker hier abholen. Er ist einer der besten, der noch wenigen Freunde, die ich zur Zeit habe. — Und wie haben Sie die Katastrophe überlebt?“ „Frau verloren, Wohnung zerbombt, aber —“ „In Pforzheim?“ „In Pforzheim.“

„Ach, wissen Sie — dieser Krieg hatte ja auch sein Gutes. Zahlreiche Freunde — Freunde? — sind von einem abgefallen, dafür hat man ein paar neue, sehr gute, gefunden.“ Mit einer kleinen Handbewegung wies er auf den geschlossenen Bäckerladen, in dem es nichts zu kaufen gab. „Dieser Krieg hatte die Funktion einer ungeheuren Katharsis — ob vermeidlich oder unvermeidlich, das wage ich nicht zu entscheiden. Alles, was noch kommt, werden wir ebenso ertragen müssen wie das, was wir schon ertragen haben.“

Ich stützte ihn, als er den Trichterrand entlang ging, auf der anderen Seite gab er mit die Hand: „Ich wünsche Ihnen Glück für die Zukunft.“

„Das wünsche ich auch Ihnen, Herr Doktor Strauss!“

„Sagen Sie nur Strauss — der Doktor ist mir verliehen worden.“

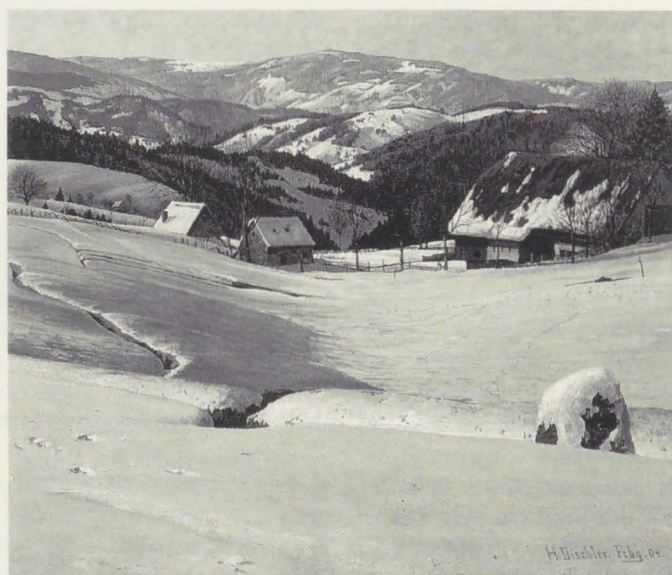
Hatte er dabei spöttisch gelächelt? Ich konnte es nicht mit Sicherheit sagen. Ich bewunderte ihn nur einmal mehr — im Hinblick auf das, was er gesagt hatte und wie er nun dahinschritt, gerade und aufrecht und selbstsicher. Ich bewunderte ihn; denn war er nicht schon fast 80 Jahre alt?

Verschneiter Schwarzwald (IV)

Hermann Dischler (1866–1935) — Maler und Photograph



„Winterabend im Schwarzwald“, 1902



„Mathislehof Hinterzarten“, 1919

Gotthilde Güterbock zum Gedächtnis

Peter Assion, Freiburg i. Br.

Am 8. Mai 1992 verstarb in Friedelsheim/Pfalz die Volkskundlerin Gotthilde Güterbock im Alter von 85 Jahren. Ihr Tod bedeutet für den Odenwald einen herben Verlust. Denn das bevorzugte Forschungsfeld G. Güterbocks war die Landschaft zwischen Neckar und Main gewesen, und hier vor allem der östliche Odenwald mit den Dörfern der Mudauer Zent und den Städten Buchen, Walldürn und Amorbach. In über 90 Buch- und Zeitschriftenbeiträgen hat Gotthilde Güterbock niedergelegt, was sie zur Kultur und Geschichte des Odenwaldes erforschte und was einer intimen Vertrautheit mit der Landschaft und ihren Menschen entsprang: grundlegende Beiträge von bleibendem Wert. Ihren letzten Aufsatz veröffentlichte sie 1988 in der Zeitschrift „Der Odenwald“, die der Breuberg-Bund mit Sitz in Neustadt im hessischen Odenwald herausgibt. Danach war es ihr nicht mehr möglich, zur Feder zu greifen. Aber bis zuletzt blieb sie an der Heimatforschung interessiert und war den Jüngeren, die ihre Interessen teilten, eine geschätzte Autorität und Helferin mit Rat und Tat.

Zwar nicht der Abstammung nach, aber durch den Geburtsort und die Prägungen von Kindheit und Jugend war Gotthilde Güterbock auch selbst eine Odenwälderin. Geboren wurde sie am 27. November 1906 in Amorbach, als Tochter des Fürstlich Leiningerischen Verwaltungsdirektors und späteren Präsidenten der Fürstlichen Dominalverwaltung Dr. Albert Schreiber. Ihr Elternhaus war damals ein weithin bekannter Mittelpunkt wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen. Namhafte Germanisten, Historiker und Maler (u. a. auch Hans Thoma) verkehrten hier: angezogen von der Persönlichkeit Albert

Schreibers, eines Polyhistorer alter Schule, der sich besonders als Wolfram-von-Eschenbach-Forscher einen Namen machte. Ausgehend von Entdeckungen auf der Wildenburg bei Amorbach erarbeitete Schreiber u. a. „Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach“ (gedruckt 1922). In diesem anregenden und vieldiskutierten Buch wurden erstmals die Beziehungen Wolframs zur Burg Wildenburg und zu den Herren von Dürn nachgewiesen: Feststellungen, die Gotthilde Güterbock später durch eigene Forschungen noch erhärten konnte.

Durch den Vater wurde Gotthilde Güterbock profund in die Kunst- und Literaturgeschichte, in die Geschichtswissenschaft und Volkskunde eingeführt. Von 1917 bis 1923 besuchte sie die Höhere Mädchenschule in Amorbach, und bei Paul Schätzlein, dem Organisten der Amorbacher Abteikirche, erhielt sie eine gediegene musikalische Ausbildung. Vor allem aber wurde schon in den Amorbacher Jahren ein lebhaftes Interesse für das alltägliche Geschehen und für Land und Leute des Odenwaldes wach. Ferien- und Wochenendaufenthalte im elterlichen Sommerhaus in Breitenbach bei Kirchzell und in der Forstmeisterei Schlossau bei Oberforstmeister Karl Arnoldi vertieften die Vertrautheit mit der Landschaft und weckten eine Zuneigung gerade auch zu den einfachen Menschen — für eine gutbürgerliche „höhere Tochter“ damals sicher keine Selbstverständlichkeit. Und es begannen erste volkskundliche Nachforschungen, indem sich Gotthilde Güterbock Fragen stellte, indem sie gezielter beobachtete und mit den Odenwäldern ihrer Umgebung ins intensive Gespräch eintrat.

Nachdem Albert Schreiber in den Ruhestand getreten und die Familie 1926 nach Braunschweig übergesiedelt war, weiteten sich dort Gotthilde Güterbocks Interessen auf die allgemeine Volkskunde sowie auf die Ur- und Frühgeschichte aus. In Braunschweig lernte sie auch ihren Lebensgefährten kennen: Dr. Ing. Hermann Güterbock. Aus beruflichen Gründen ließ sich das Ehepaar 1934 in Ludwigshafen nieder. Der Odenwald rückte dadurch wieder näher, und Gotthilde Güterbock konnte — unterstützt von ihrem Mann als vorzüglichem Fotografen — die Odenwald-Forschung, die durch ihr publizistisches Werk dokumentiert ist, beginnen. Ungezählte Fahrten und Wanderungen führten in den folgenden Jahren in die frühere Heimat zurück. Und was Gotthilde Güterbock hier an landschaftstypischem Kulturgut begegnete, wurde im Bild und in Aufzeichnungen festgehalten. Der Krieg unterbrach zwar diese Schaffensperiode. Aber danach wurden die Fahrten und Studien umso intensiver und dankbarer — dankbar für den Erhalt der Odenwald-Heimat nach sovielen Kriegsverlusten — wieder aufgenommen, und Jahre fro-

hen Schaffens folgten. Kontakte mit Gleichgesinnten stellten sich her: mit Stadtarchivar Karl Tschamber in Buchen und Museumsleiter Dr. Rudolf Schick in Walldürn, mit Forscherpersönlichkeiten wie Max Walter in Amorbach und Heiner Heimberger in Adelsheim, mit den Odenwälder Volkskundlern Hans von der Au und Friedrich Mössinger im hessischen Bereich, mit dem Breuberg-Bund und seinem Vorsitzenden Hans H. Weber. Aufsätze über Odenwälder Volkskunst und Brauchtum erschienen nun in regelmäßiger Folge in „Der Odenwald“ und anderen Zeitschriften, auch in der „Badischen Heimat“. Und eine reiche Vortrags-, Führungs- und Ausstellungstätigkeit kam hinzu: in Verbindung mit den Museen und Heimatvereinen des Odenwaldes, die — so auch die Heidelberger Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ — Gotthilde Güterbock immer wieder zur Vorstellung ihrer Sammel- und Studienergebnisse einluden. Zwischen Heidelberg und Buchen, Aschaffenburg und der Comburg wurde Gotthilde Güterbock dadurch als „die Volkskundlerin des Odenwaldes“ bekannt und geschätzt.

Als beispielhaft ist an Gotthilde Güterbocks Arbeit die umsichtige, oft mühsame Materialerhebung bei ausgedehnter Feldforschung hervorzuheben, ergänzt um das Studium der alten handschriftlichen Quellen in den Archiven. Durch beide Arbeitsprinzipien kam viel Neues ans Licht: Unbekanntes oder wenig Beachtetes aus dem lebendigen Odenwälder Volksleben, Vergessenes aus der Kunst- und Kulturgeschichte des Odenwaldbereichs. So dokumentierte Gotthilde Güterbock nicht nur das noch geübte Frühlingsbrauchtum im Odenwald. Sie erhob auch aus den Mudauer Kirchenrechnungen das volksfromme Brauchtum eines Odenwaldortes im 16. und 17. Jahrhundert und fügte die entsprechenden Quellenfunde zu fesselnden Kulturbildern zusammen. Mit besonderer Liebe wandte sich Gotthilde Güterbock den Flurdenkmälern ihres Forschungsfeldes zu: den Stein-



Gotthilde Güterbock

Foto: A. Dertinger

kreuzen, Bildstöcken und Grenzsteinen, die sie bei ihren Wanderungen noch an entlegener Stelle aufzuspüren mußte. Aber sie sparte auch sonst kaum ein volkskundliches Spezialgebiet aus, zeichnete Sagen und Redensarten auf und befaßte sich intensiv mit den Erzeugnissen alter Handwerkskunst, wobei sie — wiederum als vorzügliche Kennerin — bei der Keramik und dem bemalten Odenwälder Möbel Arbeitsschwerpunkte setzte. Davon zeugen die gediegenen wissenschaftlichen Abhandlungen, die sie ab 1972 in den Sammelbänden „Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften“ veröffentlichte: in Publikationen des Breuberg-Bundes, die es ihr ermöglichten, die Sammelergebnisse von Jahrzehnten zusammenzufassen und der Nachwelt zu überliefern. Einen Überblick über ihr gesamtes Schaffen bis 1976 bietet die Festschrift „Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes“, die ihr zum 70. Geburtstag der Breuberg-Bund widmete und die ihr Schriftenverzeichnis enthält.

Da die Volkskunde noch stets der genauen, im Regionalen und Lokalen erarbeiteten Kenntnis des Volkslebens bedurft hat, fanden Gotthilde Güterbocks Beiträge auch über den

Odenwald hinaus Beachtung und sind in weiterführenden Studien allgemeiner Art als Grundlagenforschung miteinbezogen worden. Das hat die Autorin aus wissenschaftlichen Gründen, aber auch für den Odenwald gefreut. Denn stets war es Gotthilde Güterbock auch ein Anliegen, für den Odenwald zu werben und diese wenig begünstigte und oft verkannte „arme“ Waldlandschaft mit dem Reichtum ihrer Kultur bekannt zu machen. Möchte ihr der Odenwald dies danken, indem er Gotthilde Güterbock ein treues Andenken bewahrt. Und möchte sich auch die Wissenschaft ihrer stets dankbar erinnern. Dazu gibt nicht nur das Werk der Volkskundlerin Anlaß, sondern auch ihr materielles Vermächtnis. Denn ihr Haus in Friedelsheim, in dem sie seit 1958 lebte und zuletzt ihren kranken Mann pflegte, ist testamentarisch der Deutschen Forschungsgemeinschaft vermacht worden, während die Güterbocksche Foto-Sammlung dem Breuberg-Bund übereignet und eine wertvolle Möbelsammlung dem Badischen Landesmuseum in Karlsruhe geschenkt wurde. Diese Stiftungen bezeugen ein letztes Mal die großzügige, menschenfreundliche Art, die Gotthilde Güterbock zu eigen war.

Ein jahrzehntealter Traum ging in Erfüllung

Vor 100 Jahren wurde die Nebenbahn Schiltach—Schramberg eröffnet

Kurt Klein, Hausach

Unter dem Datum vom 8. Oktober 1892 konnte man in der Tagespresse aus Schiltach folgendes lesen: „Zur Eröffnung der Bahnstrecke Schiltach—Schramberg hat die Stadt heute Flaggenschmuck angelegt. Vor der Brücke ist ein großer Triumphbogen aufgestellt, auch der Tunnelleingang schön geschmückt. Gegen 10 Uhr traf der Festzug von Schramberg hier ein, um die Festgäste aus Württemberg und Baden in Empfang zu nehmen . . .“

Noch mehr Festgäste brachte der „Stuttgarter Zug“ auf der vor sechs Jahren zuvor eröffneten Bahnlinie Hausach-Freudenstadt in das jubelnde Flößer- und Gerberstädtchen. Dort hatte sich bereits die Prominenz aus Karlsruhe, von Wolfach herkommend, eingefunden. Nachdem im prächtig geschmückten Maschinenhaus ein von der badischen Regierung gestiftetes Frühstück eingenommen war, setzte sich der eigentliche Festzug über die neue Kinzigbrücke und durch den kurz zuvor fertiggestellten Kirchbergtunnel in Richtung Schramberg in Bewegung. In Lehengericht begrüßte der Bürgermeister Bühler die mitfahrenden Herren Minister, während man auf einem großen Plakat lesen konnte: „Der hintere Teil von Lehengericht lacht heute mit dem ganzen Gesicht, daß es 'ne Haltestelle hat gekriegt“. Immer wieder habe ich gehört, jene Aufschrift hätte gelauret: „Es grüßet dich, o Friedrich, der hintere Teil vom Lehengericht“. Hier muß also doch ein Irrtum vorliegen, denn Seine Königliche Majestät der Großherzog von Baden weilte an diesem markanten Tag nicht im Kinzigtal, sonst hätte die Presse dies an hervorragender Stelle vermerkt. Mit großem Jubel wurde das schraubende Dampfkoloß mit seinen Fahrgästen in der aufstrebenden Industriestadt Schramberg empfangen. Hier wurde die eigentliche Bahneröffnung gebührend in der „überaus reich geschmückten Stadt“ mit einem Festessen für 200 Ehrengäste im „Lamm“, mit einem „Imbis“ in der Villa des einlandenden Kommerzienrats Junghans bei Pilsbier und „dem glänzenden Schauspiel der Beleuchtung der Schloßruine Schramberg“ gefeiert. Jetzt ging doch für sie ein genau 30 Jahre andauernder Wunscht Traum endlich in Erfüllung: der Anschluß über die Schiene an die große, weite Welt als Voraussetzung eines wirtschaftlichen Aufschwungs für die Stadt und deren Umgebung. Bereits 1862 — der Bau der Schwarzwaldbahn stand noch in der Planung — setzten sich die Schramberger für die Linienführung Offenburg — Hausach — Schiltach — Schramberg — Villingen ein. Eine Denkschrift des Rottweiler Eisenbahnkomitees (1864) konnte die Karlsruher nicht für die „Schramberger Linie“ umstimmen. Dort hatte man sich fest für die „Sommerau-

linie“ entschieden, obwohl dieser Bau teurer war und weitaus mehr technische Schwierigkeiten mitbrachte. Sie wies aber den einzigen Vorteil auf: sie führte nicht über das württembergische Ausland! Im Jahr, da die Teilstrecke der Schwarzwaldbahn Offenburg—Hausach (1866) fertiggestellt wurde, versuchte das Wolfacher Eisenbahnkomitee mit einer weiteren Denkschrift die Entscheidung der Residenzler zugunsten des oberen Kinzigtales zu ändern. Vergebens, 1873 wurde die eigentliche Schwarzwaldbahn Hausach—Villingen eröffnet! Doch die oberen Kinzigtäler mit den Schrambergern ließen nicht locker! Ihr zäher Wille wurde — wenn auch spät — doch noch honoriert, denn die sogenannte „Schwarzwald-Querbahn“, als Zukunftsvision als Verbindung von Freiburg—Elztal—Hausach—Freudenstadt—Stuttgart gesehen, wurde Wirklichkeit. So drängte der Schienenstrang 1878 von Hausach noch Wolfach, dann nach Schiltach (1882) und 1886 endgültig bis Freudenstadt. Als nun das Augenmerk verstärkt auf die Verbindung Schiltach—Schramberg gelegt wurde, zeigten sich die Schwaben in Stuttgart für dieses „Schmerzenskind der württembergischen Eisenbahnverwaltung“ nicht besonders erfreut. Auch die Badener taten sich etwas schwer, wenn auch ein Großteil der Zweigbahn über badischen Boden gelegt werden würde. Obwohl im baden-württembergischen Staatsvertrag vom 29. 12. 1873 bereits der Bau der Bahnlinie Schiltach—Alpirsbach—Freudenstadt und im Artikel 28 ausdrücklich die Strecke Schiltach—Schramberg vorgesehen war, wurde erst mit dem Gesetz vom 24. 5. 1887 endgültig grünes Licht für die Ausführung einer „lokalen Zweigbahn von Schiltach nach Schramberg“ gegeben. Die Gesamtlänge betrug bei einer Steigung von 91 Metern insgesamt 8860 m. Davon führten 6914 m über badisches und nur 1946 m über württembergisches Hoheitsgebiet. Mit dem Beginn der Grundstückverhandlungen wurde im November 1890 der eigentliche Streckenbau begonnen. Der Personen- und Güterverkehr wuchs stetig heran bis ihm etwa ab 1930 ein großer Konkurrent erwuchs: das Auto. Vor Jahren wurde deshalb zunächst die Personen- und dann die Güterbeförderung eingestellt. Der Wunsch, der Traum, die Strecke wenigstens als „Museumsbahn“ zu erhalten, löste sich durch den Schienenabbau bis zum 100. Geburtstag auf. Damit wurde das Gesichtsbuch über die Eisenbahn durch das romantische Schiltachtal endgültig zugeschlagen und der Jubiläumsartikel zu einem Bericht in memoriam . . . Aus der Sicht der längst verstorbenen Flößer könnte man aber sagen: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst einmal hinein!

Hundert Milliarden für einen Dichter

Badisches Inflationsnotgeld nach dem Ersten Weltkrieg

Bernd Boll, Freiburg

Inflation, die Erbschaft des 1. Weltkriegs

Am 31. Oktober 1923 rief der Teninger Bürgermeister Gustav Sick beim badischen Innenministerium in Karlsruhe an und bat dringend um die Genehmigung zum Druck von Notgeld. Der Minister gab der Gemeinde postwendend grünes Licht für das Vorhaben.¹⁾ So wechselten in den Geschäften bald druckfrische Scheine mit den Konterfeis von Johann Peter Hebel, Friedrich Schiller und Johann Wolfgang Goethe den Besitzer.²⁾ Wie in Teningen gingen zu dieser Zeit überall in Baden und im gesamten Deutschen Reich tausende von ebenso unterschiedlichen wie kurzlebigen Banknotensorten von Hand zu Hand. Das Emissionsmonopol der Reichsbank war außer Kraft gesetzt.

Lebenshaltungskosten einer fünfköpfigen Familie, Februar 1920 bis August 1922 (in Papiermark)⁶⁾

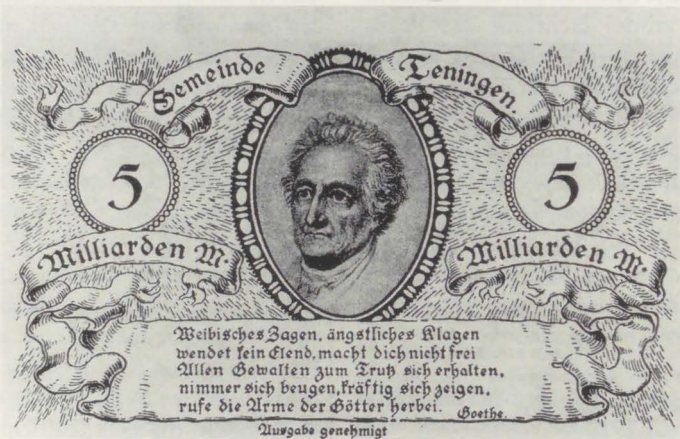
	Februar	Juni	Oktober
1920	498	851	757
1921	927	843	1 189
1922	1 856	3 506	19 465

Nach dem Ende des 1. Weltkriegs hatte die Reichsmark drei Viertel ihrer Kaufkraft von 1914 eingebüßt. Die Gold- und Devisenbestände der Weimarer Republik reichten nicht aus, um die durch die gesunkene Industrieproduktion notwendig gewordenen Rohstoff- und Lebensmittelimporte zu bezahlen. Große

Mengen der Papiermark, die die Goldmark als Zahlungsmittel abgelöst hatte, drängten deshalb auf die ausländischen Märkte und verloren durch ihr Überangebot ständig weiter an Wert.³⁾ Die Reparationsforderungen der Alliierten bezahlte die Reichsregierung mit Devisen, die sie sich auf den internationalen Finanzbörsen ebenfalls mit der billigen Papiermark laufend beschaffte. Und schließlich diskontierte das Reich fortwährend seine Wechsel, um seinen Zahlungsverpflichtungen nachkommen zu können: „Je mehr Schatzwechsel des Reichs in die Kassen der Reichsbank flossen, um so mehr Banknoten mußten gedruckt werden. So wurde schließlich die immer lustig weiterarbeitende Presse der Notdruckerei die maßgebende Quelle, von der das Deutsche Reich lebte.“⁴⁾

Die Folge dieser halsbrecherischen Finanzpolitik der jungen Republik war eine beispiellose Inflation, die sich deutlich am Verfall des Werts der Papiermark gegenüber der Goldmark ablesen ließ. „Der durchschnittliche Wert der deutschen offiziellen Papiermark war im Jahr 1919 ungefähr ein Viertel der Goldmark, der Jahresdurchschnitt für 1920 war ein Dreizehntel, für 1921 ein Zweiundzwanzigstel. Im Januar 1922 war die Papiermark ungefähr ein Fünfzigstel der Goldmark wert, populär ausgedrückt, die Mark war gleich zwei Pfennig. Im Oktober desselben Jahres war der Wert der Papiermark nur noch wenig über ein Tausendstel Goldmark, am 11. Januar stand die Papiermark gleich vier Zehntausendstel Goldmark.“⁵⁾

Hauptbetroffene der Geldentwertung waren die Bezieher der kleinen Einkommen, die mit



dem immer wertloser werdenden Geld kaum noch ihren Lebensunterhalt fristen konnten. Der beschleunigende Kaufkraftverfall der Mark zeigt sich besonders drastisch bei den Lebenshaltungskosten, die zwischen Februar 1920 und Oktober 1922 auf das Vierzigfache anstiegen.

Privates und kommunales Notgeld als Ersatzwahrung

Die galoppierende Inflation, die Einkommen und Preise in nie gekannte Höhen trieb, verursachte bald einen empfindlichen Mangel an Zahlungsmitteln, da die umlaufenden Banknoten nicht mehr ausreichten, um die Warenzirkulation zu gewährleisten. Der Ausstoß der Notenpresse der Reichsbank war völlig unzureichend, so daß Gemeinden, Verbände und Privatunternehmen ihr eigenes Notgeld herzustellen und in Umlauf zu bringen begannen.

Notgeld hatte seit einigen Jahren Tradition in Deutschland. Bargeldhortung, Hamsterkäufe und die Abhebung von Spareinlagen hatten bald nach Kriegsbeginn 1914 Zahlungsmittel, vor allem Münzen, zur Mangelware werden lassen, so daß schließlich die Reichsbank den Anstoß dazu gab, daß Städte ihr eigenes Geld prägen oder drucken ließen. Nach dem Krieg wurde dieses Notgeld zwar wieder aus dem Verkehr gezogen, vielfach aber nicht, wie etwa in Preußen, vernichtet. Einige Landesregierungen wie die badische horteten es in ihren Tresoren, da sie neuerlichen Geldmangel im Gefolge von politischen Unruhen, Streiks und Besetzung durch die Armeen der ehemaligen Kriegsgegner erwarteten.⁷⁾ Vereinzelt wurde angesichts der vielerorts instabilen politischen Verhältnisse auch weiterhin Notgeld ausgegeben, bis die Reichsregierung am 17. Juli 1922 das Gesetz über die Ausgabe und Einlösung von Notgeld erließ, das mit dieser Praxis endgültig aufräumen sollte.⁸⁾

Dieses Gesetz schrieb vor, alle umlaufenden Notgeldsorten, seien es Marken, Münzen,

Scheine oder andere Urkunden, innerhalb von drei Monaten zum Nennbetrag einzulösen; danach verfielen die Werte, und der Aussteller war zur Einlösung nicht mehr verpflichtet. Des weiteren untersagte es jede weitere Emission von Notgeld. Die Herstellung wurde mit einer Geldstrafe in Höhe des Nennbetrags, mindestens aber 100 000 Mark, die Ausgabe mit einer Geldstrafe in Höhe des Nennbetrags oder mindestens 10 000 Mark geahndet. Für bis zum 4. Juli 1922 ausgegebenes Notgeld gewährte das Gesetz rückwirkend Straffreiheit, bereits verhängte Strafen wurden nicht mehr vollstreckt, anhängige Verfahren eingestellt und neue nicht mehr eingeleitet. Sofern auf Einziehung des ungesetzlich ausgegebenen Notgeldes erkannt worden war, hatte es damit sein Bewenden.

Allerdings sah Paragraph 3 des Gesetzes eine Ausnahme vom Emissionsverbot für Notgeld vor, falls zwischen dem Reichsfinanzminister und den obersten Behörden der einzelnen Länder darüber eine einvernehmliche Regelung gefunden wurde.⁹⁾ Damit hatte man ein Zugeständnis an den aktuellen Zustand der Mark gemacht, der sich im Sommer 1922 dramatisch zu verschlimmern begann. Schon am 18. September 1922 bestätigte deshalb ein Notgelderla, daß der Finanzminister weiterhin die Herstellung und Verwendung von Bedarfsnotgeld genehmigen würde.¹⁰⁾

In den folgenden Monaten nahm die Geldentwertung dann einen dermaßen rasanten Verlauf, daß Reichs- und Landerfinanzminister sich immer häufiger gezwungen sahen, Ausnahmen nach Paragraph 3 des Gesetzes vom 17. Juli 1922 zuzulassen. Die Lebenshaltungskosten galoppierten immer unaufhaltsamer davon. Sie betrug, wieder für eine fünfköpfige Familie, 62 287 Mark im Dezember 1922, 111 607 Mark im Januar 1923, und waren bis Juni auf 632 032 Mark angestiegen. Im Juli 1923 hatten sie bereits die Millionengrenze um das Dreifache über-

schritten, lagen im Oktober noch bei 312,519 Milliarden und im November schließlich bei unvorstellbaren 50,685 Billionen.¹¹⁾

Entsprechend stieg der Bedarf an Zahlungsmitteln. Im Sommer 1923 sah sich die Reichsbahndirektion Karlsruhe gezwungen, 400 Milliarden Mark Notgeld in Scheinen zu einer und zwei Millionen Mark auszugeben, die von den Behörden an Zahlungsstatt angenommen werden mußten.¹²⁾ Nicht nur Reichsbehörden, auch die Kommunen und selbst Privatfirmen brachten nun zur Aufrechterhaltung ihrer Geschäfte eigenes Notgeld in Umlauf. Mit Genehmigung des Reichsfinanzministers stellten Baden-Baden, Freiburg, Hornberg, Konstanz, Lörrach, Pforzheim, Rastatt, Weinheim, Furtwangen, Heidelberg, Kleinlaufenburg, Radolfzell, Waldshut, Singen, Kehl, Zell im Wiesental, Offenburg, Säckingen, Mannheim, Karlsruhe und Schopfheim ihr eigenes Notgeld her, während Gaggenau, Gernsbach und Forbach gemeinsame Geldscheine druckten.¹³⁾ Weitere Gemeinden folgten bald. Notgeld gaben schließlich auch die Handelskammern für die Kreise Karlsruhe und Baden, die Handelskammer Mannheim und die Stadt Heidelberg heraus,¹⁴⁾ kurz darauf auch die oberbadischen Handelskammern Freiburg, Konstanz, Lahr, Schopfheim und Villingen.¹⁵⁾

Das Bezirksamt wies die Gemeindekassen an, sämtliche dieser Geldscheine in Zahlung zu nehmen.¹⁶⁾ Angenommen wurden sie auch von allen Steuer- und Zollkassen im Bezirk des Landesfinanzamts Karlsruhe und von allen Bahnhofs- und Schalterkassen im Bereich der Reichsbahndirektion Karlsruhe, ebenso von allen badischen Staatskassen, so daß sie eingeschränkte überregionale Gültigkeit besaßen. Die aufgedruckte Laufzeit der 1923 ausgegebenen Scheine betrug zwei Monate, wurde aber generell bis zum 15. Dezember 1923 verlängert.¹⁷⁾

Die Bedeutung des Notgeldes während der Inflation läßt sich an der Tatsache ablesen, daß Ende 1923 Notgeldscheine im Wert von

988 Millionen Goldmark umliefen, Reichsbanknoten dagegen nur für 155 Millionen Goldmark.¹⁸⁾ Für das Jahr 1922 waren reichsweit noch 664 Ausgabestellen gezählt worden, 1923 hatte sich ihre Zahl auf 5848 erhöht, nicht eingerechnet all diejenigen, die keine Spuren hinterlassen haben.¹⁹⁾

Das unüberschaubare Nebeneinander lokaler Zahlungsmittel brachte bald neue Probleme mit sich, die eine Neuregelung erforderlich machten. Eine Verordnung der Reichsregierung vom 26. Oktober 1923 präzierte den Paragraph 3 des Gesetzes vom 17. Juli 1922. Der Nennbetrag des Notgeldes mußte in Goldmark ausgedrückt sein und durfte den Wert von 4,20, in Ausnahmefällen auch 8,40 Mark pro Schein, nicht übersteigen.²⁰⁾ Darüber hinaus mußte auf dem Schein eindeutig vermerkt sein, daß — und an welcher Stelle — sein Inhaber ihn innerhalb eines Monats nach Aufruf in Schatzanweisungen der wertbeständigen Anleihe des Deutschen Reichs oder einen gleichwertigen Barbetrag umtauschen konnte. Bis spätestens 15. Dezember 1923 war der Schein aufzurufen, das heißt gegen Umtausch aus dem Verkehr zu ziehen. Ausgegebenes Notgeld mußte durch Hinterlegung von Schatzanweisungen der wertbeständigen Anleihe bei einer Reichsbankanstalt in Höhe des Nennbetrags gedeckt sein. Geregelt wurde auch die Gestaltung der Scheine: „Der Notgeldschein muß die Bezeichnung ‚Notgeldschein‘ und den Vermerk ‚Ausgegeben mit Genehmigung des Reichsministers der Finanzen‘ tragen. Er muß die Erklärung enthalten, daß er durch Hinterlegung von wertbeständiger Anleihe des Deutschen Reichs gedeckt ist.“ Verschärft wurden gleichzeitig die Strafen für die Ausgabe von Notgeld ohne Genehmigung des Reichsfinanzministers: es konnten nun Ordnungsstrafen in Höhe bis zum doppelten Betrag des Wertes in Gold verhängt werden. Die Gerichte und Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft waren zur Rechtshilfe verpflichtet.²¹⁾

Klassiker auf Aluminiumfolie — Das Teninger Notgeld

Kurzfristiger Geldmangel zwang die Teninger Aluminium GmbH erstmals im Herbst 1922, Notgeldscheine drucken zu lassen. Am 12. Oktober brachte sie einfach gestaltete Gutscheine im Wert von 500,— und 1000,— Mark heraus, die nur mit eigenhändiger Unterschrift eines Firmenbeauftragten gültig waren. Offenbar waren diese Scheine zur vorübergehenden Auszahlung der Löhne gedacht, denn die Frist zur Einlösung — bei der Süddeutschen Diskonto-Gesellschaft in Emmendingen — lief mit dem 10. November ab.²²⁾ Am 20. August 1923 gab das Breisgau-Walzwerk, wie sich die Firma inzwischen nannte, erneut eigenes Geld aus, Scheine zu 100 00, 500 000, 1 Million und 5 Millionen Mark,²³⁾ die mangels gesetzlicher Zahlungsmittel zur Auszahlung der Löhne und Gehälter dienten.²⁴⁾ Anders als im Herbst zuvor bemühte sich der Betrieb, diesen Gutscheinen das Aussehen richtiger Banknoten zu geben. Die Klischees lieferte die Firma Schuler in Freiburg, gedruckt wurde auf den firmeneigenen Buchdruckmaschinen.²⁵⁾ Es waren aber weniger die hellgrün, hellblau und rosa hinterlegten Firmengeldscheine aus Papier, die Aufsehen erregten, sondern die parallele Serie, deren Trägermaterial aus Aluminiumfolie bestand. Aluminiumfolie war damals das Hauptprodukt des Betriebs, sie wurde in einer Stärke von 0,008 bis 0,0085 Millimetern hergestellt und diente hauptsächlich als Verpackungsmaterial für Schokolade und ähnliche Produkte.²⁶⁾

Ungewöhnliche Materialien wie Pergament, Leder, Gelatineblättchen, Linoleum, Textilien wie Leinen, Samt, Seide, Jute, bisweilen selbst Glas, Ton, Meißener Porzellan oder galvanische Kohle waren als Träger für Notgeld nicht selten;²⁷⁾ Aluminiumfolie ist allerdings nur vom Thüringischen Lautawerk und vom Walzwerk in Teningen bekannt.²⁸⁾ Die Aluminiumscheine — nach dem Firmen-

inhaber wurden sie als Tscheulingeld bezeichnet — tauchten gleich in mehreren Varianten auf. Beim 100 000-Markschein war der Hintergrund rotviolett, der Textdruck auf der Vorderseite ein dunkleres rotviolett oder blauviolett und auf der Rückseite blau. Die 500 000-Mark-Note bestand aus goldfarbener Folie und trug auf der Vorder- und Rückseite einen blauen Textdruck, während der 1-Millionen-Schein, ebenfalls aus goldfarbene Folie, auf der Vorderseite zinnoberrot und auf der Rückseite blau bedruckt war.²⁹⁾

Außer an der Firmenkasse konnten diese Scheine nur an der Kasse der Süddeutschen Diskontogesellschaft AG in Emmendingen eingelöst werden. Jede Note trug auf der Vorderseite in einem Rahmen die Aufschrift: „Dieser Gutschein verliert seine Gültigkeit am 30. November 1923. Die Firma Breisgau-Walzwerk G. m. b. H. Teningen (Baden) zahlt gegen diesen Gutschein dem Vorzeiger Fünfhunderttausend Mark 500000 Mark“ bzw. 100 000 und 5 000 000 Mark. Die Rückseite zeigte eine Strichgrafik mit dem Motiv eines Ritters, der mit aufgestellter Lanze am Waldrand zu Pferd sitzt und eine dahinter sich entfaltende Landschaft betrachtet, die am Horizont von einem Monument überragt wird. Um den Rahmen lief ein Vers: „Der Sieg gehört der Kraft und der Wahrheit/ Trachtet darnach sie zu erlangen/Die Hoffnung gibt uns neuen Mut/Darum Deutsche verzaget nicht.“ Ein Vermerk, daß die Ausgabe mit Genehmigung des Reichsfinanzministeriums erfolgt war, findet sich auf keinem der Scheine.

Das badische Innenministerium schob schließlich der wilden Ausgabe von Notgeld durch Privatfirmen einen Riegel vor. Künftig war die ausreichende Versorgung mit Papiergeld nun ausschließlich Sache der Kommunen. So kam es, daß sich am 31. Oktober der Teninger Bürgermeister in Karlsruhe den Druck und die Ausgabe von Notgeld im Gesamtbetrag von zehn Billionen Mark ge-

nehmigen ließ.³⁰⁾ Das Ministerium machte die Auflage, nur die dringend benötigte Menge an Notgeld herzustellen, es an Unternehmer nur gegen Reichsbankscheck abzugeben und den Gegenwert des ausgegebenen Notgeldes bei der Badischen Bank in Karlsruhe in Reichsmark zu hinterlegen. Außerdem war die Gemeinde verpflichtet, dem Innenministerium zweimal im Monat die Summe ihres umlaufenden Notgeldes zu melden und Nachweise über die Leistung der vorgeschriebenen Sicherheiten zu erbringen.³¹⁾

Die von der Gemeinde Teningen herausgegebenen Geldscheine mit den Werten 5, 10, 20 und 50 Milliarden Mark waren auf festes helles Papier gedruckt. Ein ovales Porträt von Goethe stand in einem Rahmen in der Mitte der Vorderseite, auf Girlanden oben rechts und links war die Ausgabestelle, Gemeinde Teningen, vermerkt. In jeweils einem runden Rahmen links und rechts vom Dichterporträt war der Wert in Zahlen angegeben, und in einem weiteren Banner in der unteren Hälfte, dessen Enden nach links und rechts flatterten, stand auf allen Werten der gleiche Vers: „Weibisches Zagen, ängstliches Klagen/Wendet kein Elend, macht dich nicht frei/Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,/nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,/rufe die Arme der Götter herbei.“

Der Aufdruck „Ausgabe genehmigt“ zeigte dem Empfänger, daß der Schein gemäß den gesetzlichen Bestimmungen über die Ausgabe von Notgeld in Umlauf gebracht worden war. Die Scheine hatten die Druckerei ohne Seriennummer verlassen; diese wurde erst bei der Ausgabe von Hand aufgestempelt. Auf der Rückseite befanden sich das Wappen der Gemeinde, die Wertangabe und der Hinweis, daß der Schein nach erfolgtem Aufruf in den Breisgauer Nachrichten seine Gültigkeit verliere. Ausgabedatum war der 1. November 1923, unterzeichnet hatte für den Gemeinderat Bürgermeister Sick.

Im Format etwas kleiner und gedrungenener, aber ansonsten sehr ähnlich gestaltet waren

die 100-Milliarden-Mark-Scheine, die die Gemeinde im Breisgau-Walzwerk anfertigen ließ. Wie beim Tscheulingeld war das Trägermaterial dünne Aluminiumfolie. Auch der 100-Milliarden-Mark-Schein der Gemeindeverwaltung Teningen lief in mehreren Varianten um: mit den Porträts von Johann Peter Hebel in rotviolett, dunkelrot und dunkelpurpurviolett, von Friedrich Schiller in Silber und Gold und von Johann Wolfgang Goethe in Silber und grün.³²⁾ Jede Variante enthielt einen Vers, der wie eine Beschwörungsformel den unsicheren Zeiten zu trotzen versuchte. Für Goethe war man bei dem Zitat geblieben, das auch die Papierscheine schmückte. Auf dem Hebel-Schein war zu lesen: „Wenn Neid und Haß brennt wie das Fүүr/Wär Holz und Kohle nit so tüür.“ Der Vierzeiler von Friedrich Schiller war ebenfalls, wenn auch nicht so vordergründig, auf die Zeitumstände bezogen: „War es immer wie jetzt?/Ich kann das Geschlecht nicht begreifen/Nur das Alter ist jung, ach!/Und die Jugend ist alt.“³³⁾

Die Beschleunigung der Inflation zwischen Sommer und Herbst des Jahres 1923 läßt sich anschaulich daran ablesen, daß das Aluminium-Walzwerk seine Notgeldscheine noch mit den Werten 100 000, 500 00 und 5 Millionen Mark herausgegeben hatte, während die Gemeindeverwaltung drei Monate später bereits Scheine mit den Nennwerten 5, 10, 20, 50 und 100 Milliarden Mark drucken lassen mußte. Im selben Zeitraum waren die Lebenshaltungskosten von 41,553 Milliarden auf 50,685 Billionen Mark gestiegen, um mehr als das tausendfache.³⁴⁾ Der Familienvater, der im Dienst der Gemeinde stand, nahm am Ende des Monats November 1923 an die 500 Aluminiumscheine mit den Porträts von Hebel, Schiller und Goethe in Empfang. So wurden auch die Teninger fast über Nacht zu Milliardenären, wie der Waldhüter Karl Friedrich Heitzmann, dessen Bezüge sich zwischen 1922 und 1924 von 332 994 auf knapp 276 Billionen Mark erhöhten.³⁵⁾ Das Teninger Notgeld blieb indes eine kurze Episode der

Inflationszeit, da die Reichsregierung kurz darauf ihr eigenes Notgeld in Umlauf brachte, um die völlig verrottete Wirtschaft zu retten.

Profiteure, Spekulanten und Fälscher

Nutznießer der Inflation waren Finanzspekulanten, Großgrundbesitzer und Großindustrielle: „Da die deutschen Unternehmen mit lächerlich geringen Unkosten produzieren konnten, waren auf dem Weltmarkt die deutschen Preise niedriger als die Angebote jeder Konkurrenz. Darum wurde in Deutschland im Jahre 1923 ziemlich viel produziert, und die Waren gingen als Schleuderelexport ins Ausland. Die Opfer der Inflation waren die deutschen Mittelschichten, die Lohn- und Gehaltsempfänger. Die deutschen Sparer verloren nun das Letzte.“³⁶⁾ Zwar fraß die Inflation alle bestehenden Schulden und ließ die Gläubiger leer ausgehen, doch schwerer ins Gewicht fiel, daß Ersparnisse, die auf der Bank lagen, sich immer mehr auflösten: „Wer sich in der Vorkriegszeit ein Vermögen von, sagen wir, 50 000 Mark gespart (ein für die damaligen Verhältnisse recht beachtlicher, als Altersvorsorge durchaus hinlänglicher Betrag) und sie, wie es so schön heißt, mündelsicher angelegt hatte, verfügte Anfang 1920 noch über 5000, Mitte 1922 über 500 und Anfang 1923 über ganze 20 Goldmark. Daß dann am Ende des Zahlenwirbels von 1923 daraus 0,0005 Pfennige wurden, war schließlich nichts als eine belanglose Zahlenspielei, der Verlust eines Zwanzigmarkscheins nach dem Verlust eines Vermögens.“³⁷⁾

Von April bis September 1923 waren die Reallöhne immer mehr zusammengeschrumpft, da mit den Papiermarkbündeln fast nichts mehr zu kaufen war. Der Einzelhandel versuchte, aus dieser Notlage seinen Vorteil zu ziehen. „Auch ich bekam solches Tscheulingeld“, erinnert sich ein damaliger Mitarbeiter des Teninger Aluminium-Walzwerks. „Gleich nach der Lohnauszahlung gin-

gen wir einkaufen, damit das Geld nicht noch mehr an Wert verlor. Das Tscheulingeld war auch in anderen Ortschaften ein anerkanntes Zahlungsmittel.“³⁸⁾ Häufig blieben im Kreis Emmendingen wie anderswo die Geschäfte von 11 bis 15 Uhr geschlossen, wenn ein höherer Dollarkurs erwartet wurde. In Freiburg galten nämlich bei einer Neufestsetzung des Dollarkurses die neuen Preise von 14.30 Uhr an, so daß viele Geschäftsinhaber um 11 Uhr morgens ihre Waren nicht mehr zu den alten Schleuderpreisen verkaufen wollten. Das Bezirksamt Emmendingen mußte im November 1923 deshalb die Bürgermeisterämter und die in Emmendingen und Kenzingen dem Kreis unterstehende Gendarmerie damit beauftragen, auf die Einhaltung der üblichen Geschäftsöffnungszeiten zu achten.³⁹⁾

Den Finanzbehörden war die Vielzahl der örtlichen Zahlungsmittel bald über den Kopf gewachsen, so daß das Landesfinanzamt Karlsruhe Ende November 1923 die ihm unterstellten Kassen anwies, Kommunales Notgeld nur noch anzunehmen, wenn es am Ort selbst oder in einem Nachbarort ausgegeben worden war. Dagegen akzeptierten die Reichsbahndirektion Karlsruhe und das Badische Finanzministerium weiterhin Notgeld aus allen badischen Gemeinden.⁴⁰⁾

Inzwischen bereitete die illegale Ausgabe von Notgeld den Finanzbehörden beträchtliches Kopferbrechen, so daß das Bezirksamt Emmendingen Anfang Dezember 1923 die Bürgermeisterämter dafür verantwortlich machte, daß in ihrer Gemeinde kein Notgeld ohne behördliche Genehmigung ausgegeben wurde.⁴¹⁾ Angesichts der meist sehr billig hergestellten Notgeldscheine, die keinerlei Sicherungen gegen Fälschung enthielten und deren Seriennummern schlecht zu kontrollieren waren, verwundert es nicht, daß immer mehr nachgemachtes Geld in Umlauf kam. Besonders das wegen seiner Gültigkeit in ganz Baden attraktive Eisenbahnnotgeld wurde gerne imitiert, wobei sich die Fälscher die

Unübersichtlichkeit der Szene zunutze machten und Scheine druckten, die den höchsten von der Bahn ausgegebenen Wert, der Mitte Dezember 1923 auf 20 Billionen Mark lautete, weit überstiegen.⁴²⁾

Die Mark wird stabilisiert

Die Mark war dringend sanierungsbedürftig. Pläne zu ihrer Stabilisierung hatte es immer wieder gegeben. Im Januar 1923 hatte die Regierung Cuno sogar das Kunststück fertiggebracht, die Mark auf einem Kurs von etwa 1:20 000 gegenüber dem Dollar zu halten, aber schon im April hatte sie endgültig den Sturz ins Bodenlose angetreten. Schließlich stieg der Wechselkurs im Lauf des Sommers in die Milliarden.⁴³⁾

Im November 1923 brachte die Reichsregierung als erste Maßnahme zur Sanierung der Währung ihr eigenes Notgeld in Umlauf. Es trug den Namen Rentenmark und war ein „merkwürdiges Übergangsgebilde“, wie es der Historiker Arthur Rosenberg nannte. Denn die neue Währung, die nur in geringer Menge in Umlauf kam, war nicht durch Gold gedeckt, sondern durch den deutschen Grund und Boden — ein Bluff, der nur funktionieren konnte, weil die Währungsreform von rücksichtslosen Sparmaßnahmen im öffentlichen und privaten Sektor begleitet war.⁴⁴⁾

Die Rentenmark war nur als zusätzliches, gesetzlich zugelassenes Zahlungsmittel gedacht, das von allen öffentlichen Kassen angenommen wurde und gegen Goldrentenbriefe eintauschbar war. Das Verhältnis der neuen Rentenmark zur alten Papiermark betrug eins zu einer Billion. Nachdem die Papiermark zunächst weiter abgefallen war, konnte sie schließlich an die neue Währung angebunden werden.⁴⁵⁾ Zwei Wochen, nachdem die Teninger Gemeindeverwaltung ihr eigenes Notgeld ausgegeben hatte, konnte die Reichsbank in Freiburg den Bedarf an Zahlungsmitteln wieder selbst befriedigen. Eine weitere Ausgabe von Notgeld wurde den Gemeinden deshalb

nicht mehr gestattet.⁴⁶⁾ Gleichzeitig mit dem Verbot der Notgeldausgabe durch die Kommunen wurde der Geldumlauf nun rigoros kontrolliert und die Höchstgrenze für Kredite für Staat und Wirtschaft auf 1,2 Milliarden Mark festgelegt.⁴⁷⁾ Die bereits ausgegebenen kommunalen Notgeldscheine mußten bis zum 15. Dezember aufgerufen und aus dem Verkehr gezogen werden,⁴⁸⁾ die bei der Badischen Bank in Karlsruhe hinterlegten Sicherheitssummen der Geldausgabestellen wurden am 19. Dezember freigegeben.⁴⁹⁾

Die Reichsbank nahm Notgeld überhaupt nicht mehr, die Post nur eingeschränkt an.⁵⁰⁾ Den Sparkassen war künftig die Bezahlung mit Notgeld nur noch erlaubt, um sachliche und persönliche Ausgaben zu decken, da die Hortung von Notgeld die Zahlungsfähigkeit des Landes geschwächt hätte. Größere Notgeldbeträge hatten sie der Landeshauptkasse anzuzeigen, die über die weitere Verwendung entschied. Auf Papiermark lautendes Notgeld durften sie nicht mehr annehmen, vorhandene Bestände waren den Ausgabestellen zur Einlösung vorzulegen.⁵¹⁾

Einzig die höheren Notenwerte der Bahn, vom Nennwert von 100 Milliarden Mark an aufwärts, blieben nach einer Vereinbarung zwischen dem Reichsbahndirektorium Berlin und dem Reichsverkehrsminister weiterhin im Umlauf, da das Reichsbahngeld als vollwertiges Zahlungsmittel galt, das dazu beitragen sollte, den Zahlungsmittelumlauf flüssig zu halten. Deshalb wurden die Gemeinden und Sparkassen vom Bezirksamt angewiesen, solche Scheine in Zahlung zu nehmen und auch Zahlungen auf Girokonten von dritter Stelle anzunehmen, sofern der Nennwert größer als 100 Milliarden Mark war. Kleinere Scheine tauschten die Eisenbahnkassen gegen andere Werte um und gaben sie zur Vernichtung weiter.⁵²⁾

Die Währungsmanipulationen der Reichsregierung begann erste Erfolge zu zeigen, der Geldverfall stabilisierte sich. Nach einem vorübergehenden Höchststand im Dezember

1923 mit 112,938 Billionen pendelten sich die Lebenshaltungskosten in den ersten vier Monaten des Jahres 1924 bei etwa 100 Billionen im Monat ein.⁵³⁾ Stabil wurde die Mark aber erst, nachdem sie mit Hilfe der Dawes-Anleihe 1924 wieder zur echten Goldwährung geworden war.⁵⁴⁾

Inflation und Krisenmentalitat

Auch wenn die Inflation nur wenige Jahre dauerte, hinterließ sie bleibende Spuren. Daß im Windschatten der Geldentwertung, die Millionen Bürger ihrer mühsam erworbenen Ersparnisse beraubt hatte, bei undurchsichtigen Geschäften neue Vermögen entstanden waren, nutzten Rechtsradikale fortan als Waffe im Kampf gegen die Republik.

Nicht weniger bedeutsam waren indessen die Veränderungen im Alltagsbewutsein. Nur mit Hilfe einer ganz spezifischen Krisenmentalitat ließ sich die unglaubliche Erfahrung verarbeiten, daß das Geld, bislang Gradmesser für Reichtum und Ansehen ebenso wie Regisseur der gesellschaftlichen Beziehungen, zu einem lachlichen Papierstapel verkommen war, von dem nicht möglichst viel zu erwerben, sondern den es möglichst schnell loszuwerden galt, wollte man über die Runden kommen.

An die astronomischen Summen, die nun selbst für die einfachsten Dinge zu zahlen waren, hätte man sich gewöhnen können. Aber daß die Mark täglich sichtbar an Kaufkraft verlor, daß ein ganzer Wochenverdienst am nächsten Tag nicht einmal mehr für eine Zigarette reichte, machte jeden Tag zum Kriegsschauplatz, auf dem ein kleiner Fehler, ein Zaudern im falschen Moment, die Existenz einer Familie bedrohen konnte. Die Stabilisierung der Währung durch die Einführung der Rentenmark hatte deshalb die Signalwirkung eines Waffenstillstands. Langsam wich die Anspannung, normalisierten sich die Beziehungen wieder. Es blieb das Gefühl, noch einmal davongekommen zu

sein, und in der Tat lagen dem Kollektiven Gedächtnis Krieg und Inflation fortan nahe beieinander. In den Ritualen des Gedenkens schien diese Nähe gelegentlich auf, wie eine Episode erhellt, die sich in Kndringen abspielte.

Dort schickte sich im Frühjahr 1923 die Gemeinde an, ihren im Krieg getteteten, gestorbenen und vermisten Soldaten ein Denkmal zu setzen. Dabei beließ man es jedoch nicht. In den Sockel mauerte man, gleichsam als Flaschenpost für kommende Generationen, eine verzinkte Kartusche ein, die Münzen aus der Kriegs- ebenso wie Notgeldscheine aus der Inflationszeit enthielt. Außerdem lag ihr ein Schreiben bei, das in immer noch fassungslosen Worten an die Opfer des Krieges und die Geldentwertung in den Jahren danach erinnerte; unterzeichnet hatten es Bürgermeister Friedrich Engler, die Gemeinderäte, die Kirchengemeinderäte und die Gemeindebediensteten.⁵⁵⁾

Vom Notgeld zum Sammlerstück

Als im Dezember 1923 die Rentenmark das Notgeld ersetzte, das mit wenigen Ausnahmen seine Gültigkeit verlor, beschloß das badische Münzkabinett, eine Sammlung aller in Baden ausgegebenen Notgeldscheine anzulegen, für die die Gemeinden je acht Stück von jedem Wert beisteuern sollten.⁵⁶⁾ Auch das Innenministerium erhob für seine Akten Anspruch auf je vier der Notgeldscheine.⁵⁷⁾ Mitte Januar 1924 machte sich die Reichsbank an die Bestandsaufnahme des bisherigen und gegenwärtigen Notgeldumlaufs und erhob bei allen Ausgabestellen Daten zum Umfang der seit 1. Juli 1923 erfolgten Notgeldausgabe.⁵⁸⁾ Die noch vorhandenen Geldscheine wurden von den Ausgebern eingezogen. Am 12. Februar 1924 schrieb der Gemeinderat von Teningen an das badische Innenministerium: „Angeschlossen übersendet die Gemeinde Teningen je 12 Stück der vier Scheine des hier gedruckten Papiernot-

geldes. Die Beibringung von je 12 Stück des Alum.[inium] Notgeldes ist uns nicht möglich, da von den in kleiner Anzahl gedruckten Scheinen keiner mehr eingelöst worden ist. Wir übersenden hiermit den Rest der zum Teil nicht nummerierten und nicht zur Ausgabe gelangten Aluminium Scheine.⁵⁹⁾ Regionale Notgeldscheine waren bei Sammlern schon sehr begehrt, als sie noch in Umlauf waren.⁶⁰⁾ Notgeldscheine aus besonderen Materialien wie das Teninger Aluminiumgeld sind heute schwer zu finden und deshalb in Sammlerkreisen höchst begehrt und entsprechend hoch gehandelt.⁶¹⁾

Anmerkungen

¹⁾ Badisches Innenministerium an Bürgermeisteramt Teningen, 2. II. 1923: Gemeindearchiv Teningen (GAT) 877.

²⁾ Eine Sammlung der Papiergeldwerte findet sich in: GAT 349; daneben besitzt das Heimatmuseum Teningen eine Sammlung von Notgeld: Inventarnummern A 9—19/87; weitere Hinweise verdanke ich Herrn W. Bracke in Maldegem-Kleit, Belgien.

³⁾ Arthur Rosenberg: Geschichte der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 17. Auflage 1975, S. 31.

⁴⁾ Rosenberg 1975, S. 104/5.

⁵⁾ Rosenberg 1975, S. 105.

⁶⁾ Teuerungszahlen für die Jahre 1920 bis 1923. In: Einwohnerbuch der Hauptstadt Freiburg i. Br. für das Jahr 1924/25. Freiburg 1924, Teil I, S. 27: „Die Zahlen umfassen die Lebenshaltungskosten für Ernährung, Heizung, Beleuchtung und eine Zweizimmerwohnung mit Küche für eine fünfköpfige Familie, bestehend aus 2 Erwachsenen und 3 Kindern im Alter von 1½, 7 und 12 Jahren und sind berechnet nach den vom Statistischen Reichsamt aufgestellten Grundsätzen.“

⁷⁾ Herbert Rittmann: Deutsche Geldgeschichte seit 1914. München 1986, S. 76/77.

⁸⁾ Gesetz über die Ausgabe und Einlösung von Notgeld vom 17. 7. 1922: RGBl. I, Nr. 58, 14. 8. 1922, S. 693—695.

⁹⁾ Ebd.

¹⁰⁾ Rittmann 1986, S. 77.

¹¹⁾ Einwohnerbuch der Hauptstadt Freiburg i. Br. für das Jahr 1924/25. Freiburg 1924, Teil I, S. 27.

¹²⁾ Rundschreiben des Bezirksamts Emmendingen, 21. 8. 1923: Gemeindearchiv Teningen (GAT) 877.

¹³⁾ Rundschreiben Nr. 7141 des Bezirksamts Emmendingen, 9. II. 1922: GAT 877.

¹⁴⁾ Rundschreiben Nr. 7822 des Bezirksamts Emmendingen, 19. II. 1923: GAT 877.

¹⁵⁾ Clemens Fabrizio: Vor 65 Jahren ging die Inflation zu Ende. In: Das Markgräflerland 2 (1988), S. 95—114, hier S. 104. Der Aufsatz enthält zahlreiche Abbildungen von Notgeldscheinen aus dem südbadischen Raum.

¹⁶⁾ Rundschreiben Nr. 7822 des Bezirksamts Emmendingen, 19. II. 1923: GAT 877.

¹⁷⁾ Rundschreiben Nr. 7141 des Bezirksamts Emmendingen, 9. II. 1922: GAT 877.

¹⁸⁾ Rittmann 1986, S. 78.

¹⁹⁾ Rittmann 1986, S. 78/79.

²⁰⁾ 4,20 Goldmark war der offizielle Wechselkurs für einen US-Dollar. Durch das „wertbeständige Notgeld“, das an die stabile US-amerikanische Währung gebunden war, hoffte die Reichsregierung, die Talfahrt der Mark stoppen zu können.

²¹⁾ Verordnung zur Änderung des Gesetzes über die Ausgabe und Einlösung von Notgeld vom 17. 7. 1922 vom 26. 10. 1923: RGBl. 1923 I, Nr. 112, S. 1065—1067.

²²⁾ Günter Rupertus, Das Papiergeld von Baden. Spezialkatalog der Ausgaben des Landes, der Gebietskörperschaften und der Firmen. 1849—1948. Ludwigshafen 1988, S. 254.

²³⁾ Ebd.

²⁴⁾ Emil Schindler erinnert sich. In: Die Brücke, Werkzeitung der Aluminiumwerk Tscheulin GmbH Teningen/Baden, Nr. 93, Januar 1989, S. 13/16, hier S. 13.

²⁵⁾ Die Brücke 79 (1985), S. 13.

²⁶⁾ Schindler 1989, S. 13.

²⁷⁾ Rittmann 1986, S. 80.

²⁸⁾ Fabrizio 1988, S. 98.

²⁹⁾ Rupertus 1988, S. 254/55.

³⁰⁾ Telegramm des badischen Innenministeriums an die Gemeinde Teningen, 31. 10. 1923: GAT 877.

³¹⁾ Badisches Innenministerium an Gemeinde Teningen, 2. II. 1923: GAT 877.

³²⁾ Rupertus 1988, S. 253. Die Angaben bei Rupertus sind unvollständig, so daß möglicherweise noch weitere Varianten in Umlauf waren.

³³⁾ Vgl. Anm. 2.

³⁴⁾ Einwohnerbuch der Hauptstadt Freiburg i. Br. für das Jahr 1924/25. Freiburg 1924, Teil I, S. 27.

³⁵⁾ Norbert Ohler: Die Gemeinden im 19. und 20. Jahrhundert. In: Teningen. Nimburg, Bottingen, Teningen, Köndringen, Landeck, Heimbach. Ein Heimatbuch. Im Auftrag der Gemeinde hrsg. von Peter Schmidt. Teningen 1990, S. 337-466, hier S. 393

³⁶⁾ Rosenberg 1975, S. 128/29.

³⁷⁾ Helmut Heiber: Die Republik von Weimar. 3. Aufl. München 1968, S. 98.

³⁸⁾ Schindler 1989, S. 13.

³⁹⁾ Rundschreiben des Bezirksamts Emmendingen

gen, 22. 11. 1923: GAT 877.

⁴⁰⁾ Rundschreiben Nr. 7720 des Bezirksamts Emmendingen, 28. 11. 1928: GAT 877.

⁴¹⁾ Rundschreiben des Bezirksamts Emmendingen, 8. 12. 1923: GAT 877.

⁴²⁾ Rundschreiben des Bezirksamts Emmendingen, 17. 12. 1923: GAT 877.

⁴³⁾ Rosenberg 1975, S. 128.

⁴⁴⁾ Rosenberg 1975, S. 152.

⁴⁵⁾ Heiber 1968, S. 148.

⁴⁶⁾ Badisches Innenministerium an Bürgermeisteramt Teningen, 13. 11. 1923: GAT 877.

⁴⁷⁾ Heiber 1968, S. 150.

⁴⁸⁾ Rundschreiben Nr. 112360 des badischen Innenministeriums, 24. 11. 1923: GAT 877.

⁴⁹⁾ Badisches Innenministerium an Badische Bank Karlsruhe, 19. 12. 1923: GAT 877.

⁵⁰⁾ Rundschreiben Nr. 319 des Bezirksamts Emmendingen, 2. 2. 1924: GAT 877.

⁵¹⁾ Rundschreiben Nr. 319 des Bezirksamts Emmendingen, 2. 2. 1924: GAT 877.

⁵²⁾ Rundschreiben Nr. 8503 des Bezirksamts Emmendingen, 22. 12. 1923: GAT 877.

⁵³⁾ Einwohnerbuch der Hauptstadt Freiburg i. Br. für das Jahr 1924/25. Freiburg 1924, Teil I, S. 27. Die Lebenshaltungskosten beliefen sich im Januar

1924 auf 102,6 Billionen, im Februar auf 100,0 Billionen, im März auf 103,2 Billionen und im April auf 100,5 Billionen.

⁵⁴⁾ Rosenberg 1975, S. 152.

⁵⁵⁾ GAT, unverzeichneter Bestand. Die Geldkartusche wurde erst knapp sechzig Jahre später bei Sanierungsarbeiten am Köndringer Kriegerdenkmal aufgefunden. Eingedrungenes Wasser hatte die Münzen verrostet, Inflationsgeld und Schreiben fast vollständig verrotten lassen.

⁵⁶⁾ Rundschreiben Nr. 124585 des badischen Innenministeriums, 29. 12. 1923: GAT 877.

⁵⁷⁾ Rundschreiben Nr. 123590 des badischen Innenministeriums, 27. 12. 1923: GAT 877.

⁵⁸⁾ Reichsbankstelle Freiburg an Bürgermeisteramt Teningen, 15. 1. 1924: GAT 877.

⁵⁹⁾ Gemeinderat Teningen an badisches Innenministerium, 12. 12. 1924: GAT 877.

⁶⁰⁾ Fabrizio 1988, S. 97.

⁶¹⁾ Fabrizio 1988, S. 98. Der Wert des Teninger Notgelds variiert je nach Material und Erhaltungszustand: Während die Papierscheine zu Preisen zwischen 30 und 70 Mark gehandelt werden, liegt der Sammlerwert für die Aluminiumscheine zwischen 220 und 500 Mark; vgl. Rupertus 1988, S. 253—255.

Die heiligen Hausherren

Stadtpatrone von Radolfzell am Bodensee

Christof Stadler, Radolfzell



Barocker Hausherrenaltar im Münster ULF/nördl. Seitenschiff

Foto: Pfarrarchiv Radolfzell Münster ULF



*Station I
Bischof Theopont weigert sich vor Kaiser Diokletian
ein Götzenbild anzubeten*

Würde man einen Besucher der Stadt Radolfzell fragen, was denn das Wahrzeichen von Radolfzell sei, so bekäme man sicher zur Antwort: Das spätgotische Münster mit dem höchsten Kirchturm am Bodensee.

Radolfzell besitzt hingegen mehr als nur ein Wahrzeichen. Es besitzt seit 830 n. Chr., etwa 4 Jahre nach seiner Gründung durch Bischof Radolt, Reliquien von zwei kleinasiatischen

Märtyrern, nämlich der heiligen Theopont und Senesius sowie des heiligen Bischof Zeno von Verona, die Radolt selbst mitbrachte. Alsbald begann schon im 9. Jahrhundert eine Wallfahrt zu dieser „Cella Radolti“, die noch heute alljährlich am 3. Juli-Sonntag ihren Höhepunkt im sogenannten Hausherrenfest findet.

Wer waren diese Heiligen, die die Radolfzeller zu ihren Schutzpatronen erwählten und sie deshalb Hausherren nannten und welche Rolle spielten, ja man darf sogar sagen haben sie bis in die Gegenwart?

Dieser Beitrag möchte den Besucher der kleinen Stadt am Untersee (Teil des Bodensee) hineinführen in ihre Geschichte, die nicht nur Stein geworden ist, sondern mit der die Stadt weiterhin lebt.

Die Heiligen sind noch da.....

Greifen wir das Bild von einem Wahrzeichen noch einmal auf, so könnten manche gläubigen Radolfzeller auch antworten:

Wahrzeichen (wahre Zeichen) sind z.B. für uns unsere Schutzpatrone, denn durch ihr Glaubenszeugnis, durch ihr Vertrauen zu Gott, haben sie uns ein wahrhaftes Zeichen gegeben, wie man Christus nachfolgen kann!



*Station II
Theopont überlebt den Feuerofen*



Station III
Theopont bekommt am 22. Tag seines Hungers im Kerker, Besuch vom Jesusknaben



Station IV
Theopont wird das rechte Auge ausgerissen

Und in der Tat, will man verstehen, warum die Hausherrenverehrung über all die Jahrhunderte bis heute in Radolfzell lebendig blieb, dann versteht man dies nur aus dieser christlichen Botschaft heraus. Ein ähnliches Verständnis drückt sich im barocken Hausherrenaltar im Münster Unserer Lieben Frau von Radolfzell aus. Die drei Hausherren, hier als Plastiken aufgestellt (von links nach rechts: Zeno, Theopont und Senesius) stehen vor Christus, der zusammen mit Maria auf dem dahinterliegenden Ölbild gemalt ist. Im Hintergrund entrollen Putten eine Seeansicht von Radolfzell, während im oberen Bereich weitere Putten das Radolfzeller Stadtwappen und einen Schlüsselbund übergeben. Die Künstler, die um 1745 diese Rokokokapelle im nördlichen Seitenschiff des spätgotischen Münsters schufen, sind Johann Caspar Bagnato und Franz Josef Spiegler. Beide sind im Südwesten keine Unbekannten. Unter anderem wirkten sie gemeinsam auf der Insel Mainau. Das theologische Gedankengebäude, welches hinter dieser Komposition steht, ist ebenso einfach wie grundlegend durchdacht.

Die Wallfahrer, die hierher kommen, fragen - inmitten ihrer jeweiligen Bedrängnis - nach dem Sinn des Lebens. Nun, was ist der Sinn des Lebens eines Christen? Die Hausherren verdeutlichen den Sinn des Lebens, denn so wie sie hier vor Christus sind und ihn anbeten, so soll es auch der Wallfahrer tun, dann wird auch ihm Jesus zum Heil werden. Als eine weitere Fürsprecherin erweist sich Maria, denn sie deutet ebenso unmißverständlich auf Jesus (z. T. nach B. Maurer). Das Jesuskind hält die Märtyrerpalm in der linken Hand und die Lebenskrone in der rechten, beides reicht es den Hausherren und verheißt gleiches den Wallfahrern, die die Botschaft begreifen und ihm nachfolgen. In der Anordnung wird somit offensichtlich auf die Heiligen Drei Könige angespielt, denn diese kamen gleichfalls zu Christus und beteten ihn an. Deswegen erkennt man an den Hausherrenfiguren einige Elemente der Dreikönigs-Symbolik wieder. An den Gesichtern z. B. die drei repräsentierten Lebensalter zum Gleichnis dafür, daß alle Generationen Gott suchen; gleiches gilt für die drei damals bekannten Erdteile (Senesius = Afrika, Theopont =



Station V

Vor den Augen des Kaisers spaltet der ägypt. Zauberer Theonas (= Senesius) einen Ochsen

Asien, Zeno = Europa). Wenden wir uns der eigentlichen Legende der beiden Märtyrer Theopont und Senesius zu.

Sie ist auf dem Hausherrenschrein in Silbergravurplatten angebracht (Abb. 2 und 3). Der Name bezieht sich dabei nicht, wie manchmal behauptet, auf die Schreinform, sondern auf ihre Rolle als Schutzpatrone der Stadt. Die Legende selbst spielt in Kleinasien (heutige Türkei), um das Jahr 303.

Auf dem ersten Bild läßt Kaiser Diokletian den Bischof Theopont von Nikomedia zu sich kommen und verlangt von ihm die heidnischen Götzen anzubeten und ihnen zu opfern. Theopont weigert sich und muß nun zahlreiche Qualen erleiden (I). Als erstes wird er in einen glühenden Feuerofen geworfen (II), doch als der Kaiser kommt, findet er Theopont unverletzt. Danach läßt er ihn in einen versiegelten Kerker werfen und hungern (III). Trotz starker Bewachung überlebt er und am 22. Tag besucht ihn Jesus (als Knaabe dargestellt) und spendet ihm Trost. Nachdem dieser Versuch ebenso scheitert, wie das Ausreißen des rechten Auges (IV), scheint nur noch ein Zauberer in der Lage, Theopont

zu überwinden. In Theonas, einem Zauberer aus Ägypten, meint er einen mächtigen Verbündeten gewonnen zu haben. Als Demonstration seiner Macht spaltet Theonas einen Ochsen der Länge nach, mittels eines Zauberspruchs und einer Geste. Er braut nun einen Gifttrank, um ihn endgültig zu überwinden. Theopont überlebt jedoch diesen Versuch, und kurzerhand läßt der erzürnte Kaiser beide in das Gefängnis werfen. Im Kerker, oder wie hier abgebildet unmittelbar danach, bekehrt sich der ägyptische Zauberer und wird von Theopont auf Christus getauft und erhält den Namen Senesius, d.h. der „Erleuchtete“. Im VII. Bild wird eine Steinsäule über Theopont gewälzt. Die Legende berichtet sogar davon, daß 8 Leute sie nicht zu tragen vermochten. Die Säule allerdings erhebt sich und zerschmettert seitlich mit lautem Getöse. Gleichfalls erfolglos endet der Versuch ihn am nächsten Tag an einem Baum umgekehrt aufzuhängen (VIII).

Die letzten beiden Stationen zeigen dann ihren endgültigen irdischen Tod (IX + X). Bischof Theopont wird enthauptet, der bekehrte Zauberer Senesius hingegen in eine Grube



Station VI
 Der Gifttrank des Zauberers verfehlt seine Wirkung.
 Theonas bekehrt sich und wird auf den Namen Sene-
 sius, d.h. der Erleuchtete, getauft



Station VII
 Der Kaiser läßt eine Steinsäule über Theopont wälzen

geworfen, bis zu den Schultern zugedeckt und anschließend wilde Pferde über ihn hinweg getrieben, die ihn zu Tode trampeln.

Dem aufmerksamen Betrachter seinen noch zwei Details näher gebracht. Im vorletzten Bild erkennt man in der linken oberen Ecke eine kleine Sanduhr und in der letzten Szene, bei der Grube, ein kleines Kreuz mit der Jahreszahl 1540. Wir wissen nicht, welcher Künstler dieses Werk geschaffen hat, so bezeichnet man ihn als den „Meister mit dem Stundenglas“. Letzteres könnte allerdings ebensogut allegorisch verstanden werden, denn es ist die Szene, in der das irdische Leben - bei aller Bewahrung in der Not - doch irgendwann einmal zu Ende ist (abgelaufene Sanduhr).

Historische Authentizität war mit dieser Legende nicht beabsichtigt und ebensowenig ließen sich die einzelnen Szenen exakt überprüfen - aber das war auch nicht ihr Sinn.

Bei den Szenen kam es darauf an, eine Bilderpredigt zu veranschaulichen, bei der es genügte, daß es diese Märtyrer wirklich gegeben hatte. Weil man die genauen Martyrien nicht kannte, hielt man sich an die Bibel,

genauer gesagt z. B. an das Buch Daniel im Alten Testament. Als Hintergrund kam das Wissen um grausame Christenverfolgungen in der Zeit um 300 n. Chr. hinzu, von denen Eusebius von Caesarea in seiner Kirchengeschichte berichtet. Beeinflusst wurde der Künstler dieser Gravuren ohnehin wahrscheinlich durch Szenen aus dem Bauernkrieg (1525).

Die teilweise Anlehnung der Legende an das dritte Kapitel im Buch Daniel (AT) ist offensichtlich. Daniel wird ebenfalls vor einen König gerufen (Nebukadnezar) und man verlangt von ihm sich vor einem goldenen Standbild niederzuwerfen und es anzubeten. Als er sich weigert, wird er zusammen mit seinen Gefährten „wie sie waren - in ihren Mänteln, Röcken und Mützen und den wenigen Kleidungsstücken - gefesselt und in den Feuerofen geworfen.“ (Daniel 3,21)

Und wie mit den Worten der Jünglinge im Feuerofen, so scheint in der II. Szene Theopont (im vollen Bischofsornat!), dem Kaiser zuzusprechen: „Wenn überhaupt jemand, so kann uns nur Gott, den wir verehren, uns retten, auch aus dem glühenden Feuerofen



Station VIII
Theopont wird an den Füßen umgekehrt an einem Baum aufgehängt



Station IX
Enthauptung des Bischofs Theopont

und aus deiner Hand, König, kann er uns retten.“

Vor einigen Jahren glaubte man noch, die Heiligen hätten als Leitbilder unserer Gesellschaft ausgedient. Walter Nigg, zeitgenössischer Hagiograph und Historiker versuchte in zahllosen Beiträgen, den Wert christlicher Leitbilder wieder aufzuzeigen. Sein Kriterium in dem Buch „Die Heiligen kommen wieder“, verwirklicht sich u. a. in der Hausherrenlegende. Keine Klischees eines tugendamen Lebens in der Jugend überdecken die Vita; einzig und allein das Zeugnis für Christus stellt die Legende in den Mittelpunkt. Gerade weil bei den Hausherren historische Belege spärlich sind, kann das gleichnishafte, ihr Zeugnis, sich voll entfalten. So vermag die Legende selbst Jugendlichen des 20. Jahrhunderts noch etwas vermitteln. In einer Gruppenstunde mit Jugendlichen (1991), zeigte sich z. B., wie die Szenen an Bilder der Neuzeit erinnern und daß es als moderner Künstler ein leichtes wäre, die Legende aktuell auszugestalten. Gedanken, was heute Götzen sein könnten (Geld als absolutes Maß aller Dinge, fanatische Ideologien etc.) kamen

ebenso auf, wie Vergleiche des Feuerofens mit den Konzentrationslagern (Gaskammern und Verbrennungen) des II. Weltkrieges oder den Folterkammern unserer Tage.

Wenn somit der Schrein in Radolfzell nach fast einem halben Jahrtausend noch Menschen zum Nachdenken, ja vielleicht zum Glauben an Christus bringt, dann hat er an Aktualität nichts eingebüßt. Dann läßt sich im Fall Radolfzells und genauso gut in zahlreichen anderen Städten, der Titel Walter Niggs „Die Heiligen kommen wieder“, fast umformulieren in: die Heiligen sind noch da! Der dritte Hausherr, den die Radolfzeller verehren, ist der heilige Bischof Zeno von Verona (gest. 372 n. Chr.). Der Überlieferung nach war er der achte Bischof von Verona. Aufgrund eines Wunders, von welchem uns Gregor d. Gr. berichtet, bei dem Menschen auf die Fürsprache Zenos vor einem Hochwasser gerettet wurden, verbreitete sich der St. Zeno-Kult sehr rasch, gerade in Orten mit Wassernähe.

Eine weitere Legende inspirierte dann eine Reihe von Künstlern, Bischof Zeno mit einer Tochter des Kaisers Galienus darzustellen,



Station X
Senesius wird bei lebendigem Leib begraben

wie er gerade den Teufel austreibt. Als moderner Mensch ist man zurecht skeptisch gegenüber solchen Erzählungen, merkt aber oft nicht, daß ein ganz anderes Bild hinter dieser Geschichte steht. Was wir für völlig selbstverständlich empfinden, daß eben ein „streßgeplagter“ Bischof als Ausgleich zum Angeln geht, verhält sich anders. Hinter dem Angler steht das Bild des Menschenfischers, also eines Mannes, der Menschen für Christus gewinnt. Die Tochter ist somit keine leibhaftige Tochter, sondern eine Personifizierung für die Stadt Verona. Verona war sozusagen die „Perle“ des Kaisers und weil man kaum die ganze Stadt malen konnte, behalf man sich mit der Abbildung einer Tochter. Der Teufel, der aus ihrem Munde entflieht, ist somit das Böse in Verona, welches durch die Wort- und Tatkraft Zenos vertrieben wurde. Belege gibt es zwar nicht, doch dürfte es ziemlich sicher sein, daß gerade der Zenoverehrer Radolt (um 830) auch Reliquien des „Wasserheiligen“ Zeno mit in seine Zellengründung an den See brachte. Radolt war es, der das durch einen Brand zerstörte St. Zeno-Kloster in Verona zusammen mit König Pippin aufbau-

en und die Gebeine am 21. Mai 807 in die Gruft übertragen ließ, an jenen Ort, an dem noch heute die weltberühmte San Zeno Maggiore-Basilika steht.

Das geistige Format eines hl. Zeno vermögen wir anhand seiner eigenen Schriften noch besser erfassen, als an zahlreichen Lebensdaten. Aus seiner Feder haben sich bis in unsere Tage, 93 Traktate, also Predigtsskizzen erhalten. Sie sprechen eine lebendige Sprache und zeichnen das Profil eines Mannes, der Anteil an seiner Gemeinde nahm, der sich nicht versteckte und entschlossen für Christus eintrat. Buch I Traktat 2,4 (gekürzt)

*„Ein kleines Wort von der Macht der Liebe,
... die Liebe nutzt allen ...
Sie macht, daß die Menschen geboren werden.
Sie macht, daß ein Mann seine Frau liebt,
daß Kinder wohl geraten,
daß die Väter wirklich Väter werden.
Sie macht, daß andere uns nabestehen, mehr
als wir
uns selbst, und unsere Freunde werden.
Sie macht, daß wir nicht nur unseren Freunden,
die wir kennen, sondern auch Menschen, die
wir nie gesehen haben, Liebes erweisen ...“*

Themen wie christliche Gerechtigkeit, Glaube, Hoffnung und Liebe bleiben nicht isoliert, sondern werden oft von ihm mit anschaulichen Beispielen verbunden.

Verehrung der Hausherren im ausgehenden Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert hinein.

Während das Fest des hl. Zeno seit alters her am 12. April gefeiert wurde, gibt es für die beiden Märtyrer Theopont und Senesius unterschiedliche Termine.

Zunächst wurden die Märtyrer in Kleinasien bestattet, weswegen ihr Fest ursprünglich am 4. Januar gefeiert wurde. Die zweite Angabe des römischen Martyrologiums bezeichnet als weiteres Fest den 21. Mai, den Tag der vermeintlichen Übertragung der Reliquien von Kleinasien nach Italien ins Kloster St.

HERKUNFTSORTE ZU DEN MIRAKEL UND WALLFAHRTSBERICHTEN

nicht auf dieser Karte: Δ Niederschach/ Rottweil 1780

○ Breitnau /Schw. 18. Jh.

○ Mühlheim 1765

○ Hoppetenzell 1776

○ Raithaslach

Δ Leipferdingen 1776

○ Aach 1687

○ 1698

○ 1698

○ Mühlhausen

○ Beuren a.A. 1776

○ Mählwies 1764

○ Steißlingen 1776

○ Weiterdingen 1764

○ Friedingen 1699

○ Stahringen 1693/1776

1699 Hilzingen

○ Singen 1765

○ Haldensteden 1741

○ Güttingen 1776

○ Mögglingen 1699/1776

○ Liggingen 1776

○ Bodman 1776

○ Sernatingen (Ludwigshafen) 1776

○ Sipplingen 1776

○ Goldbach 1776

○ Deisendorf 1776

1699 Riedheim

○ Überlingen a.R. 1745

○ Moos 1776

○ Markelfingen 1699/1776

○ Dingelsdorf 1776

○ Bettlingen 1776

○ Döhringen 1776

○ Hainbühl 1776

○ Hori 1776/77

○ Ohningen 1780

1699 Gottmadingen

○ Worblingen

○ Gailingen 1764

○ Radolfzell (S.T.) 1776

○ Radolfzell 1544, 1667, 1672

○ Radolfzell 1676, 1657

○ Radolfzell 16. Jh., 1580, 1657

○ Radolfzell 1680, 17. Jh.

□ Sauldorf 1667-1668.

○ Mindersdorf u. Deutwang 1794/1796

- Viehpatronat
- " ganze Gemeinde
- Heilung v. Erwachsenen
- △ Heilung v. Kindern
- Ohne konkrete Nennung



Stockach
△ 1688 (2x)
1703 (2x)

○ Nenzlingen 1776

RADOLFZELL
△ 1544, 1667, 1672
1676, 1657
□ 16. Jh., 1580, 1657
-1680, 17. Jh.

Bodensee (Konstanz)

63.91

Lageskizze: Herkunftsorte der Mirakel und Wallfahrtsberichte vom 16.-18. Jahrhundert

Fusca/Treviso (nach Petrus de Natalibus sogar erst der 23. Mai). Nachdem dieses Kloster von den Ungarn 911 zerstört wurde, gelangten die Reliquien in die Abtei St. Silvester/Nonantuola.

Die älteste Aufzeichnung ihres Festes in Radolfzell findet sich im Jahrzeitenbuch (Anniversar) der Münsterpfarrei ULF, das gegen Ende des 14. Jahrhunderts angelegt wurde. An den 12. Kalenden des April (d. ist der 20. April) findet sich ein Tag nach dem Fest des hl. Papstes Leo IX (19. April) der Eintrag <Senesii et Teoponti mr.> sowie ein Nachtrag aus dem 15./16. Jh., der darauf hinweist, daß ein eigener Altar ihnen geweiht wurde. Wie es zur Verschiebung (Verwechslung?) des Festes auf den 20. April kam, wissen wir nicht. Ab dem 17. Jahrhundert scheint man das Fest auf den 4. Januar verlegt zu haben, denn bei der Öffnung 1697 schrieb der Protokollant: „das allhiesige V.O.Stadt, ihre Heilige Haußherren auß althergebrachter Gewohnheit und Tradition, oder Übergab alljährlich den 4. Jenner mit einem feyerlichen Festtag geehrt habe.“ Dies läßt darauf schließen, daß zumindest schon ein bis zwei Generationen vorher eine Verlegung stattgefunden haben muß.

Neben dem bereits erwähnten Hausherrenschrein werden Reliquien der hl. Hausherren noch in zwei weiteren kostbaren Gefäßen aufbewahrt. Zum einen im sogenannten Dreiturm-Reliquar aus der Zeit um 1310 (17. Jh. verändert) und in einem weiteren kleineren, nämlich dem Bursareliquar (byrsa, griech. = Tasche, Beutel). Am 16. April 1436 legte der Reichenauer Abt Friedrich von Wartenberg den Grundstein für die spätgotische Pfeilerbasilika. Eine so gewaltige Aufgabe erforderte einen längeren Zeitraum und so konnte erst 1466 durch Weihbischof Thomas Waldner von Konstanz, der Chor und der Hochaltar zu Ehren der Heiligsten Dreifaltigkeit, der Muttergottes, der Radolfzeller Hausherren und aller Heiligen geweiht werden. Während der Hochaltar schon in der Barockzeit abge-

brochen wurde, blieb hingegen die steinerne Mensa erhalten. Sie weist einen kleinen Hohlraum auf, in dem ursprünglich die Reliquare aufbewahrt wurden. Der Eingang besitzt einen Tympanon-Abschluß, in Form eines mit Krabben besetzten Eselrückens (Kielbogen) an dem ein unbekannter Steinmetz zwei Brustbilder von zwei Männern herausgearbeitet hat. Eine Zeit lang hielt man sie für den Stadtgründer Radolt und seinen Freund Pazificus. In Wirklichkeit stellen sie aber wiederum die beiden kleinasiatischen Märtyrer Theopont und Senesius dar. Fast die gleiche Darstellung, wenn nicht sogar vom gleichen Steinmetz stammend, findet sich am Höllturm, einem nordöstlichen Wehrturm der Radolfzeller Stadtbefestigung. Auf der stadtabgewandten Seite brachte man 1470 ein Sandsteinrelief an, das neben den beiden erwähnten Hausherren Theopont und Senesius, die gotischen Ziffern für das Jahr, nebst den Wappen Radolfzells, Österreichs und des Klosters Reichenau zeigt. Deutlicher könnte man das Schutzpatronat der Hausherren für Radolfzell nicht herausstellen. Jedem Angreifer sollte hiermit gezeigt werden, daß wenn er die Stadt angreift, er es sozusagen mit den Patronen zu tun bekäme. Ein Vergleich mit einer Schutzplakette, z. B. des hl. Christophorus, ließe sich gut anstellen.

Die Wallfahrer, die im 15. Jahrhundert nach Radolfzell pilgerten, bekamen, außer an gewissen Festtagen, hingegen den Schrein und die anderen Reliquien nicht zu sehen. Man ließ sie dafür zum Hochaltar ziehen, an dem von hinten eine Steinstufe (als Kniebank) die Verehrung ermöglichte. Zwei runde kleine Öffnungen (Oculi) ermöglichten den Wallfahrern einen Blick in die Schatzkammer, bzw. es ließ sich ein Tüchlein oder etwas ähnliches in den Hohlraum halten, daß man dann als Erinnerung mit nach Hause nehmen konnte (s. Thöne). Die heiligen Hausherren nahmen spätestens im 15. Jahrhundert auch die Stelle des Patroziniums ein. Zumind. wird in einem Ablaßbrief vom 10. 10. 1440

(bestätigt 7. 4. 1447) durch Kardinal Ludwig, Legat des Baseler Konzils, allen die zum Schmuck des Gotteshauses St. Zeno beitragen, ein Ablass gewährt. In einer weiteren wichtigen Urkunde erteilt Kardinalbischof Guillermus von Ostia, auf Bitten des Priesters Erhard Lanther, Stiftsherr der Kollegiatskirche der hl. Senesius und Theopontus zu Radolfzell, all denen „welche diese Kirche an Epiphanie, Christi Himmelfahrt, Trinitatis, Mariae Verkündigung und dem Weihetag der Kirche besuchen und zu ihrer Wiederherstellung und Ausschmückung beitragen, für jedes der genannten Feste einen Ablass“.

Eine schöne Darstellung der Hausherren aus dem 16. Jh. weist eine wertvolle Handschrift, das „Radolfzeller Notenbuch“ auf. Dieses „Cantatorium officium festivum“ wurde 1558 von einem Konventualen (Adam Bollinger) des nach Radolfzell geflohenen Klosters St. Georgen (Stein am Rhein/Schweiz) gefertigt. Heute befindet sich diese Kostbarkeit in

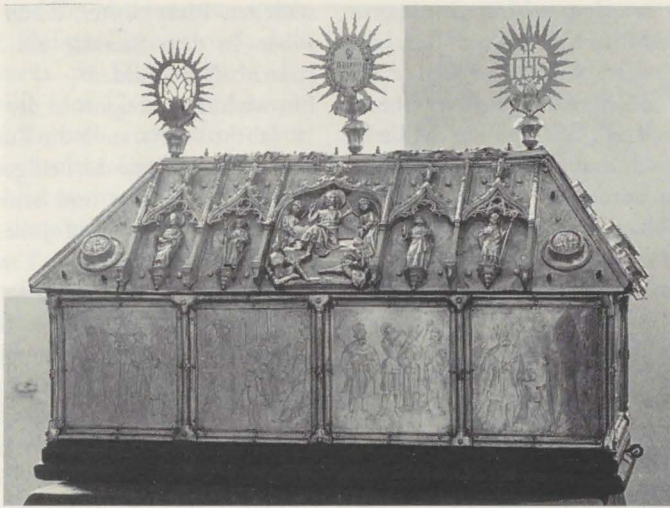
der Hessischen Landesbibliothek in Darmstadt. Die Handschrift ist eindeutig für Radolfzell bestimmt, denn an dem Festtag des hl. Zeno heißt es (fol. 10v.) „De St. Zenone patrono Istius ecclesi“, als auch zum Fest der beiden anderen Hausherren „In festo patronorum Theoponti et Sinesii“, was nur für die hiesige Kirche zutrifft. Insgesamt sind rund 70 Feste des Kirchenjahres mit den jeweiligen Liedanfängen (Antiphonale + Responsoriale) des römischen Offiziums verzeichnet. Neben den großen Feiertagen wie Ostern und Pfingsten, sind einige Gedenktage, die für Radolfzell wichtig waren, mit Initialmalereien (etwa 9 × 10 cm) in Deckfarben verziert. Die Seiten sind 44,8 × 34,2 cm groß mit jeweils einer Spalte à 9 Notensystemen, deren gotische Hufnagelnoten auf schwarzem Fünfliniensystem unter Verwendung von F- und C-Schlüsseln, besonders ins Auge stechen. Die Miniaturen sind in Muschelgold mit Ornamenten versehen, das ganze wird von einem rot-goldenen Kastenrahmen begrenzt, an den am Rande ein farbiges und symmetrisches Blattgebilde ansetzt. (Vergl. Katalog der Hess. Landesbibl. Hs. 29)

Unsere erste abgebildete Miniatur (fol. 15r.) zeigt in dem goldenen Anfangsbuchstaben „N“ zwei Hausherren, nämlich Theopont und Senesius. Links der standhafte kleinasiatische Bischof mit einem Kind und rechts Senesius, der bekehrte ägyptische Zauberer, im Gewand eines reichen Kaufmannes des 16. Jhs. mit seinem Attribut dem Ochs. Die zweite Miniatur (fol. 10v.) mit dem Bild „St. Zeno heilt die besessene Tochter des Kaisers Galienus“, bezieht sich auf die bereits erwähnte Legende.

Diese Miniaturen unterstreichen, daß bis ins 17. Jahrhundert hinein die Stadtpatrone an unterschiedlichen Tagen gefeiert wurden. Das Fest des hl. Zeno in der Regel vor dem Palmsonntag (Ostertermin abhängig) und das Fest der hl. Theopont und Senesius vor Christi Himmelfahrt. Aus dem 16. Jahrhundert stammen außerdem die ältesten Mirakel-



Barocke Ofenkachel von 1745 mit den hl. Hausherren Theopont, Senesius und Zeno Zeichnung: C. Stadler



Hausherrenschrein – Gesamtaufnahme

Foto: B. Liedl, Radolfzell

oder Wunderberichte, in denen sich Menschen in ihrer Not an Gott wandten und die hl. Hausherren um Fürsprache baten. 1683 erschien das „Martyr-Kränzlein“, ein Büchlein des damaligen Pfarrer und Custos zu Radolfzell, Joh. Jacobus Hepp, in dem die ersten Mirakel abgedruckt waren.

1511 stürzte das Kind des Schulmeisters die Stiege herab und man hielt es für tot und wie durch ein Wunder, als man es auf den Hausherrenaltar legte, war es unversehrt.

Es ist hier nicht der Ort solche Mirakel zu beurteilen, letztendlich bleiben solche Berichte eine Glaubenssache. Vielfach wird jedoch deutlich, welche Nöte und Sorgen die Menschen beschäftigten und dies wurde in Radolfzell spätestens ab dem 17. Jahrhundert in Votivtafeln zum Ausdruck gebracht. Die Votivtafeln sind leider dem 19. Jh. zum Opfer gefallen.

„Im Jahr 1511 am Montag nach St. Lorentztag (11. August) ist naher Zell kommen Verena Nesselwangerin von Haldenstätten und hat angezeigt, daß sie 4 Tage und Nächte schwerlich in Kindsnöthen gelegen; aber

nachdem sie durch die Frauen so bey ihr gewesen seynd, zu den lieben Heiligen Hauß-Herren ist verheissen worden, mit einem lebendigen Opfer in Hoffnung von Gott durch die Fürbitt der Heil. Patronen ein fröhlichen Anblick ihrer Frucht zu erhalten, ist sie von Stund an eines schönen Sohnes genesen und danach die Fürbitt mit dem Kind und Opfer, sobald sie auß der Kindbeth gegangen ist, selbstem treulich verrichtet.“

Die Kinderfürsorge und Liebe unterstütze man in Radolfzell, in dem man dem hl. Theopont ein Kind als Attribut beigab. Die Anliegen der Wallfahrer umfassen fast alle menschlichen Krankheiten und Nöte, von Geschwülsten, Halskrankheiten, schweren „Hauptflüssen“, Fußleiden bis hin zu Leistenbrüchen eines Kindes.

Glanz und Höhepunkt der Verehrung in der Barockzeit

Barocke Kapellen und Kirchen sind im Südwesten keine Seltenheit und so erstaunt es keinen, daß auch die liturgischen Feste aus-

giebig gefeiert wurden, mithin eine ganze Reihe neuer Feste und Heiligen in den Jahreskreis einbezogen wurden. Einen Aufschwung der Wallfahrt zu den heiligen Hausherren zu Radolfzell, läßt sich am deutlichsten an der Errichtung eines eigenen Hausherrenaltares im nördlichen Seitenschiff ablesen. In diesen Altar setzte man den Hausherrenschrein und so blieben die Gottesdienste der Chorherren weniger gestört. In den Statuten des Chorherrenstiftes St. Zeno, welches sich aus der Gemeinschaft um Radolt entwickelt haben dürfte und im 11. Jh. neu organisiert wurde, heißt es im 14. Kapitel (Satzung von 22. Juli 1692) über die Pflichten des *Untercustos*:

„Der *Untercustos* muß anwesend sein, wenn vom Kirchenpfleger (*procurator fabricae*) die Schatzkammer mit den Kirchenschätzen (Reliquien) geöffnet wird, die sich am Altar der heiligen Hausherren und dem Epitaph des Seligen Radolt befindet. Opfertgaben und Opfergelder, die von den Gläubigen dort niedergelegt werden, hat er dort an sich zu nehmen, sie zum Nutzen der Stiftskirche zu verwenden, sie zusammen mit dem *Custos* zu zählen und aufzuschreiben.“

1697 wurde mit der Einweihung des neuen Altares auch der Schrein geöffnet, wie es laut vorgefundener Urkunden schon 1412, 1540, 1636, 1656, 1660 und 1689 bereits geschehen war. Auffällig ist die relativ häufige Öffnung im 17. Jahrhundert, was durch das Elend des 30jährigen Krieges und vor allem durch die hierhergezogenen Kapuziner, die die Hausherrenverehrung förderten, bedingt ist.

Über die „Hailthumber und Kürchensachen“ war man stets besorgt, der *Mesner* und seine Helfer durften die Reliquare nur mit Handschuhen anfassen. Vielfach waren sie noch mit zahlreichem Zierrat versehen, denn 1685 wird in einem Inventar der Schrein und die Zenobüste wie folgt aufgelistet:

„Erstens S. S. Theoponti et Sinesii Sarch. Item S. Zenonis haubt mit ainem Corallinen zwickeln, ametistenen halsband und einem chri-

stallenen Pater noster, daran ein Griff von silber. In dem *Sacrario* ein Silberne Monstranz halb vergulden.“

Ein wichtiges Ereignis in der Verehrung des 18. Jahrhunderts, stellt die Zusammenlegung der einzelnen Feste des heiligen Zeno und der Heiligen Theopont und Senesius zu einem Hauptfest dar. Bischof Johann Franz von Konstanz setzte 1725 den Termin des Hausherrenfestes auf den ersten Tag nach der Oktav des Schutzengel-Festes fest. Die damit gezogene Verbindung der Hausherren als „Schutzengel“ der Stadt, war sicherlich beabsichtigt. Bereits 1723 renovierte man den Hausherrenschrein und gab damit einen weiteren Impuls. Die Mirakel häuften sich und wurden unter dem eifrigen Pfarrer und *Custos* Peter Philipp Fischer (1739–63) in einem Wallfahrtsbüchlein (1745) herausgegeben. Neben dem erwähnten Johann J. Hepp hatten bereits die Pfarrer und *Custoden* Franz Balthasar Frey (1688–90), Laurentius Seiber (1693–1700) und Johann Conrad Leiner (1709–38) die Berichte verzeichnet und letzterer in einem Protokoll zusammengefaßt. Das Wallfahrtsbüchlein trägt den Titel „Dreyfach beglückte Zeller Heiligen Zierd“ und wurde in der Hofbuchdruckerei Leonhard Parcus in Konstanz gedruckt. Ein beigefügter Kupferstich (Abb. 8) diente als Andenken für die Wallfahrer. In der untersten Bildzone kniet neben einem Putto mit Stadtwappen, der Stadtgründer Radolt, vor einer Seeansicht Radolfzells (Mitte 18. Jh.). Deutlich erkennt man die wichtigsten Gebäude der Stadt (von rechts nach links) Kapuzinerkloster, Stadtgraben und Befestigungen, Österreichisches Schloßchen, Münster ULF, Rathaus und Ritterschaftshaus sowie das Heilig Geist Spital ganz links mit einem Dachreiter. Über dem barocken Stadtbild tragen schwebende Putten den Hausherrenschrein und die Zenobüste, also die Radolfzeller „Hailthumber“. Die oberste, gleichsam himmlische Zone, wird durch die Wolken abgesetzt, auf denen die Muttergottes mit

dem Jesuskind und die hl. Hausherren sich befinden. Peter Philipp Fischer verdanken wir darüber hinaus die heutige Form der Hausherrenkapelle (um 1745) und das von Johann Caspar Bagnato entworfene neue Pfarrhaus am Marktplatz. Die Zusammenlegung des Festes blieb nicht ohne Auswirkungen. Der Zulauf der weiten Umgebung setzte unaufhaltsam ein. Ein 35 Strophen (!) umfassendes Wallfahrtslied, in dem die Legende der Hausherren gedeutet wurde, scheint nur eine der Auswirkungen des barocken Zuspruchs zu sein. Zeitweise sollen sogar soviel Wallfahrer hierher gepilgert sein, daß es die Anzahl der Einwohner Radolfzells überstieg. Bis zum Ende des 18. Jhs. zählte das Radolfzeller Hausherrenfest zu den größten und beliebtesten Festen im Bodenseeraum. Neben dem religiösen Mittelpunkt spielte natürlich der wirtschaftliche Aufschwung in der Stadt einen nicht zu vernachlässigenden Faktor. Die Bürger von Radolfzell ließen sogar Ofenkacheln mit dem Motiv der Hausherren bemalen, von denen 5 erhalten sind (Abb. 6).

Hinzu kam, daß zahlreiche Viehseuchen den Südwesten heimsuchten. Da die Hausherren als Pestpatrone galten und der hl. Senesius ohnehin einen Ochsenkopf als Attribut besitzt, steigerte sich ihre Bedeutung als Fürsprecher in Viehnöten. Diese Verlagerung vom Kinderpatronat zum Viehpatronat spiegelt sich in den Mirakeln wieder. Die abgebildete Lageskizze (Abb. 7) zeigt all jene Orte, von denen Bürger hierher wallfahrteten. Die ersten überlieferten Mirakel betreffen fast ausschließlich Radolfzell und dehnen sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts partiell auf die allernächste Umgebung aus. Im 18. Jahrhundert verdichten sich die Herkunftsorte und reichen teilweise sogar weit über die Region hinaus (Niedereschach/Rottweil, Breinau). Die Ortschaften der nahegelegenen Halbinsel Höri wurden der Übersicht wegen, auf der Karte zusammengefaßt. Ihre Erwähnung in den Berichten ist selten; weil sie jedes Jahr kamen, bedurfte es keiner Aufzeich-

nung. In einem Verkündbuch aus jener Zeit wird das Hausherrenfest 1746 besonders eine Woche vorher verkündet, weil der Schrein erneut geöffnet werden sollte.

„Nachdem auf den 18. Julii, als morgen 8 tag, in unserer stufts und pfarkirchen einfallet das Patrocinium derer so genannten Heyl. Hausherren Theoponti, Senesii und Zenonis und Sr. Hochfl. Gneden Casimir Antoni, Bischof zue Costanz in reifer beherzigung diser gefährlich aufsehenden und in der nachbahrschaft einreissenden leydigen Vüchensucht auf unterthainigstes Supplicieren der hoch. Gnad dahin verlihen: Das an eben disem tag neben dem sonst gewöhnlichen Gottesdienst als Predigt, Procession und Hochambt, die Heyl. Reliquien, wie das letztemahl im Jahr 1697 beschehen, aus dem Sarg herausgenommen und den anwesenden Volckh zum küssen dargereicht werden solle. Dises Fest hat man Eure Lieb und andacht umb so sonder notificieren wollen, als Gott durch die Fürbitt diser grosen Heyligen schon diser Jahr der von der nachbahrschaft anhero processionaliter wahlenden volckh grose Gnaden erwiesen und mehrmalen bey der gleichen Eröffnung augenscheinlich wunderwerckh gezeiget hat.“

Zum eigentlichen Fest berichtet Peter P. Fischer am Sonntag vor dem Hausherrenfest (= Montag):

„Nachdem bereits vor 8 tagen verkündigt worden, das morgen als montag das Hohe Fest unserer Heyligen Patronen einfallet und aus Gnadigster Licens Sr. Hochfl. Gnaden der Sarg wird eröffnet werden, hat man noch an früh dies bey zusetzen für nöthig erachtet: das nemblich morgen umb 5 Uhr gleich nach eröffneten Sarg denen allhisig angessenen Burgern und anderen die Heyl. Reliquien unter dem Frueambt, unher welchen solche ihr selbst beliebiges opfer auf den hochaltar ablegen, durch drey von zue verordneten Priestern zum kuessen deretwegen umb dise zeit

dargereicht werden solle, damit nemblich unter dem segsten ambt die von der frembde ankommenden Wahlfahrern von gleichem glückh und Kuessung der Reliquien durch die hiesige Burgerschaft nit gehinderet werden mögen, nach welchen allhiesigen Pfarraingesessene sich zue richten und pracize umb 5 Uhr in gegenwertiger Kirch einzufinden haben“

Der besondere Festtag begann also mit der ersten heiligen Messe um 5 Uhr mit der Verehrung der Reliquien für die Einheimischen. Um 6 Uhr schloß sich ein Amt an, darauf folgte um 8 Uhr die Predigt. Nach der Predigt fand die große Prozession unter Beteiligung der ganzen Bevölkerung statt, bei welcher die Reliquare öffentlich herum getragen wurden und das ganze endete mit einem feierlichen Hochamt im Münster. Die Gebetszeiten der Chorherren fanden allesamt an diesem Fest im Chor statt, außerdem gab es eine musikalische Vesper.

Die Vielfalt der Hochschätzung der Hausherrn reicht von dem Wallfahrtsbüchlein (Abb. 8) mit den Mirakeln und dem Wallfahrtslied über verschiedene Hausherrndarstellungen auf Ofenkacheln, Ölbildern, Votivtafeln, Kelchen, einem gestickten Meßgewand, bis hin zu großen Prozessionsfiguren. Die Radolfzeller selbst wallfahrteten indes unter dem Jahr auf die Reichenau. Am Fest des heiligen Markus, schlossen sich der Klerus, Magistrat und die Bürgerschaft von Radolfzell zu einer festlichen Schiffsprozession zusammen und ruderten mit dem Schrein zur Insel, „und wird bei Anländung in der Insul alleinig das Celler-Creutz und dessen mitbringende heiligen Reliquien mit Leutung der größten, der sogenannten Münsters-Gloggen saluiert, welche Ehr keinem anderen auß etlich und 20 herkommenden Creutzen widerfahret. da nun von allen nahe und angelegenen Seeorten zu eben diser dahin mit heiligen Reliquien, Creutz und Fahnen aller Orten her Prozessionsweis geschiffet wird, ist sehr anmuthig zu sehen, wie der See aller

Orthen mit groß und kleinen nach der Insul zählenden Schiffen befahren und andächtig zu hören, wie in disen Schiffen gebetet, in jenen gesungen, und mit was Auferbaulichkeit und Christlicher Andacht durchaus von mäniglich solche allgemeine geistliche Schifffahrt vollbracht werde.“ (Peter Philipp Fischer)

Einen kleinen Eindruck von dem festlichen Gepräge vermittelt einzig noch die Mooser Schiffsprozession, während alle anderen Schiffsprozessionen ein Opfer der „Aufklärung“ wurden. Die Nachbargemeinde gelobte bei einer gräßlichen Viehseuche 1796/97 für die Erhörung ihrer Bitten, eine Prozession zum Hausherrnfest. Tatsächlich hörte die Viehpest auf und seitdem kommen die Mooser nach Radolfzell alljährlich, um Gott zu danken. Die anfängliche Fußwallfahrt entwickelte sich aufgrund der früher häufigeren Überschwemmungen zwischen Moos und Radolfzell, zu einer Schiffsprozession. Moos war aber keineswegs die einzige Gemeinde die hierher pilgerte. Pfarrer Rorschach (1794–1806) zählt in seiner Chronik zahlreiche Gemeinden besonders in den Pestjahren 1796/97 auf:

„Den 7. Novembris kamen hierher mit Kreuz die Kirchengemeinden von Stahringen und Bodmann, um Gott durch die Fürbitte unserer 3 Hausherrn zu bitten, daß sie von der Viehseuche, die beynahe in ganz Schwaben, Bayern, wie auch noch in anderen Ländern grassiert, verschont bleiben. Die vorige Woche kamen in eben dieser Absicht die Pfarrgemeinden (vergl. Kartenskizze) von Sipplingen, Sernatingen und Wahlwiesen . . . hierher. Zu Wahlwies sind schon sehr viele Stücke (Vieh) gefallen. Es wallfaharten sogar die kleine Gemeinde von Deißendorf wegen dieser Ursache hierher, um durch die Fürbitte unserer 3 h. h. Hauspatronen von diesem Übel, welches unter ihrem Vieh schon großen Schaden gethan und sehr viele davon getötet hatt, befreyt zu werden. Diese kleine Gemeinde ist eine Filiale, die nach Seefeldern

unweit der Reichsstadt Überlingen eingepfarrt ist. Sie hatten 7 Stunden bis hierher. Sie opferten auf dem Altar unserer h. h. Schutzpatronen 44 fl., die zu Kirchensachen überhaupt verwendet werden sollen. Da sie keinen Geistlichen bey sich hatten, bathen sie mich ihren Kreutzgang an dem oberen Thor abzuholen. Es war abends als sie ankamen. Sie blieben über Nacht da und Tages darauf nach angehört einigen hl. Messen, gingen sie wieder heim zurück. Ich begleitete sie bis zum Freyhofe (Friedhof) zu St. Jakob hinaus, woher ich sie eingeholt hatte. Man kann sich nicht erinnern, daß jemahls ein Kreutz auf den Abend hier eingetroffen sey.“ „... den 14 t. kamen die von Steißlingen hierher mit Kreutz. An diesem Tag öffnete man den Opferstock bei den 3 hl. Hausherren und man erhob 53 fl. und einige xr. daraus. Er war ungefähr vor 2 1/2 Monath geöffnet (worden), wo man nicht mehr als 12 xr. fand. eben die Viehseuche die diese Zeit über, an so vielen Orthen grassiert, erwog die Leute dermahlen so reichlich zu opfern“ (Aus dem Protokollbuch des Chorherrenstiftes).

Ein aus dem Mittelalter stammender Brauch in Radolfzell, den Kindern Hausherren-Vornamen zu geben, fand in der Barockzeit seine Fortsetzung. Ein Haus und Familienbogen, der über die Jahre 1786–89 angelegt wurde, gibt uns darüber Auskunft, welche Vornamen in Radolfzell am Ende des 18. Jahrhunderts sich besonderer Beliebtheit erfreuten. Durchschnittlich lebten im Zeitraum dieser drei Jahre 962 Personen in Radolfzell, wobei der Anteil der Frauen 55% betrug. In zwei Buchbänden, die heute im Stadtarchiv Radolfzell verwahrt werden, wurden alle Häuser und ihre Bewohner verzeichnet. Auch die Mägde und Knechte, Kinder, selbst die Insassen des Spitals und des Kapuzinerklosters sind aufgeführt. Es sind 95 verschiedene männliche Vornamen, einschließlich der Kinder, die schon früh starben, oder Knechte und Mägde, die sich nur ein Lehrjahr hier aufhielten in der Aufstellung enthalten.

Beliebtheitsskala (1.–11. Platz)

Männliche Vornamen in Radolfzell 1786–89

1) Joseph	100 ×	6) Baptist	24 ×
2) Senesius	50 ×	7) Fidelis	23 ×
3) Johannes	42 ×	8) Theopont	19 ×
4) Antonius	39 ×	9) Georg	19 ×
5) Nepomuc	25 ×	10) Radolph	16 ×
		11) Matthias	16 ×



Dreyfach beglückte Zeller Heiligen Zierd.

Konstanz / gedruckt bey Leonhard Pareus / Hochf. Bischoffl. Hof- Buchdruckern / 1745.

Kupferstich zum Wallfahrtsbüchlein „Dreyfach beglückte Zeller Heiligen Zierd“ von Peter Philipp Fischer, 1745 gedruckt zu Konstanz; unbekannter Künstler

An zweiter Stelle bei den männlichen Vornamen finden wir einen der drei hl. Hausherren, nämlich Senesius, aber auch Theopont und sogar unser Stadtgründer Radolph sind noch unter den ersten elf vertreten. Weit abgeschlagen hingegen der dritte Hausherr, Zeno, der in der Gesamtbilanz nur auf vier Nennungen kommt.

Werfen wir zum Abschluß der Geschichte der Hausherrenverehrung in Radolfzell noch einen Blick ins 19. und 20. Jahrhundert. Mit der Aufhebung des Chorherrenstiftes und im Rahmen der Säkularisierung wurden 1804/06 alle örtlichen Feiertage abgeschafft. So waren die Radolfzeller gezwungen das Hausherrenfest zu verlegen und zwar um einen Tag vor, auf den jeweiligen dritten Sonntag im Juli. Lediglich die Mooser Wasserprozession blieb auf dem alten Festtag (Montag), weswegen das Hausherrenfest seitdem eigentlich 2 Tage umfaßt, den Sonntag mit der Prozession durch die Altstadt und den Montag.

Die Wallfahrt zu den hl. Hausherren ging zwar zahlenmäßig zurück, doch die Verehrung in der Stadt blieb und läßt sich an einer ausführlichen Gottesdienstordnung (ca. um 1830) ablesen. (Gekürzt):

„Am Samstag vorher ist um 3 Uhr nachmittags musikzierte Vesper ohne Monstranz . . . Abends um 19.15 Uhr ist Rosenkranz ohne Aussetzung . . . und so alle Tage durch die ganze Octav. Am heil. Hausherrenfest ist auf dem Altar der heiligen Hausherren ohne Monstranz und ohne Ciborium das Frühamt um 6 Uhr. Es wird während dem Frühamt geopfert und der Priester erhält vom Opfergeld 30 Kreuzer. Um 7 Uhr wird auch eine heilige Messe auf dem Hausherrenaltar gelesen. Es ist neben dem Ehrenprediger noch ein Hilfspriester für den Beichtstuhl notwendig.

Um 8 Uhr ist Ehrenpredigt, zwei Bürger sollten eskortieren vom Pfarrhaus bis zur Sakristei und den Ehrenprediger während dem Heilig-Geistgesang zur Kanzel. Nach der Predigt ist die Prozession mit Leviten, wobei

die kleine Monstranz herumgetragen wird. (Nachtrag von späterer Hand: Jetzt wird die Prozession nach dem Hochamte zum Schluß des Gottesdienstes gehalten). Anfangs vor dem Hinausgehen wird das Pange Lingua (Lied) angestimmt, die Priester, Beamten und Magistratspersonen haben brennende Kerzen, vor der Kirche werden die Knaben und die Mädchen, welche vor dem Priesterkoehr(!) zum Litaneigesang vorgehen. Die türkische Musik und der Litaneigesang wechseln ab. Nach der Prozession wird auf dem Hochaltar der Segen mit dem Tantum ergo etc. gegeben, als dann das Pluvial (Rauchmantel) abgenommen und das Meßgewand angezogen und das Hochamt angefangen . . . Nach dem Hochamt ist die Wetterbenediction. Nachmittags um 14.30 Uhr ist der gewöhnliche Rosenkranz, nachhin musikzierte Vesper, mit Incens auf dem Hochaltar und auf dem Hausherrenaltar, während dem Magnificat. Abends um 19 Uhr ist der Rosenkranz, am Samstag abends der letzte. Am Montag nach dem Fest darf nach Ordinariatsweisung kein musikziertes Amt gehalten werden, sondern die deutsche Messe mit Ciborium am Kreuzaltar und mit Orgel begleitet . . .“

Daß das Hausherrenfest inhaltlich weitergeführt wurde und nicht unterging, dafür sorgte u. a. Pfarrer Rorschach, der 1795 das alte Hausherrenlied (von 1725/45) umschrieb. „weil das Hausherrenlied, welches man bisher zu Ehren unserer Hl. Hausherren und Stadtpatronen an Ihrem Festtag zu singen in Brauch hatte, gar zu alt und undeutlich war, so verfertigte ich ein neues, und ließ es zu Konstanz drucken. Im Jahre 1796 wurde es zum ersten Male so wohl bey der Prozession, als in der Kirche gesungen und zwar mit allgemeiner Approbation.“ (Rorschach-Chronik)

Drei der insgesamt 35 barocken Strophen seien hier als Beispiel angeführt.

„(1) SEY begrüßt, gelobt, geehrt * Theopont getreuer Hirt! * Der den Wölfen hast verwehrt * Vile Schäflein, so verirrt. * Die schon



*St. Theopont mit Kind und St. Senesis mit einem Ochsenkopf Radolfzeller
Notenbuch/Hess. Landesbibliothek Darmstadt Hs. Nr. 29 gemalt von Adam
Bollinger, Radolfzeller 1558*

waren hart verletzte * von dem Wolfsbiß ganz
geheilt, * Hertzhaft hast dich widersetzet, *
GOTTES Gnad hast mitgetheilt.

(11) DER Tyrann ihn (Anm. Senesius) sah
beständig * Theoponto hangen an. * Ließ er
also ihn lebendig * als getreuen Mit-gespahn
* durch den kurtzen Weeg absenden * in deß
Himmels Vatterland. * Durch die Marter bald
vollenden * Seine Reiß in eysen Band.

(20) ALs ein Knab (Anm. Zeno), und zwar
noch frischer * Jüngling woltest fangen an *
Bald zu seyn ein Seelen-Fischer, * Der GOTT
Seelen gewinnen kan. * Hast nach GOTT
angestellt dein Leben. * Eins an ihm allein
verdient * Seinem Dienst dich ganz ergeben,
* Da dein junges Alter grünt.“

1951, noch ganz unter dem Eindruck des
überstandenen II. Weltkrieges, versuchte B.
Koch ein neues zeitgemäßes Hausherrenlied
mit nur vier Strophen einzuführen - doch es
konnte sich gegen die Fassung von Pfr. Ror-
schach nicht durchsetzen. Zu sehr war das
alte Wallfahrtslied in der Bevölkerung veran-
kert, vor allem eben gerade in der Bedrängnis
1933-45 wurde es zum Bekenntnis.

Als am 25. April 1945 die Stadt nach dem
Willen der Nationalsozialisten verteidigt
werden sollte und die französischen Panzer
bereits Radolfzell erreichten, stellte der frz.
Kommandant ein letztes Ultimatum, falls
man die Stadt in diesem Zeitraum nicht über-
gebe, würden Bomber die Stadt einäschern.
Tatsächlich kam es zu ersten Schußwechseln
und um 10 Uhr morgens eröffnete die frz.
Artillerie das Feuer, welches teilweise erwi-
dert wurde. Das Radolfzell dann doch nicht
zerbommt wurde, verdankt es letztendlich
beherzten Männern, die im Vertrauen auf
Gott und die Fürsprache der Hausherren (es
war ja Markustag, an dem seit alters her die
Hausherren und der Evangelist Markus ver-
ehrt wurden!) auf den Münsterturm stiegen,
um die von den Franzosen geforderte weiße
Fahne als Zeichen der Übergabebereitschaft
zu hissen.

Dem II. Weltkrieg fiel allerdings die große
Hausherrnglocke von 1939 zum Opfer, die
1942 zusammen mit sechs weiteren, abgelie-
fert werden mußte. Erst 1953 gelang es für
diese neue gießen zu lassen (Fa. Schil-

ling/Heidelberg), wobei Siegfried Fricker/Jestetten bei der Hausherren-Andacht ein Relief der Stadtpatrone nebst dem Text: „St. Theopont gehöre ich * St. Senesius verehere ich * St. Zeno verkünde ich“ schuf.

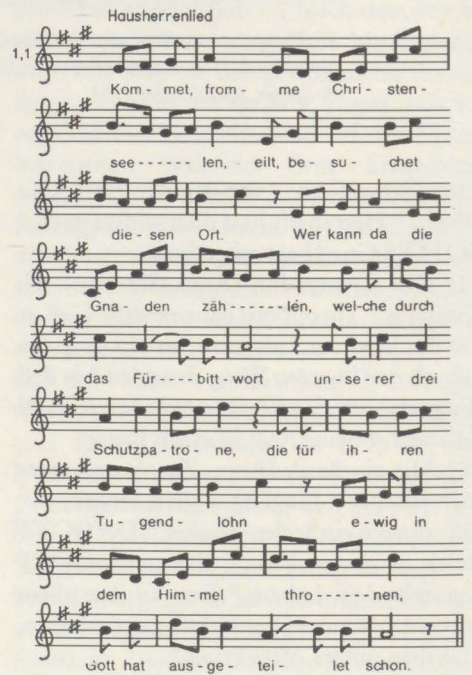
Es gäbe noch vieles, gerade auch über moderne Hausherrendarstellungen zu berichten, doch sei mit einer Kurzfassung über den Ablauf des Hausherrenfestes in den letzten Jahren ein Abschluß gemacht.

Eine Woche vor dem Hausherrenfest findet als Einstimmung auf das Fest jeweils eine Matinee, ein Vortrag statt mit wechselnden Themen zu den Hausherren oder zur Geschichte der Münsterpfarre. Am eigentlichen Wochenende dominieren, trotz vielfältiger weltlicher Aktivitäten (Feuerwerk, Konzerte, Feuerwehrrübung etc.), noch immer die Gottesdienste. Das feierliche Einläuten am Samstag um 17 Uhr eröffnet zusammen mit einer Rhythmusmesse um 19 Uhr den Festreigen. Mit dem Turmblasen am Sonntag um 7 Uhr in der Frühe, erinnert man an eine alte Tradition und begrüßt die Bevölkerung zum Fest. Der eigentliche Hauptgottesdienst ist dann um 9 Uhr unter Beteiligung des Kirchenchores. Als Festprediger lädt man seit langem schon, einen auswärtigen wohnenden allerdings von Radolfzell stammenden Geistlichen ein. Im Anschluß an das Hochamt beginnt die Prozession mit den Reliquien durch die Radolfzeller Altstadt, Seetorstr.-Seestr.-Poststr.-Schützenstr.- bis auf den Marktplatz. Hier beginnt dann der große Fürbittengottesdienst, in dem um Gottes Segen für unser Land und unsere Stadt gebetet wird. Um 11 Uhr folgt die Spätmesse und abends um 19 Uhr die feierliche Hausherren-Vesper mit Aussetzung und Segen. Am Hausherren-Montag, nach einer Frühmesse, werden die Mooser Bürger, die ja mit Blumen geschmückten Booten über den See rudern, am Seeufer abgeholt und alle zusammen ziehen am Seeufer entlang in einer Prozession in's Münster ULF ein, wo das sogenannte Mooser Amt gefeiert wird. Die ganze Woche über

setzen sich die Hausherren-Andachten fort und lassen das Fest ausklingen. Das ganze Jahr hindurch findet indes am alten Wallfahrtstag, dem Mittwoch, um 9 Uhr eine Hausherren-Messe statt, zurückgehend auf eine Stiftung der Barockzeit durch den Chorherrn Philipp Georg Müller.

Die Besucher, die die Begegnung mit den hl. Hausherren von Radolfzell suchen, finden so, selbst noch im 20. Jahrhundert eine glaubwürdige Antwort auf ihre Fragen, in der Christus-Nachfolge, wie es die Stadtpatrone vorgelebt haben. Mögen auch in Zukunft die Hausherren Wegweiser sein, hin zu Gott.

Hausherrenlied



1,1 Kom - met, from - me Chri - sten - see - - - - len, - eilt, be - su - chet die - sen Ort. Wer kann da die Gna - den zäh - - - - lén, wel - che durch das Für - - - - bitt - wort un - se - rer drei Schutzpa - tro - ne, die für ih - ren Tu - gend - lohn e - wig in dem Him - mel thro - - - - - nen, gött hat aus - ge - tei - let schon.

- 1,2 Kommt mit reuevollem Herzen,
Her zu uns nach Radolfzell!
Ihr erhaltet Hilf in Schmerzen,
Hier bei dieser Wunderquell.
Wer sich unsern Schutzpatronen
Recht inbrünstig anvertraut,
Den wird Gottes Zorn verschonen,
Der hatt all' sein Glück gebaut.

- 1,3 Stellet ein das eitle Klagen,
Sei das Übel noch so arg,
Es verschwindt mit allen Plagen,
Hier bei diesem Gnaden-Sarg.
Krankheit, Kriege, Teurung, Mangel
Und dergleichen noch mehr Ding,
Selbst der scharfe Todesangel
Wird durch ihre Fürbitt ring.
- 1,4 Durch sie gibt Gott reichen Segen,
Durch sie öffnet er die Hand,
Durch sie gibt er Sonn' und Regen,
Durch sie schützt er Vieh und Land.
Sie erhalten das Getreide,
Sie verscheuchen alle Not,
Sie erfüllen uns mit Freude,
Ihre Fürbitt bringt uns Brot.
- 1,5 Wartet denn zu ihren Füßen,
Werfet euch mit Andacht hin,
Lasset uns sie singend grüßen,
Singend nach dem Kirchensinn.
Rufen wir sie an um Stärke,
Daß wir leben Gott getreu,
Daß durch alle Wort und Werke
Jeder Gottes Diener sei.
- 1,6 Zeno, Senes, Theopontus,
Die ihr steht vor Gottes Thron,
Bittet für uns unsern Jesus,
Unsern Herrn und Gottes Sohn,
Daß er uns durch Kreuz und Leiden
Führen wolle mit Geduld,
Daß wir jede Sünde meiden
Durch die Kräfte seiner Huld.
- 1,7 Feurig habt ihr Jesu Worte
Angekünd't der Heidenschar,
Unterstützt für alle Orte
Eure Lehr' mit Beispiel war.
Bittet, daß auch wir gern geben
Jesu Wort ein off'nes Ohr,
Daß wir uns zu sein bestreben
Stets ein frommes Christenchor.
- 1,8 Qual und Peinen, Marterschmerzen
Habt ihr ausgestanden viel,
Gut zu sein von ganzem Herzen
War nur euer Lebensziel.
Nun, wir wollen auch so leben,
An den Herrn uns schließen an,
Von dem Laster weichen, beben,
Wie ihr Eifer wohlgetan.
- 1,9 Zeigt euch Väter für uns Kinder
Jetzt und in der Todesstund,
Rettet doch uns arme Sünder
Vor dem schwarzen Höllenschlund.
Macht, daß wir im Jammertale
Fliehen nie der Tugend Lauf,
Daß wir auch zum Himmelmahle
Zu euch steigen einst hinaus.
- 1,10 Gott mit Beten, Jubeln, Preisen,
Höchst beglückte Zeller Stadt,
Ihm Dank, Ehr und Lob erweisen,
Der uns Gnad' geschenkt hat.
Durch den Radolf die Gebeine
Dieser drei Blutzeugen hier,
Bleib' dann klug und bleib' dann reine,
Bleib' im Glauben fest dafür.
- 2,1 Wir stehn freudig hier zusammen,
Gott, in deinem Sohn geeint,
und im Heil, dem wir entstammen,
deine Liebe, Gott, erscheint.
Wir sind Heiligen verbündet
- Bürgen einer bessern Welt -
die den Glauben uns verkündet,
der uns hier zusammenhält.
- 2,2 Hier hat Radolf seine Zelle
aufgebaut für Gottes Wort,
hat erschlossen eine Quelle
neuen Lebens hier am Ort.
Und es stehn in unsrer Mitte
die drei Hausherrn allezeit,
helfen bei Gebet und Bitte,
machen uns für Gott bereit.
- 2,3 Komm in Freuden, komm und singe
frohen Sinns, was dich beglückt,
faß ein Herz dir, komm und bringe
allen Kummer, der dich drückt.
Wo du dich verstrickt in Fragen:
Gottes Wahrheit macht dich frei.
Bist erstickt du schier in Klagen:
Gottes Gnade steht dir bei.
- 2,4 Bist von Sünden du zerschunden
und zerquält von tiefem Leid,
bist an Krankheit du gebunden,
elend in Verlassenheit:
Setz auf Jesus deinen Glauben,
schütte aus vor ihm den Schmerz,
er hilft Blinden, Lahmen, Tauben,
er heilt dein zerrissen Herz.

- 2,5 Bischof Theopont - gegeben
hast du deinem Feind die Hand:
Brücke hin zum bessern Land.
Hilf, daß wir die Worte finden
zur Versöhnung, die verzeiht,
hilf, daß wir uns überwinden,
zu beenden bösen Streit.
- 2,6 Senes - groß ist im Zerstören
wer nur eigner Macht vertraut,
Gott will liebend den erhören,
der auf seine Gnade baut.
Zeig uns, Senes, wenn wir irren,
wo das Licht der Wahrheit brennt,
sag, wenn Mächte uns verwirren,
wie man sich zu Gott bekennt.
- 2,7 Bischof Zeno - sanft und heiter
hast du Jesu Wort gelehrt,
treu und selbstlos als Geweihter
dich für Gottes Reich gewehrt.
Steh uns bei, wenn man den Glauben
uns verspottet und verlacht,
keiner soll das Heil uns rauben,
das Gott liebend uns vermacht.

Hausherrenlied

- Melodie von 1745
- Strophe 1,1-1,10 von 1795
- Strophen 2,1-2,7 verf. von Bruno Epple (1976)

Literatur

- Albert, Peter: Geschichte der Stadt Radolfzell. Radolfzell 1896
- Armbruster, Adolf: Die drei hl. Hausherren und Schutzpatrone der Stadt Radolfzell. Radolfzell 1870
- Berner, Herbert: Die Radolfzeller Hausherren. Radolfzell 1953
- Biglmair, Andreas: Des Heiligen Bischof Zeno von Verona Traktate. Bibliothek der Kirchenväter, 2. Reihe, Band X, München 1934
- Eusebius von Caesarea: Kirchengeschichte. München 1989 (3. A.)
- Fischer, Peter Philipp: Dreyfach beglückte Zeller Heiligen Zierd. Konstanz 1745
- Götz, Franz: Geschichte der Stadt Radolfzell. Radolfzell 1967
- Haeuser, Philipp: Des Eusebius Phamphili Bischofs von Caesarea Kirchengeschichte. Bibl. der Kirchenväter, 2. Reihe, Band 1, München 1932/1989 (3. A.)
- Münsterpfarramt Radolfzell (Hrsg.): Radolfzeller Hausherrenbuch. Radolfzell 1976
- Rorschach, Franz Karl: Chronik der Pfarrei Radolfzell (1796-1805). Pfarrarchiv (Manuskript)
- Thöne, Friedrich: Das Münster ULF zu Radolfzell. Radolfzell 1972
- Walchner, Kasimir: Geschichte der Stadt Radolfzell. Freiburg i. B. 1825
- Werber, Friedrich: Die drei hl. Hausherren und Schutzpatrone der Stadt Radolfzell: Theopontus, Senesius und Zeno nebst einem Gebetbuche Radolfzell 1916 (4. A.)

Das Büchenbronner Wagnerkreuz

Karl-Heinz Hentschel, Karlsruhe

Steinkreuze ohne Inschriften regten schon immer die Phantasie des Volkes an, führten mitunter zu eigentümlichen Geschichten, die sich zumeist um Mord und Sühne rankten. Sühnekreuze, als Sühne für einen Totschlag

erstellt, lassen sich bis in das 13. Jahrhundert nachweisen. Das Material für diese Kreuze war nicht immer vorgeschrieben, aber nur Steinmale konnten die Jahrhunderte überdauern. Als Mahnmahl waren sie Teil einer



Sühnekreuz in Büchenbronn, heute Ortsteil von Pforzheim

Kirchenbuße, neben den manchmal an die Hinterbliebenen und an das „Gotteshaus“ zu entrichtenden Geldbeträgen. Außerdem mußten Seelenmessen für die Erschlagenen gelesen werden, denen dann noch mindestens drei vorgeschriebene Wallfahrten zu folgen hatten.

Überwiegend deuten an Sühnekreuzen angebrachte Zeichen den Berufsstand des Getöteten an. Zuweilen werden aber die Darstellungen als die eigentlichen „Mordwerkzeuge“ gedeutet. In manchen Abbildungen sind nach der volkstümlichen Meinung überdies die Gegenstände zu sehen, die zum Streit und damit zum Tod führten. Da nur selten die zugehörigen Sühneverträge oder „Totschlagbriefe“ in den Archiven überliefert wurden, bleibt uns die Geschichte dieser größtenteils mittelalterlichen Rechtsdenkmäler mehrheitlich verschlossen.

Dies gilt auch für das alte Steinkreuz in Büchenbronn, das am südlichen Ortsausgang, rechts an der Straße nach Salmbach steht. Nach der mündlichen Überlieferung geht es auf einen tödlichen Streit zwischen einem Fuhrmann und einem Metzger zurück. Zu dieser Auslegung führten die an dem Kreuz angebrachten Zeichen, ein siebenspeichiges Rad und ein Beil. Günter Heinz berichtet in seiner Büchenbronner Chronik, daß dieses Kreuz schon am 9. Februar 1480 urkundlich erwähnt wird. Er ist aber im Gegensatz zur mündlichen Überlieferung der Meinung, daß das Kreuz auf ein Hochgericht hinweist und führt dazu wörtlich an: „Auch die eindeutigen Zeichen auf dem Kreuz, nämlich Rad und Beil, lassen sich eigentlich nur auf das Hinrichten durch Rädern und Enthaupten beziehen.“ (Heinz, S. 32 f.) Inzwischen ergaben sich jedoch neue Erkenntnisse. Das Zeichen am linken Balken des Kreuzes ist die Schlicht- oder Breitaxt eines Wagners, die auch als Schlichtbeil bezeichnet wird. Eine gleichartige Axt findet sich in einer Illustration der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung. Die genannte Stiftung bot jeweils zwölf alten,

armen, arbeitsunfähigen Männern Unterkunft und Verpflegung. Für die alten Herren („Brüder“) wurde nach deren Tod gleichsam als Nachruf, eine Zeichnung mit der Darstellung ihrer früheren Berufstätigkeit angefertigt.

In dem Hausbuch der Stiftung wird 1424 der 26. Bruder genannt. Der Text über der Darstellung eines Wagners lautet: „Der xxvj bruder der do starb der hieß wagentreyn.“ Das Bild zeigt einen Wagner, der mit einer Schlichtaxt ein großes Wagenrad bearbeitet. Mit solchen Äxten wurde krummes gerade, glatt oder eben gemacht. Es ist eine Axt, deren Schneide parallel zum Holm verläuft. Sie ist asymmetrisch, d. h. die dem Holze zugewandte Seite ist plan. Die Schärfe entsteht durch den Schliff auf der Gegenseite. Der damalige Zeichner hat diese Eigenart in dem Bild eindeutig wiedergegeben. Vergleichen wir die Einrillung am linken Kreuzbalken mit der Axt auf dem Bild, so werden letzte Zweifel ausgeräumt. Der Axt an dem Büchenbronner Kreuz diente ein Werkzeug als Vorlage, wie es in der im Jahre 1424 entstandenen Berufsdarstellung zu sehen ist.

Die Darstellung der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung macht also deutlich, daß es sich bei dem Zeichen im linken Kreuzbalken um die Schlichtaxt eines Wagners handelt. Dieser Axtform, die nur dem Wagnerhandwerk eigen war, folgte dann im 16. Jahrhundert ein neuer Axttyp. Ein illustrierter Nachruf auf einen 1572 gestorbenen Wagner zeigt diese neue Breitaxt. Dargestellt wird ein Mann, der einhändig ein Breitbeil handhabt, das annähernd die uns heute geläufige Axtform hat. Nachdem sich nunmehr das Zeichen am linken Kreuzbalken einem Wagner zuordnen läßt, wird jetzt auch das Rad unmittelbar neben der Breitaxt verständlich. Beide Zeichen bilden eine Einheit, kamen als Berufszeichen für einen Wagner an das Kreuz. Das Rad soll mit seinen nur sieben Speichen womöglich noch etwas zusätzliches aussagen. Wagenräder sind sonst stets mit acht Spei-

chen wiedergegeben worden. Um die Siebenzahl rankten sich früher allerlei Geheimnisse. Sieben war einmal die Zahl der Schöffen und Zeugen. Es gab sieben Frieden für Haus, Weg, Ding, Kirche, Wagen, Pflug und Teich. Vielleicht sollten die sieben Speichen des Rades eben diese sieben Frieden symbolisieren. Die Sieben eine heilige wie auch böse Zahl, so „die böse Sieben“, die vielleicht auf ein Kartenspiel zurückgeht. Aber in Gegensatz sind zu nennen: Die sieben Bitten des Vaterunsers, die sieben Worte Christi am Kreuz, die sieben Sakramente und die sieben Gebetszeiten. Es wird uns vermutlich für immer verborgen bleiben, ob die sieben Speichen etwas ausdrücken sollten oder sich nur „zufällig“ ergaben.

Es bleibt jetzt die Frage, ob es sich bei dem Büchenbronner Kreuz um ein Gedenkkreuz oder um ein Sühnekreuz handelt. Gedenkkreuze sind Male der Erinnerung an einen Toten, der durch einen Unglücksfall oder durch Gewalt sein Leben einbüßte. Die ersten Gedenkkreuze für Gewalttaten errichtete man vermutlich nur dann, wenn der oder die Täter unbekannt waren oder entkommen konnten und die Tat somit ungesühnt blieb. Sie scheinen erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, ja vielleicht erst im 17. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Mit der „Peinlichen Gerichtsordnung“ Kaiser Karls V. von 1532, setzte sich nach und nach eine neue Rechtsordnung durch, die den althergebrachten Sühneverträgen und damit auch dem Sühnekreuz im Wege stand. Bei den in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erstellten Steinkreuzen ist eine Trennung zwischen Sühne- und Gedenkkreuzen nicht immer möglich. So kündigt ein Steinkreuz mit der Jahreszahl 1595 im Landkreis Pforzheim, von einem Totschlag an Jerg Pfefflin. Ein eingerilltes großes Weberschiffchen spricht für den Beruf des Erschlagenen. Das Kreuz steht heute in Tiefenbronn, im Ortsteil Mühlhausen in der Grünanlage beim Neuen Schloß. Ob es sich aber bei diesem alten Wahrzeichen noch um

ein Sühnekreuz handelt, wissen wir nicht. Die Mehrzahl der alten Steinkreuze sind offenbar als Sühne für einen begangenen Totschlag vom Täter errichtet worden. In der Regel wurde zwischen dem Täter und der Sippe des Getöteten ein Vertrag abgeschlossen. In diesen Verträgen ging es vorrangig um das Seelenheil des Verstorbenen, aber eine Reihe von Bedingungen sollten auch den Täter zutiefst demütigen. Für manchen Täter war es gewiß nur mit Hilfe seiner Angehörigen möglich, die finanziellen Verbindlichkeiten solcher Verträge zu erfüllen. Mehrheitlich werden diese Verträge als „Totschlagbriefe“ bezeichnet. In den ehemaligen vorderösterreichischen Gebieten Badens waren es „Urfehdebrieft“. Die Urfehde war ein eidlich gelobter Verzicht auf Rache für erlittene Feindschaft. Wer diese Zusage nicht einhielt, galt als Meineidiger. Auf zwei im Badischen Generellandesarchiv vorliegende „Urfehdebrieft“ sei hier eingegangen.

Am 21. Februar 1481 wurden die Sühnebedingungen für einen von Haus Fricker in Tenningen begangenen Totschlag ausgehandelt Zugegeben waren alle vier Brüder des Beschuldigten, sowie vier Brüder des Erschlagenen. Die Brüder Frickers nannten dabei die offenbar schon zuvor festgelegten Bedingungen. Zunächst sollte Hans Fricker zwei Wallfahrtsorte in der Nähe in einem Gang barfuß und mit einem Pfund Wachs aufsuchen. Weiteren, kleineren Wallfahrten hatte dann ein Bußgang nach Einsiedeln in der Schweiz zu folgen.

In der Zeit zwischen dem Vertragsabschluß und dem folgenden Pfingstfest sollte Fricker dreißig Messen lesen lassen und dafür dreißig halbpfündige Kerzen bereitstellen. Schließlich hatte er noch ein Steinkreuz in Auftrag zu geben. Der Originaltext dazu lautet: „Item laße er machen und setzen ein Stain Krütz nach bruch sytt und gewonhait deß Landes.“ Um „sträfliche Pein“ zu verhüten, mußte Hans Fricker dem Margrafen, den Amtleuten und dem Gotteshaus, fünfzehn Pfund

Der xxvj bruder der do starb Der hies Wagendrey



Darstellung eines Wagners aus dem Jahre 1424, im Hausbuch der Zwölfbrüderstiftung. Der Text lautet: Der XXVJ bruder der do sturb hieß Wagendrey

„Pfennig“ Freiburger Währung zu Sankt Martin zahlen. Danach aber jährlich fünf Pfund „Pfennig“ auf jeden Sankt Martinstag. Über einen Totschlag den Hans Schmidt in Todtnauberg an Hans Brender, dem Sohn des Altvogts Lorenz Brender begangen hatte, kam es am 15. Oktober 1504 in Todtnau zu einer Verhandlung. In dem Sühnebrief werden zuerst sechs Schiedsleute namentlich genannt. Zusammen mit dem Täter Hans Schmidt sind drei weitere Personen aufgeführt. Ver-

mutlich begleiteten sie ihn als Freunde oder Verwandte. Es wird dann noch darauf hingewiesen, daß viele fromme, ehrbare und biedere Leute, Freunde, Gesellen und gute Gönner, auf beiden Seiten ihre Meinung zu dem Brief kund taten.

In der Einleitung zu den einzelnen Bedingungen erfahren wir nochmals, daß fromme ehrbare Leute „zu einem freundlichen gütlichen Tag“ gekommen seien. Ferner wird vermerkt, daß sich die obengenannten Schiedsleute der

Sache mit Fleiß und Güte nach bestem Verständnis angenommen haben.

Dann folgen im Brief die Sühneauflagen für den Täter Hans Schmidt. So mußte er auf seine Kosten für die arme Seele des Erschlagenen durch vier Priester eine gesungene Seelenmesse lesen lassen, der sich drei weitere Seelenmessen anzuschließen hatten. Zu den vier genannten Messen gehörten vier Baumkerzen von je einem Pfund. Damit aber dreißig Messen erreicht und gehalten werden, „der armen Seel zu Trost und Hilfe“, waren nochmals sechsundzwanzig Messen fällig. Als nächstes forderte der Vertrag eine Wallfahrt zu den Lieben Frauen in Todtmos mit einem Pfund Wachs. Dem schloß sich eine Wallfahrt zu den Lieben Frauen in Einsiedeln an, wozu ebenfalls ein Pfund Wachs gehörte. Für den Besuch der beiden Orte „in zweyen monden“ war eine Bestätigung vorzulegen. Wie in den meisten Sühneverträgen jener Zeit, durfte auch hier das Steinkreuz nicht fehlen. Der zugehörige Text lautet: „So soll er loß noch ein steine creuz sechs Schuh lang und drey Schuh breit.“ Weiter heißt es: „So soll er mit seinem eigenen leib ein fart (machen) zu des lieben Heiligen Kloster Sanct Peter und Paulj zu Rom in eines Jars frist.“ Wenn aber Hans Schmidt innerhalb dieses Jahres „abgieng“ (sterben sollte), so sind dies seine Erben schuldig. Auch für die Wallfahrt nach Rom war eine beglaubigte Bescheinigung vorzulegen. Zuletzt bekam Hans Schmidt den Auftrag, die Kosten für den Scherer zu übernehmen und den Schreiber des Sühnebriefes zu bezahlen. Der Scherer (Barbier) versah in jener Zeit auf dem Land

noch das Amt des Chirurgen. Vermutlich wurde seine Hilfe nach der Tat in Anspruch genommen.

Die Geschichte des Büchenbronner Kreuzes kennen wir nicht, aber dennoch läßt sich zusammenfassend feststellen: Die Stilmerkmale der am linken Balken eingerillten Schlichttaxt weisen in das 15. Jahrhundert, in dem auch das Kreuz urkundlich genannt wird. Es kann als sicher gelten, daß es zu dieser Zeit als Sühnezeichen errichtet wurde. Dann hat es aber auch einmal den zugehörigen „Totschlagbrief“ gegeben. Wahrscheinlich ist diese Urkunde bei den großen Bränden und Kriegswirren früherer Zeiten verlorengegangen. Damit bleiben uns die letzten Geheimnisse des Kreuzes für immer verborgen. Wir wissen jetzt aber, daß seine beiden Zeichen im Gegensatz zur mündlichen Überlieferung vom Tode eines Wagners künden.

Quellen:

Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüder-Stiftung, (1388—1799.) Beschriftete kolorierte und gemalte Bildnisse der Brüder und Pfleger. — Nürnberg. Heinz, G. (1975): Berggemeinde Büchenbronn. Eine Dorfchronik. — Pforzheim. Hentschel, K.-H. (1986): „Die Problematik alter Steinkreuze“ in: Hierzuland, 1. Jahrg. Heft 2, S. 46 ff.
Losch, B. (1981) Steinkreuze in Baden Württemberg. — Stuttgart.
Götzinger, E. (1885): Reallexikon der Deutschen Altertümer. — Leipzig.
Wörterbuch der Deutschen Volkskunde. 3. Aufl. (1981) Stuttgart.
Generallandesarchiv Karlsruhe:
Abteilung 21/7246, Abt. 21/7382



Toni Merz: Im Wannenvinkel (1961)

Hebeldank für Professor Jasumitsu Kinoshita

Elmar Vogt, Hausen im Wiesental

Eine Woche nach den Feiern zu Hebels Geburtstag hat der Hebelbund Lörrach zum traditionellen Schatzkästlein eingeladen.

Zum ersten Mal in seiner über 40jährigen Geschichte verlieh das Präsidium des Hebelbundes den Hebeldank an einen Menschen, der nicht aus dem alemannischen Kulturkreis stammt. Der Präsident des Hebelbundes, Dekan i. R. Gerhard Leser, überreichte den Hebeldank an den Professor für Germanistik, Jasumitsu Kinoshita aus Japan.

Der jüngste Hebeldankträger war gleichzeitig auch Festredner beim Schatzkästlein, der mit seiner Rede über „Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht“, die Zuhörer in excellenter Weise begeisterte.

Das Präsidium des Hebelbundes würdigte damit den außerordentlichen Verdienst von Jasumitsu Kinoshita, der Mitte der achtziger

Jahre über 80 ausgewählte Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel in seine Heimatsprache übersetzt hat. Die elfte Auflage des kleinen Buches ist bereits erschienen und 33 000 verkaufte Exemplare bestätigen den Erfolg und die Arbeit des jüngsten Hebeldankträgers. Die moderne Industrienation Japan und der „rheinische Hausfreund“ Hebel, wie paßt das zusammen?

„Bei Hebel harmonieren aufklärerische Vernunft und Frömmigkeit“, sagt Kinoshita. „Alle Menschen können Hebel verstehen und etwas von ihm lernen“. Dieser Lernprozeß ist unabhängig von der Religion: „Hebel kennt keine Unterschiede zwischen groß und klein, zwischen reich und arm oder zwischen Menschen und anderen Lebewesen“. Der heutige Mensch jedoch verstehe sich als Herrscher der Welt, meint Kinoshita und nennt die



Professor Jasumitsu Kinoshita erhielt den Hebeldank 1992 des Lörracher Hebelbundes.

Foto: Johannes Wenk-Madoery

Umweltzerstörung als Folge der modernen, egozentrischen Gesellschaft. „Diese Kultur befindet sich aber in einer Sackgasse“. Und so hat Jasumitsu Kinoshita für sein Buch Erzählungen ausgesucht, in denen sich Humor und „Hinweise“ die Waage halten, in denen Schelme in Eulenspiegelmanier die Werteordnung auf den Kopf zu stellen. Besonders stolz ist der Japaner, daß zwei seiner übersetzten Kalendergeschichten in Japan in den Schulbüchern zu finden sind. Noch vor zehn Jahren, als Kinoshita Hebel für „sich“ entdeckte, war der deutsche Dichter, Geistliche und Lehrer in Japan kaum bekannt. Doch allein

als Hebelspezialist will Kinoshita auch nicht eingeschätzt werden. „Ich interessiere mich einfach für volkstümliche Literatur“, sagt er. Sein Studium hat mit Goethe begonnen und mit Goethe hört es auch auf; über „Werther“ hat Jasumitsu Kinoshita seine Abschlußarbeit geschrieben.

Der Hebelbund hat es sich zur Aufgabe gemacht, Begegnungen im Sinne Johann Peter Hebels über Grenzen hinweg zu ermöglichen. Die Rede des Hebel dankträgers 1992 wird in der Schriftenreihe des Hebelbundes abgedruckt und Ende Oktober 1992 vorliegen.

Chronik der katholischen Kirche 1992

Josef Dewald, Karlsruhe

Mit der Kirche steht es nicht zum besten. Sie wird von außen, namentlich in den Medien, ziemlich ungeniert attackiert, und sie quält sich im Innern mit Konflikten und Krisen. Das zweite Vatikanische Konzil ist für die einen Ursache dieser Lage und für die anderen der unzulängliche Versuch, sie zu überwinden. Erzbischof Dr. Oskar Saier ist in seiner Theologie und Pastoral geprägt von diesem Konzil. Er sieht in ihm den Anknüpfungspunkt und die Motivation für eine zeitgerechte Seelsorge. So sieht er auch in der von ihm 1989 ins Leben gerufenen diözesanen Pastoralen Initiative eine Folge und Frucht des Konzils, das in der ersten Hälfte der sechziger Jahre in Rom stattgefunden hat. Die Initiative steht unter dem Leitwort „Miteinander Kirche sein — für die Welt von heute“. Und in sie eingebunden war ein Diözesanforum mit zwei Vollversammlungen im Jahr 1991 und einer weiteren und abschließenden im Oktober des Berichtsjahres. Ihm gehörten rund zweihundert Mitglieder an, darunter alle Mitglieder der Dekanekonferenz, des Priesterrats, des Diözesanrats und des Diözesanpastoralrats.

Zwischen den drei Vollversammlungen haben sieben Kommissionen und eine zusätzliche Arbeitsgemeinschaft „Ehe“ Vorlagen erarbeitet mit folgenden thematischen Schwerpunkten: die Zukunft der kirchlichen Gemeinde; die Verantwortung der Christen in der Welt von heute; die Lebenssituationen des heutigen Menschen und die Fragen nach Gott und der Kirche; Gottesdienste und ihre Feier; Sakramentenpastoral, Frau sein in der Kirche; sowie Lebensprozesse und begleitende Seelsorge. Die Kommissionen haben ihre zum Teil recht umfangreichen Vorlagen in Voten mit konkreten Erwartungen und For-

derungen verdichtet, und über sie wurde bei der dritten Vollversammlung eingehend beraten und abgestimmt. Die Resultate lassen sich so zusammenfassen:

1. Zur Zukunft der Gemeinde sprach sich das Forum dafür aus, die Selbständigkeit der Pfarreien und der gewachsenen Filiarkirchengemeinden nach Möglichkeit zu erhalten. Ebenso soll die Einbeziehung der Laien in die gemeinsame Verantwortung auf allen Ebenen weiterentwickelt, und es soll der im Recht der Kirche dafür eröffnete Rahmen ausgeschöpft werden. Angenommen wurde ein weiteres Votum der Kommission I, das die Teilhabe von Laien an der Gemeindeleitung ausdrücklich befürwortet, „weil immer mehr Gemeinden keinen eigenen Pfarrer mehr haben, der auch am Ort wohnt, und die Zahl der Pfarrer weiter ansteigen wird, die mit der Leitung mehrerer Gemeinden beauftragt sind“. Nach Auffassung der Mehrheit der Mitglieder des Forums soll eine entsprechende neue Form der Gemeindeleitung erprobt sowie von einer neu einzurichtenden diözesanen Projektgruppe begleitet und bewertet werden. Eindeutig sprach sich das Forum auch dafür aus, bewährte verheiratete Männer, sogenannte „viri probati“, zum Priesteramt zuzulassen. Zur Diskussion um den Zölibat äußert es in einem Votum wörtlich: „Das Diözesanforum tritt mit Nachdruck dafür ein, daß die Frage, ob die Verpflichtung zum Zölibat Zulassungsbedingungen zum priesterlichen Dienst bleiben soll, offen — auch unter ökumenischen Aspekten — diskutiert wird. Zugleich bittet das Forum alle Verantwortlichen alles zu fördern, damit in den Gemeinden der Wert der Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen neu entdeckt und hochgeschätzt wird.“
2. Die Kommission II mit ihrem Auftrag,

die Welt von heute in den Blick zu nehmen und die Verantwortung der Christen für sie in konkreten Vorschlägen und Forderungen deutlich zu machen, hat die Themenschwerpunkte des ökumenischen Prozesses — Frieden, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung — übernommen und zu ihnen nach dem bewährten Drei-Schritt „sehen — urteilen — handeln“ Voten erarbeitet. Zur Situation mit Wohnungssuchenden in besonderen Notlagen wird die Kirchenleitung darum gebeten, die tatsächlichen und rechtlichen Möglichkeiten zu prüfen, wie Grundstücke im Eigentum kirchlicher Rechtsträger zum Zwecke komplexer Wohnbebauung in Erbpacht an private Bauträger vergeben werden können. Zum kirchlichen Bauaufwand beschloß das Forum, die Bistumsleitung möge den diesbezüglichen Aufwand sowie die Neuausstattung von kircheneigenen Einrichtungen überprüfen. Den Gemeinden wird empfohlen, den Aufwand für Bau und Renovierung namentlich von Kirchen, Gemeindehäusern, Pfarrhäusern und Orgeln unter Berücksichtigung der Not in der Dritten Welt angemessen einzuschränken. Zur menschlichen Arbeit beschloß das Forum, die Bistumsleitung möge Voraussetzungen dafür schaffen, daß alle zwei Jahre auf Diözesanebene ein Tag veranstaltet wird zur Situation und Zukunft der Arbeit. Die Partnerschaft mit Peru soll weiter gefördert und zu einem Modell weltkirchlicher Verantwortung im Bistum werden. Im Zusammenhang damit sprach sich das Forum dafür aus, den diözesanen Solidaritätsfonds „Menschenrechte in Peru“, für den der Diözesanrat mitverantwortlich ist, in „Wolfgang-Zwingmann-Fonds Menschenrechte in Peru“ umzubenennen. Es soll damit die Erinnerung wachgehalten werden an Domkapitular Zwingmann als mutigen Streiter für Frieden und Gerechtigkeit. Weitere Beschlüsse des Forums auf Antrag der Kommission II: Durchführung einer Projektwoche zur Auslandsverschuldung am Beispiel Peru; Förderung von Schalom-Dien-

sten und Einrichtung eines entsprechenden Schalom-Diakonats; Stärkung der Stellung des diözesanen Umweltbeauftragten; Unterstützung des Projekts „Stadt-Land-Partnerschaft“ für ein besseres Miteinander von städtischer und ländlicher Bevölkerung.

3. Im Rahmen der Beratungen der Kommission III fanden folgende Überlegungen und Vorschläge Zustimmung: Einrichtung eines „Haus des Dialogs“ in einer der größten Städte des Erzbistums; Durchführung eines diözesanen Kongresses zu Fragen der menschlichen Sexualität; Überprüfung der Konzepte und Angebote der diözesanen Bildungseinrichtungen mit Blick auf die Auseinandersetzung mit den konkreten Lebensverhältnissen; Hervorhebung des Sonntags für die Erhaltung unserer Kultur; Wahrnehmung der Not in unserem Land; Verstärkung des ökumenischen Miteinanders.

4. In den Voten der Gottesdienst-Kommission wird darum gebeten, dafür Sorge zu tragen, daß das liturgische Leben sowie die liturgische Aus- und Fortbildung gefördert werden. Ebenso soll auf die Einrichtung von liturgischen Arbeitskreisen in den Gemeinden hingewirkt werden. Umstritten war, aber letztlich angenommen wurde folgendes, ökumenisch bedeutsame Votum: „Das Freiburger Diözesanforum bittet den Herrn Erzbischof, sich bei der Deutschen Bischofskonferenz dafür einzusetzen, das Verbot der ökumenischen Gottesdienste am Sonntagvormittag zu überprüfen und entsprechende Leitlinien zu entwickeln. Ferner bittet das Diözesanforum den Herrn Erzbischof, soweit möglich, für die Erzdiözese Freiburg in begründeten Ausnahmefällen einen ökumenischen Gottesdienst am Sonntagvormittag zu gestatten“. Es wurde darauf hingewiesen, daß ein solcher Gottesdienst freilich keine Eucharistiefeier sein könne.

5. Das Grundanliegen der Kommission „Sakramentenpastoral“ findet in folgendem Votum seinen Ausdruck, das vom Forum mit breiter Mehrheit angenommen wurde. Es lau-

tet: „Die Lebens- und Glaubensprozesse, die der Liturgie der Sakramente vorausgehen, zu ihr hinführen und aus ihr folgen, sind Anfang und Frucht des sakramentalen Geschehens selber. Dieser innere Zusammenhang dient als Grundlage für die zu beschreitenden Wege in der Sakramentenpastoral.“ Entsprechend wird die Taufpastoral als ein katechumenaler Weg bezeichnet, der von der ganzen Pfarrgemeinde mitgetragen werden müsse. Empfohlen wird die Bildung von Gesprächsgruppen mehrerer Familien mit Kindern, die getauft werden sollen sowie der Aufbau von Besuchsdiensten, um Kontakte zu ermöglichen. Zur Firmpastoral wird angeregt, die Firmvorbereitung nicht mehr in geschlossenen Jahrgängen durchzuführen, vielmehr ein Firmalter anzustreben nach dem Hauptschulabschluss, ohne Begrenzung nach oben.

Die Arbeitsgemeinschaft Ehe fand Zustimmung mit der Feststellung, daß Eheleute, die im Glauben unterwegs seien, nach einem tieferen Verständnis des Ehesakraments fragen würden. Ihnen könne es Ermunterung und Hilfe sein, wenn Theologie und Verkündigung neu und konsequent bewußtmachen würden, daß die Kirche die Gesamtheit des Lebens in Ehe und Familie als Sakrament sieht und nicht nur die Feier des Sakraments in der liturgischen Trauung. In einem weiteren Votum wird für eine Ehevorbereitung plädiert, bei der Liturgie und Leben ausführlich und gleichgewichtig zur Sprache kommen. Zudem soll eine Info-Schrift erstellt werden für die pastorale Praxis zur Überwindung von Unkenntnis und Mißverständnissen bei Dispensmöglichkeiten, der Taufe und einigem mehr. Das Forum unterstützte auch die Bitte der Arbeitsgemeinschaft „Ehe“ eine Pastoral anzustreben, die unverheiratet Zusammenlebende und wiederverheiratet geschiedene Paare nicht moralisch verurteilt und ausgrenzt, sondern zu verstehen sucht, sie begleitet und ihre Gewissensentscheidung respektiert.

6. Das Votum für die Einführung des Diakonats der Frau hat das Diözesanforum schon während seiner zweiten Vollversammlung im Oktober 1991 ausgesprochen. Nun hat es weitere Bitten folgen lassen: Frauen sollen in die höchsten Leitungs- und Entscheidungsgremien der Erzdiözese berufen werden; eine diözesane Projektgruppe „Frauen in der Kirche“ soll eingerichtet und damit beauftragt werden, frauenspezifische Probleme zu beraten; eine Revision des Gotteslobes und aller liturgischen Bücher soll für eine frauengerechte Sprache sorgen; die in der Kirche ehrenamtlich Tätigen sollen mehr Aufmerksamkeit, Anerkennung und die Erstattung ihrer Kosten bekommen.

7. Die Voten der Kommission VI „Lebensprozesse und begleitende Seelsorge“ fanden ebenfalls die Zustimmung der Vollversammlung des Diözesanforums. Im ersten spricht es sich dafür aus, die Perspektiven einer begleitenden Seelsorge — Liebe Gottes erfahrbar machen, den Menschen zum Gelingen ihres Lebens verhelfen — auf allen Ebenen des Bistums immer mehr in die Pastoral einzubeziehen. In einem weiteren wird darum gebeten, daß Menschen, die in Lebenskrisen geraten sind, Respekt erfahren in der Kirche, also nicht verurteilt und nicht ausgegrenzt werden. Seelsorge soll vom Erleben der Menschen ausgehen, ebenso soll Menschen, die von der Disziplin der Kirche abweichen und dennoch als Christen leben wollen, ihr Christsein nicht abgesprochen werden. Der Dialog sei in jedem Fall einer Verurteilung vorzuziehen. Schließlich wird eine Vereinfachung der Verwaltungsvorgänge auf allen Ebenen des Bistums angemahnt, Raum gefordert in der Kirche für Kreativität, Experimente und Eigenverantwortung sowie ein Anhörungs- beziehungsweise Mitspracherecht der entsprechenden Gemeinden bei der Zulassung von jungen Männern zur Weihe von Priestern und Diakonen wie bei der Besetzung von Stellen mit Hauptamtlichen im pastoralen Dienst erbeten.

Das Forum mit seinem reichen, ansehnlichen Ertrag gilt es nun umzusetzen. Erzbischof Saier wird sich darüber mit den Vorständen der Gremien der Mitverantwortung auf Diözesanebene beraten. Die Mühe und das Engagement vieler Männer und Frauen bei dem Diözesanforum bedeutete er als „Zeichen der Vitalität unseres Glaubens im Erzbistum Freiburg“.

Erzbischof Saier 20—35—60

Erzbischof Dr. Oskar Saier konnte im Berichts-jahr gleich drei Jubiläen begehen: am 2. Juni waren 35 Jahre seit seiner Priesterweihe vergangen, am 29. Juni jährte sich zum zwanzigsten Mal der Tag seiner Bischofsweihe und am 12. August wurde er 60 Jahre alt. Zusammen gefeiert wurden diese Jubiläen am 28. Juni in Freiburg mit einem Pontifikalamt im Münster und einer Festlichen Stunde im Kolpinghaus. Der Staat ehrte bei diesem Anlaß Erzbischof Saier mit dem Großen Bundesverdienstkreuz, und die Theologische Fakultät der Universität Freiburg ehrte ihn mit einer umfangreichen, gehaltvollen Festschrift.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof Karl Lehmann, ein brüderlicher Weggefährte Oskar Saiers seit gemeinsamer Münchener Zeit als junge Priester, befaßte sich in seiner Festpredigt im Pontifikalamt namentlich mit dem geistlichen Amt in der Kirche. Es gehöre ganz in die Kirche hinein, sei nichts für sich. Es komme ganz und gar von Christus her, und es sei ganz in der Kirche und für die Kirche da. Das Wort Amtskirche nannte Bischof Lehmann „eine Perversion von Amt und von Kirche“. Nicht minder sei auch die Variante „Wir sind das Volk“ falsch, wenn sie eine Kirche des Volkes gegen das Amt meine.

In einem ausführlichen Beitrag im „konradsblatt“ zu den Jubiläen von Erzbischof Saier hat Bischof Lehmann zuvor ihn so charakterisiert: „Bescheidenheit und Lautlosigkeit

sind so etwas wie Grundtugenden in Oskar Saiers Leben. Wenn es notwendig ist, dann sagt er aus dieser Stille heraus ein kräftiges und unüberhörbares Wort. Er ist ein Zeuge im besten Sinn. Offenheit und Klarheit gehören für ihn zusammen.“ Lehmann nannte Oskar Saier einen leidenschaftlichen Verfechter der Errungenschaften des Konzils. Er habe sich aber auch Verfälschungen entgegengestellt, die sich gerne auf den „Geist“ des Konzils berufen würden. So sei es denn auch kein Zufall gewesen, daß er sein Münchner Studium mit einer Doktorarbeit abgeschlossen habe, „die ganz einem Grundthema des Konzils — der *Communio* — gewidmet war und die heute noch, zwanzig Jahre nach ihrem Abschluß, auch im internationalen Raum große Beachtung findet.“

Die Gratulationsfeier im Kolpinghaus leitete Generalvikar Dr. Otto Bechtold ein. Im Beisein zahlreicher Ehrengäste brachte er den Dank des gesamten Erzbistums für Erzbischof Saier zum Ausdruck und würdigte dessen große Verdienste insbesondere seit Übernahme der Leitung des Erzbistums vor über 14 Jahren. Bischof Lehmann überbrachte ein Glückwunschsreiben von Johannes Paul II., in dem dieser Erzbischof Saier bescheinigt, er leite das große Erzbistum Freiburg mit sicherem Gespür für die Herausforderungen unserer Zeit. Für den Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum rühmte Klaus Roos (Mosbach) die Bescheidenheit des Jubilars und seine Fähigkeit zur Zuwendung zu jedem Menschen. Dr. Saier sei zuerst „ein pastoraler Bischof“.

Ministerpräsident Erwin Teufel, der im Auftrag des Bundespräsidenten Erzbischof Saier das Große Bundesverdienstkreuz überreichte, bekannte, er sei „ein Sympathisant“ des Jubilars. Zum Verhältnis Staat — Kirche in Baden-Württemberg äußerte Teufel, es könnte besser nicht sein. Für die Theologische Fakultät der Universität Freiburg gratulierte deren Dekan, Prof. Dr. Heribert Smolinsky. Er bezeichnete die Beziehung zwischen Erzbi-

schof und Fakultät als herzlich und gut. Die Festschrift der Fakultät, die er überreichte, trägt den Titel „gemeinsam Kirche sein — Theorie und Praxis der Communio“ und bezieht sich damit auf den Wappenspruch von Dr. Saier „Im Band der Gemeinschaft“. Wie in allen Jahren zuvor nahm Erzbischof Saier auch 1992 in vielfältiger Weise in Wort und Schrift Stellung zu aktuellen Fragen und Problemen in Kirche, Staat und Gesellschaft. So rief er beim Neujahrsempfang in Freiburg zur Erneuerung Europas aus christlichem Geist und zur Solidarität mit der ganzen Welt auf. In seiner Silvesterpredigt hatte er zuvor betont: „Wir stellen uns auch im neuen Jahr den Aufgaben und Problemen, die auf uns zukommen, oder wir gehen sie selbst an.“ In seinem Fastenhirtenbrief sprach er erneut die Europa-Problematik an. Europa sei Chance und Aufgabe unserer Zeit. Die Aufgabe der Kirche heiÙe hierbei Evangelisierung. Das bedeute „Rückkehr zu unseren Quellen und zum Neubeginn aus der ursprünglichen Kraft unseres Glaubens“. In seiner Pfingstpredigt im Freiburger Münster bezeichnete Erzbischof Saier das gegen Gott und den Mitmenschen verhärtete Herz als größten Widerstand gegen den Frieden in der Welt.

Massive Angriffe in der Öffentlichkeit auf die „Amtskirche“ und gegen den Zölibat und zum Teil spektakuläre Amtsniederlegungen von Priestern mit Heiratsabsichten haben Erzbischof Saier im April veranlaÙt, in einem Brief an die Priester des Erzbistums die Kirche als von Jesus Christus so gewollt zu verteidigen und den Zölibat als ein hohes Gut zu rechtfertigen, „das unter dem Druck pastoraler Nöte nicht vorschnell über Bord geworfen werden dürfe!“

Abschied von Dr. Zwingmann

Nach monatelanger schwerer, in wahrhaft großer Geduld ertragener Krankheit ist Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann am 22. Mai 1992 im Alter von 56 Jahren in

Freiburg verstorben. In einer Würdigung im Bistumsblatt schrieb Weihbischof Wolfgang Kirchgässner: „Mit Wolfgang Zwingmann verliert unsere Erzdiözese eine herausragende Priesterpersönlichkeit. Wer ihm begegnete, spürte bald seine geistliche Prägung und Ausstrahlung. Für nicht wenige war er geistlicher Wegbegleiter. Andere sahen in ihm, gerade in den letzten Jahren, den überzeugenden Anwalt für Gerechtigkeit, Solidarität und Frieden in der Welt. Unermüdlich arbeitete er für die Partnerschaft unserer Erzdiözese mit Peru.“

Wolfgang Zwingmann war im Jahr 1960 in Rom zum Priester geweiht worden. Von 1964 bis 1977 war er Sekretär von Erzbischof Dr. Hermann Schäufole und danach Ordinariatsrat. 1985 erfolgte seine Berufung in das Domkapitel. Er war bis zu seinem Tod Persönlicher Referent von Erzbischof Dr. Oskar Saier. Im Ordinariat in Freiburg leitete er die Referate Ausländerseelsorge und Weltkirchliche Aufgaben.

Mit einem feierlichen Pontifikalrequiem im Freiburger Münster nahm das Erzbistum Abschied von Domkapitular Zwingmann. Erzbischof Saier zelebrierte es mit seinen Mitbrüdern im Bischofsamt und im Domkapitel. Ganz in der gelebten Glaubenszuversicht des Verstorbenen begann das Requiem mit dem österlichen Lied „Christ ist erstanden“. Und als Evangelium wurden die Seligpreisungen der Bergpredigt gelesen, die als „Rede von der wahren Gerechtigkeit“ Wolfgang Zwingmann zeitlebens Orientierung und Motivierung für Sehen, Urteilen und Handeln waren.

Erzbischof Saier nannte den Abschied von Zwingmann „eine Stunde der Trauer, des Schmerzes und der Hoffnung“. Alle, die um ihn trauern, dürften von der Hoffnung erfüllt sein, daß er nun in vollendeter Weise Anteil habe am verklärten Leben Jesu. In einer sehr persönlichen Predigt ließ der Erzbischof spüren, wie brüderlich er mit dem Verstorbenen verbunden war. — Der Vorsitzende der Peruanischen Bischofskonferenz,

Bischof José Dammert, schrieb zum Tod von Wolfgang Zwingmann, dieser habe sich für die Partnerschaft zwischen der Erzdiözese und der Kirche in Peru mit großem Engagement und Feuereifer eingesetzt.

Katholikentag in Karlsruhe

Erstmals in der bald einhundertfünfzigjährigen Geschichte der Deutschen Katholikentage fand einer — und zwar der 91. — vom 17. bis 21. Juni in Karlsruhe statt. Sein Leitwort lautete: „Eine neue Stadt ersteht — Europa bauen in der einen Welt“. Die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken hatte es im Hinblick auf den Europäischen Binnenmarkt ab 1. Januar 1993 beschlossen.

In fünf großen Themenkreisen wurde dieses Leitwort in großer Breite und Intensität erörtert. Der erste dieser Themenkreise fragte unter der Überschrift „Gott — Licht der neuen Stadt“ danach, inwieweit Europa noch von christlichen Werten geprägt ist und wie Gott in einer zunehmend säkularisierten Welt erfahren werden kann. Hierbei wurde auch der Dialog mit Andersgläubigen und Nichtgläubigen gesucht. Im zweiten Themenkreis „Neue Stadt — Stadt des Menschen“ wurden wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Herausforderungen erörtert, die sich mit der Einigung Europas ergeben. Im dritten Themenkreis ging es um Versöhnung, um Wege der Zusammenarbeit und des Zusammenlebens in der Vielfalt der Kulturen. Die hoffnungsvolle Forderung „Stadt der offenen Tore“ verdeutlichte die Verantwortung für Asylsuchende, Aussiedler, ausländische Mitbürger und ethnische Minderheiten in Europa. Unter der Überschrift „Gottes Schöpfung in der Stadt des Menschen“ ging der vierte Themenkreis den nahen und weltweiten ökologischen Problemen nach und stellte die Frage nach einem neuen, schöpfungsgerechten Modell des Fortschritts.

Schließlich sollte im fünften Themenkreis verdeutlicht werden und wurde verdeutlicht, daß ein Europa der Zukunft sich nicht als abgeschottete Festung verstehen darf. Es habe sich vielmehr als „unterwegs zur einen Welt“ darzustellen und zu begreifen. Aufgabe der Kirche sei es hierbei, Anwalt der Menschen und der Menschheit zu sein.

Vor allem war bei diesem Karlsruher Katholikentag die Begegnung mit Christen aus ganz Europa wichtig. Denn, so äußerte Bert Deegenhart, Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), auf der ZdK-Vollversammlung im November 1991 in Bonn, „nur gemeinsam können wir von der neuen Stadt Zeugnis geben, nur unser gemeinsamer Einsatz für die eine Welt wird glaubwürdig sein“. So waren denn auch Christen aus über 20 verschiedenen Ländern in Karlsruhe mit dabei.

Besondere Akzente setzen bei diesem Katholikentag die Frauen und die Jugend. Das Frauenzentrum stellte in einem umfangreichen Programm „Lebenswirklichkeit und Lebensentwürfe von Frauen in Europa“ vor und verknüpfte damit die Frage „EG-Binnenraum — eine Herausforderung für Frauen?“ Unter der Überschrift „Europahalle grenzenlos — Hoffnungswerkstätten nicht nur für junge Leute“ wurde das übliche Konzept des Jugendzentrums bewußt geöffnet für Gespräche und Diskussionen mit allen Altersgruppen. Erstmals gab es auch ein Zentrum für Menschen, die mit Behinderungen zu leben haben. Sie sollten und durften wissen, daß der Karlsruher auch ihr Katholikentag ist. Das seit 1978, dem Freiburger Katholikentag, zum festen Bestand gehörende Geistliche Zentrum suchte „im Du Gottes die verborgene Mitte, die in der modernen Stadt verloren zu gehen droht“.

Das ebenfalls seit einigen Katholikentagen bekannte Bibelzentrum wurde im „Jahr der Bibel 1992“ in ökumenischer Trägerschaft organisiert, gemeinsam vom katholischen Bi-

belwerk und der Deutschen Bibelgesellschaft. Zudem wurde es unterstützt vom Evangelischen Kirchenkreis Karlsruhe und der altkatholischen Gemeinde Karlsruhe. Es gab auch wieder ein Jüdisches Lehrhaus und — neu auf einem Katholikentag — ein christlich-islamisches Gespräch.

Der Karlsruher Katholikentag war nicht zuletzt ein großes Fest. Es feierten die 40 000 Dauerteilnehmer mit der Karlsruher Bevölkerung in einer beispielhaften Eintracht und Heiterkeit. Der Autor dieser Chronik äußerte in einem Kommentar, dieser Katholikentag sei unverwechselbar europäisch, ökumenisch und weltoffen gewesen. Er habe nicht nur von Europa gehandelt, seiner guten wie bösen Vergangenheit, seiner schwierigen Gegenwart und seiner ungewissen Zukunft, sondern zugleich Mitwirkende aus nahezu allen europäischen Ländern einbezogen. Als Beispiele dafür dürfen die sieben je zweisprachigen Gottesdienste an Fronleichnam gelten und ebenso die Versöhnungsfeier am Freitag mit den vorausgegangenen fünf unterschiedlichen Hinführungen zu ihr. Die Ökumene bei dieser Katholikentag wurde schon bei der Eröffnungsfeier augenfällig, namentlich durch die Mitwirkung von Landesbischofs Engelhardt und Metropolit Labardakis. Und als weltoffen erwies er sich durch das Bemühen, bedrängende politische Gegenwartsfragen klären.

In einer Botschaft an den Katholikentag, die Nuntius Lajos Kada bei der Versöhnungsfeier am Freitagabend verlas, betonte Papst Johannes Paul II., das Leitmotiv des Katholikentags sei eine glückliche Fortsetzung jener Botschaft, die im Dezember 1991 die römische Synode der Bischöfe für Europa verkündet habe. Die neue Stadt, das himmlische Jerusalem, lasse sich nicht mit einer politischen Größe oder einem innerweltlichen Konzept gesellschaftlichen Lebens gleichsetzen. Sie könne nur von Gott herniedersteigen und im Verlauf der Menschheitsgeschichte nie voll

verwirklicht werden. Sie sei die kommende Stadt jenes Reiches, in das die Weltgeschichte einmünde, das aber die Zeitlichkeit dieser Welt übersteige.

Eine große, bedeutende Rede hielt der baden-württembergische Ministerpräsident Erwin Teufel bei der Hauptkundgebung im Karlsruher Wildparkstadion vor 25 000 Teilnehmern. Teufel, Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, rief zur Mitarbeit am Aufbau Europas in einer Welt auf, die sich immer mehr als Einheit verstehe. Politisch, gesellschaftlich und religiös könne er sich keine größere Herausforderung und keine faszinierende Aufgabe für die junge Generation vorstellen. Europa könne nur von unten nach oben wachsen. Verständnis zeigte Teufel für die Ablehnung des Brüsseler Zentralismus. Aber, so fuhr er fort, Zentralismus führe nicht nur zu unliebsamen Folgen, wenn er aus Brüssel komme, sondern auch, wenn er aus Rom komme. Er empfahl das kirchliche Prinzip der Subsidiarität für den europäischen Alltag, aber auch für die innere Ordnung der Kirche. — Bei der Feier des zwanzigsten Jahrestages seiner Bischofsweihe eine Woche nach dem Katholikentag sagte Erzbischof Saier in Gegenwart von Erwin Teufel diesem herzlichen Dank für seine mannhafte Katholikentags-Rede. Sie sei ein „von Mut und Aufrichtigkeit geprägtes Glaubenszeugnis“ gewesen.

Einen besonderen Akzent erhielt der Karlsruher Katholikentag noch durch einen öffentlichen Disput zwischen dem Paderborner Theologen und Therapeuten Eugen Drewermann und der Berliner CDU-Politikerin Hanna-Renate Laurien über das christliche Glaubensbekenntnis. Trotz erheblicher Gegensätze in der Sache stritten beide fair und ergiebig miteinander. — Drewermann war auch der Star beim „Katholikentag von unten“, der mit dem Deutschen Katholikentag zeitgleich auf dem Karlsruher Meißplatz stattgefunden hat.

Bistumshaushalt 92/93

Die Stärkung der Selbständigkeit und der Selbstverantwortung der Pfarrgemeinden durch eine verbesserte finanzielle Ausstattung gehört nach Auskunft von Generalvikar Dr. Otto Bechtold zu den Schwerpunkten des Haushalts 1992/93 des Erzbistums Freiburg. Er wurde vom diözesanen Kirchensteuerparlament unter Leitung seines Präsidenten Karlheinz Keller Ende Dezember 1991 einstimmig verabschiedet. Für 1992 hat der Haushalt ein Gesamtvolumen von DM 692,836 Millionen und für 1993 ein solches von DM 721,968 Millionen.

In seiner traditionellen Haushaltsrede wies Dr. Bechtold darauf hin, daß in den Bereichen, in denen sich für die Gemeinden besondere finanzielle Belastungen ergeben haben, gezielt höhere Finanzmittel zur Verfügung gestellt würden. Verstärkt gefördert werden vor allem die Kindergärten sowie Filialkirchen und Kapellen mit allsonntäglichem Gottesdienst. Die Notwendigkeit einer Stärkung der Gemeinden und einer Förderung der kooperativen Seelsorge begründete der Generalvikar in seiner Haushaltsrede auch anhand der kirchlichen Statistik: So haben von den 1085 Pfarreien im Erzbistum heute etwa 30 Prozent, in zehn Jahren etwa 40

Prozent keinen eigenen Pfarrer mehr. Wurden 1976 bis 1986 alljährlich über 50 junge Männer als Priesteramtskandidaten aufgenommen und bis 1991 im Schnitt jeweils um die 20 Neupriester geweiht, so begannen vor zwei Jahren nur noch 33 Kandidaten das Theologiestudium mit dem Ziel, Priester zu werden, und 1991 waren es nur noch 20. Das wird, so Otto Bechtold, spätestens 1995 zu einem starken Einbruch bei der Zahl der Neupriester führen. Ein Ziel der Kirchenleitung bleibt es aber, die Gesamtzahl der hauptberuflich in der Seelsorge tätigen Frauen und Männer zu erhalten. Zugleich soll jedoch auch die ehrenamtliche Mitarbeit in den Gemeinden in allen Bereichen mobilisiert werden.

Im Haushalt des Erzbistums wird in konkreten Zahlen deutlich, daß es bemüht ist, eine profilierte, die Jugend ansprechende pastorale Praxis zu fördern, ebenso, daß es der Beratung von Menschen in Not- und Konfliktsituationen immer größere Bedeutung beimißt. Auch der Religionsunterricht und die 18 katholischen Freien Schulen finden angemessene Berücksichtigung. Lobend erwähnte Dr. Bechtold schließlich die Partnerschaft des Erzbistums mit der Kirche in Peru als eine geschwisterliche Beziehung wechselseitigen Gebens und Empfangens.

Aus der Evangelischen Landeskirche in Baden 1991/92

Marita Rödszus-Hecker, Karlsruhe

1. Abschied von Hans-Wolfgang Heidland

Schon zu Lebzeiten hatten sich Legenden um ihn gebildet und wenn die Rede auf den früheren badischen Landesbischof Hans-Wolfgang Heidland kam, gerieten nicht nur die Älteren ins Schwärmen. Sein Verlust hat darum auch diejenigen berührt, die ihn nur vom Hörensagen kannten. Am 11. Januar 1992 verstarb Hans-Wolfgang Heidland im Alter von 79 Jahren in Malsburg-Marzell. Auf eigenen Wunsch wurde er am 14. Januar in Vogelbach bei Kandern im engsten Familienkreis beigesetzt.

In keinem Nachruf blieb es unerwähnt: Der ehemalige Landesbischof war nicht nur ein engagierter, sondern auch ein sportlicher Theologe. Als Ruderer im Mannheimer „Achter“ machte er 1932 bei den Olympischen Spielen in Los Angeles mit. Von 1936 an war er im Anschluß an sein Theologiestudium Vikar in Karlsruhe, Rastatt und Heidelberg. Als Militärseelsorger kam Heidland nach Polen, Frankreich und Rußland. Nach Kriegsende wurde er Pfarrer in Heidelberg und beteiligte sich am Aufbau des Männerwerkes der Landeskirche. 1960 berief ihn die Universität Heidelberg und Heidland lehrte dort bis zu seiner Wahl zum Landesbischof 1964 Praktische Theologie. Nach seiner Pensionierung arbeitete Heidland noch zwei Jahre als Gemeindepfarrer in Kandern. Zwei Jahre lang stand er dort wieder Sonntag für Sonntag auf der Kanzel. In den Kirchenbänken ein paar alte Männer, viele Frauen und — meist not-

gedrungen — auch die Konfirmanden. Nach Lied und Gebet dann die obligatorische Sonntagspredigt.

Noch kurz vor seinem Tod zu Beginn dieses Jahres hat Heidland seine Predigten gesammelt und mit kritischen Kommentaren versehen. „Das Ende der Predigt?“ lautet so der Titel seiner 1992 erschienenen Predigtsammlung. Das Ergebnis: ein Stimmungsbild des Landlebens in den frühen 80iger Jahren; eine Vergangenheitsbewältigung eigener Art.

Der ehemalige Landesbischof Hans-Wolfgang Heidland fühlte sich beim Predigen „wie die Mutter, die ihrem übersättigten Kind doch noch einen Löffel Brei in den Mund schieben möchte und dabei alle bekannten Tricks anwendet.“ Mit unterschiedlichem Erfolg.

Zunächst stand er „noch unter der Zwangsvorstellung, eine ausführliche Predigt halten zu müssen.“ Aber dann wurden die Predigten immer kürzer und prägnanter. „Meine Sanduhr waren die Konfirmanden. Wurden die unruhig, wußte ich: Es ist Zeit für das Amen.“

Sein Fazit: „Die kirchengeschichtliche Epoche der Predigt geht zur Neige.“ „Die übliche Predigt ist oftmals verkrampte Rede in Potenz.“ „Die Vorstellung von einer Allgenügsamkeit der Predigt war eine Illusion.“ Auch wenn Heidland als Gemeindepfarrer sich manchmal vorkam wie „Entertainer“ und „Lorbeerbaum für Feierlichkeiten“, seine selbstkritische Abrechnung zeigt, daß er ein außergewöhnlicher Mensch und Prediger

war. Im November dieses Jahres wurde Heidelands Buch im Evangelischen Oberkirchenrat in einer Feierstunde vorgestellt.

2. Landesbischof Engelhardt wird EKD Ratsvorsitzender

Es fand zwar nicht in Baden statt, aber für die Geschichte der Landeskirche war es doch ein wichtiges Ereignis: Am 6. November 1991 wählten die Synode und Kirchenkonferenz der Evangelischen Kirche in Deutschland Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt zu ihrem neuen Ratsvorsitzenden und damit zum Nachfolger von Bischof Martin Kruse. Von 1966 bis 1980 war Engelhardt Professor an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg, bevor er 1980 sein Amt als Landesbischof der badischen Landeskirche antrat. Als EKD Ratsvorsitzender ist er Repräsentant der fast 30 Millionen Christen, die in der wiedervereinigten EKD leben. Keine leichte Aufgabe in einer Zeit, in der die Stasi-Diskussion in den Medien das Bild der Evangelischen Kirche entscheidend mitprägt, in der laut über die Abschaffung der Kirchensteuer nachgedacht wird und viele Menschen nicht nur der evangelischen Kirche den Rücken kehren. Es kommt, so Engelhardt, nun mehr denn je darauf an, „Menschen, die auf dem Absprung sind, die die Kirche verlassen wollen oder denen die Kirche gleichgültig geworden ist“, wieder ein Gespür dafür zu vermitteln „daß es sich doch lohnt, dabeizubleiben“. In der Asyldebatte, bei Umweltfragen und in der Gestaltung der europäischen Einigung, die auch für die Kirche einen neuen Lebenszusammenhang schafft, wird von der Kirche verlangt, daß sie klar und verständlich redet. Anlässlich seiner Wahl zum EKD Ratsvorsitzenden erreichten Engelhardt Glückwünsche aus allen Himmels- und Parteienrichtungen. In der badischen Landeskirche reagierte man mit zustimmender Freude auf dieses Ereignis. Bei dem einen oder anderen mögen sich aber vielleicht doch Bedenken eingeschlichen ha-

ben, ob nicht der Landesbischof nun die meiste Zeit außer Landes verbringen muß. Dagegen versicherte Oberkirchenrat Klaus Baschang: „Die Gemeinden der badischen Landeskirche könnten befürchten, den Bischof künftig eher im Fernsehen als in ihren Gemeindehäusern anzutreffen. Sie haben aber selbst den größten Nutzen davon, wenn er die Öffentlichkeit für die EKD und deren Arbeit nachhaltig interessieren kann.“ Darüberhinaus versprach er, das Kollegium des Oberkirchenrates werde auf die „zusätzliche Verantwortung“, die Engelhardt mit dem neuen Amt auf sich geladen habe, Rücksicht nehmen.

3. „Mehr als ein Buch“ — Das Bibeljahr in Baden

Auf einem Plakat zum Bibeljahr war der Autor selbst zu sehen: ein imponierender älterer Herr mit weißem Rauschbart, Michelangelo Gott. Nicht von Michelangelo: die Sprechblase, die aus seinem Munde kam. „Kennen Sie meine Lovestory?“ fragte er. Gelegenheit genug gab es in diesem Jahr für alle, den Staub von ihrer Bibel zu wischen, seine „Lovestory“ zu lesen und das Buch der Bücher einmal näher kennenzulernen. Zusammen mit der katholischen Kirche und den Freikirchen haben die evangelischen Kirchen in Deutschland das Jahr der Bibel gestaltet. „Nur gemeinsam können wir heute den Menschen glaubwürdig darstellen, daß die Bibel die Quelle des christlichen Glaubens ist“, schrieb Engelhardt in seiner Neujahrsbotschaft an die Gemeinden. Den Menschen von heute die Heilige Schrift wieder nahezubringen ist keine leichte Aufgabe. Im Bereich der badischen Landeskirche gab es darum eine Fülle von unterschiedlichen Veranstaltungen und Aktionen. Auf dem Bodensee kreuzte das Bibelschiff „Graf Zeppelin“ mit Ausstellungen und Bibelshop. Ein Bibelzug, ein umgebauter Gesellschaftswagen, reiste durch Baden. An Bord: eine Erlebnisausstel-

lung zur Beschäftigung mit dem „Kursbuch des Lebens.“ Gemeinsames Bibellesen, Bibelquiz, Bibelausstellungen, Kinderbibelwochen, die Bibel in der Welt des Films, mit den Augen von Frauen die Bibel lesen — zum Thema „Bibeljahr“ hatte man sich in den badischen Gemeinden jede Menge einfallen lassen.

In Karlsruhe gab es etwas Besonderes zu sehen: Im Rahmen des 91. Deutschen Katholikentages präsentierte die badische Landeskirche eine Ausstellung mit dem Thema „Bilder — Karlsruher Künstler im Dialog mit der Bibel“. Die Bedeutung der Kunst für die Verkündigung der biblischen Botschaft wurde mit dieser Ausstellung auf eindrucksvolle Weise „sichtbar“ gemacht. Neben Bildern von HAP Grieshaber, Karl Hubuch, Otto Laible und Georg Scholz hing auch der „Frauenaltar“ von Candance Carter: die Frauen darauf allesamt Bekannte der Künstlerin aus Karlsruhe. Durch den liebevoll und sorgfältig gestalteten Ausstellungskatalog gab es hier auf jeden Fall mehr zu sehen als nur ein paar „Bilder“.

4. Die Kirche und ihr Geld

Zum ersten Mal in der Haushaltsgeschichte der Evangelischen Landeskirche überschritt der Doppelhaushalt 1992/93 die Milliarden-grenze. Die Kirchensteuereinnahmen lagen 1991 sogar um 15 Prozent höher als 1990. So erfreulich dies auf der Herbstsynode 1991 präsentierte Ergebnis auch war, das Thema „Kirchensteuer“ bleibt ein Dauerbrenner. „Es wird wohl zunehmend schwieriger, den Menschen den Sinn von Kirche zu vermitteln. Wir tun gut daran, uns auf neue Entwicklungen einzustellen“, betonte Oberkirchenrat Dr. Beatus Fischer. Immer mehr Menschen halten es für die einfachste Methode, Steuern zu sparen, indem sie aus der Kirche austreten. Der Kirchenaustritt steht jedermann frei, und garantiert — je nach Höhe des Einkommens — den Ausgetretenen einige hundert Mark

mehr im Jahr, einige hunderttausend Mark weniger für die Arbeit der badischen Landeskirche. In den Augen der Kritiker ist unser traditionelles Kirchensteuersystem ein Relikt aus alter Zeit. Sie plädieren dafür, die Kirche wie in anderen Ländern üblich, nun auch endlich bei uns durch Spenden und Kollekten auf freiwilliger Basis zu finanzieren. Auf kirchlicher Seite aber bezweifelt man, daß dies eine billigere und bessere Lösung wäre. Längerfristige Finanzplanung für kirchliche Aufgaben im sozialen, pastoralen und kulturellen Bereich sind ohne Kirchensteuer kaum möglich. Außerdem würde ein System freiwilliger Kirchensteuerzahlung auch Abhängigkeit von bestimmten Interessentengruppen schaffen. Ohne die Kirchensteuer müßten sich die Pfarrer selbst um finanziellen Unterstützer ihrer Arbeit kümmern. Es könnte einen gravierenden Nachteil in sich bergen, wenn auch bei uns, wie in Amerika, die Pfarrer damit beschäftigt wären, das Geld beizubringen. Die Kirchensteuer ist eine freiwillige Steuer. Gezahlt wird sie allein von denen, die der Kirche angehören. Das Kirchensteuersystem gilt aus verschiedenen Gründen innerkirchlich als effizient und praktisch. Oberkirchenrat Fischer rechnete vor, daß jedes Kirchenmitglied pro Tag 88 Pfennig Kirchensteuer zu zahlen habe, was etwa dem Gegenwert von zwei Brötchen oder weniger als einer Tasse Kaffee entspräche. Sein Fazit: „Gemessen an den Alternativen ist die derzeitige Kirchensteuererhebung für die Wahrnehmung des Auftrages der Kirche angemessen. Sie bietet für die Beteiligten den größten inhaltlichen und materiellen Spielraum, der immer dem Nächsten zuwächst.“ Auf Seiten der Kirche ist man sich weitgehend einig, daß das bestehende Kirchensteuersystem viele Vorteile hat. Aber man sieht ein: Die Leute wollen wissen, wohin ihr Geld fließt. Darum gibt es seit einigen Monaten auch wieder ein aktuelles Informationsblatt der badischen Landeskirche zum Thema „Die Kirche und ihr Geld“. Der größte Anteil der

Ausgaben geht an diejenigen, die in Verkündigung, Lehre und Seelsorge mitarbeiten. Ein geringerer Anteil der Kirchensteuer kommt den diakonischen Aufgaben zugute. Landesbischof Engelhardt betonte darum bei der Frühjahrssynode 1992, die Kirche müsse dazu stehen, daß ein wesentlicher Anteil der Mittel für den unmittelbaren Verkündigungsauftrag in Anspruch genommen werde. Die Akzeptanz der Kirchensteuer werde langfristig abnehmen, wenn sie vorrangig mit diakonischen Aufgaben begründet werde. Deutlich sprach er sich aber gegen eine Änderung des Kirchensteuersystems aus — selbst dann, wenn es im Rahmen der EG-Harmonisierung gefordert werden sollte.

5. Diakonie — „Helfen will gekonnt sein“

Wohnungssuche ist schwieriger denn je. Besonders für Menschen mit wenig Geld und vielen Kindern, ausländische Mitbürger, Menschen in Not — und alleinstehende werdende Mütter. Wie sollen sich Frauen für ihr Kind entscheiden, wenn sie nicht einmal wissen, wo sie für sich und ihren Nachwuchs ein Dach über dem Kopf bekommen können? Den Synodalen der badischen Landeskirche war eines deutlich: in einer solchen Situation kommt es auf ganz praktische Hilfe an. Lange hatte man auf der Herbstsynode 1991 über die „Neuregelung des § 218“ diskutiert. Dabei kam es zu folgendem Beschluß: „Die Landessynode begrüßt dankbar die Arbeit der Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen der Diakonischen Werke in unserer Landeskirche, weil sie darin eine beispielhafte kirchliche Begleitung und Annahme betroffener Frauen und Männer sieht.“ Und weiter: Man richtete einen Fonds ein, aus dem Wohnraum für Frauen in Schwangerschaftskonflikten finanziert werden soll. Eine Million Mark wurden bereitgestellt, um werdende Mütter in sozialer Not bei der Suche nach einer geeigneten Wohnung zu helfen und so die Entscheidung für das Kind zu

erleichtern. Dabei ist besonders an Frauen gedacht, die Schwierigkeiten mit ihrem Partner haben, oder noch im Haushalt ihrer Eltern leben. Schon vier Monate nach dem Beschluß der Landessynode und der Einrichtung des Fonds wurde in Müllheim und Pforzheim der Gedanke in die Tat umgesetzt: Wohnraum angemietet und jungen Müttern zur Verfügung gestellt, die bei der Paragraph 218-Beratung um Hilfe gebeten hatten.

Helfen will gelernt sein. Weiterbildung ist auch in ganz praktischen Bereichen wie etwa der Alten- und Behindertenhilfe nötig. Darum wurde im Sommersemester der bundesweit erste Aufbaustudiengang Diakonie an der Theologischen Fakultät in Heidelberg eingerichtet. Der Diplomstudiengang am Diakoniewissenschaftlichen Institut wendet sich vor allem an Absolventen der Medizin, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Theologie, Pädagogik, Psychologie und Soziologie. Sie dürfe noch einmal vier Semester lang die Hörsaalbank drücken, bevor es endgültig ernst wird. Ziel ist, auf diese Weise junge Leute soweit zu qualifizieren, daß sie Leitungsaufgaben im Bereich etwa der Behinderten- und Altenhilfe, der Freien Wohlfahrtspflege und in medizinischen und sozialpädagogischen Tätigkeitsfeldern übernehmen können.

6. „Viel zu wenig gesagt und getan“

Schon im Jahr zuvor hatten die Anschläge auf Heime mit Ausländern und Asylbewerbern ein beängstigendes Ausmaß angenommen. Immer häufiger kam es auch zu Grabschändungen auf jüdischen Friedhöfen, wie etwa im Oktober 1992 in Karlsruhe. In spontanen Aktionen gingen Bürger auf die Straße, demonstrierten gegen rechtsradikale Übergriffe und beteiligten sich an Mahnwachen und Schutzaktionen für Asylheime. Gemeindepfarrer in Mannheim setzten ein Zeichen, indem sie gemeinsam das größte Asylbewerberheim in ihrem Stadtteil besuchten und

sich über die Lage der Flüchtlinge informieren. Immer wieder verurteilten Landesbischof Engelhardt und Mitglieder des Oberkirchenrates öffentlich die gewaltsamen Aktionen gegen Ausländer und Asylbewerber. Engelhardt appellierte an die Gemeindeglieder, „nicht schweigend beiseite zu stehen.“ Die wiedervereinigte BRD dürfe „kein Deutschland der Verachtung von Menschen sein.“

In vielen Kirchengemeinden überlegt man sich, wie in der gegenwärtigen politischen Situation die Unterstützung von Asylbewerbern aussehen könnte. In Pforzheim etwa ist man schon zur Tat geschritten: Nach einer Entscheidung des Ältestenkreises wurde das Sonnenhof-Gemeindezentrum zum Zufluchtsort für Asylbewerber. Im früheren Diakonissenhaus Bethlehem in Gernsbach-Scheuern finden 150 Asylbewerber eine Unterkunft.

Auch bei der Herbstsynode 1992 in Bad Herrenalb stand das Thema „Asyl“ im Zentrum der Diskussion. Nach Ansicht des Präsidenten der badischen Landeskirche, Hans Bayer, wurde „viel zu wenig gesagt und getan“ angesichts der rechtsradikalen Übergriffe auf Ausländer.

Gerade darum ist, wie der Ausländerbeauftragte der badischen Landeskirche Wolfgang Weber in seinem Referat betonte, „Ausländerarbeit inzwischen hauptsächlich Arbeit an den Einheimischen“ geworden. „Wir alle sind Ausländer, fast überall.“ Der Spruch wurde nicht erst für Autoaufkleber erfunden. Weber zitierte aus einer Schrift aus dem zweiten Jahrhundert: „Jedes fremde Land ist Heimat für Christen und jedes Heimatland ist für sie Fremde.“ Das 20. Jahrhundert werde ein Jahrhundert der Flüchtlinge sein. Weltweit sind ca. 17 Millionen Menschen auf der Flucht. Die „Seelenlage der Nation“ angesichts dieser Situation aber ist bedenklich. „Neu ist die Akzeptanz und die Reichweite des rechtsradikalen Terrors. Er findet breite Zustimmung in der Bevölkerung, auch in unseren Gemeinden.“ Weber kam zu dem

Ergebnis, daß „das Grundrecht auf Asyl und das Rechtsstaatsprinzip nötiger denn je (sind). Sie gilt es in Europa durchzusetzen und nicht abzuschaffen.“

Schließlich einigte sich die Landessynode auf eine „Erklärung zur Flüchtlingsfrage“. Darin heißt es unter anderem:

„Angesichts der gewaltsamen Übergriffe gegen Ausländer in den letzten Monaten erklärt die Landessynode ihre Solidarität mit den Menschen, die auf der Flucht vor Verfolgung, vor Krieg und Hunger bei uns Zuflucht suchen. Sie wendet sich gegen jede Form der Gewalt und bittet alle verantwortlichen Kräfte unserer Gesellschaft, dieser entgegenzuwirken... Die Landessynode bittet alle Christen, für die Rechte der Flüchtlinge auch öffentlich einzutreten und ihnen, wo immer es geht, praktische Hilfe und Unterstützung zu gewähren.“ Die Landessynode kann keine Patentrezepte zur Bewältigung einer schwierigen Situation anbieten, aber die Botschaft Christi verpflichte jetzt eindeutig zum Reden und Handeln.

Auch anlässlich der bundesweiten Demonstration am 8. November in Berlin rief Landesbischof Engelhardt die badischen Gemeinden in einem Brief dazu auf, an diesem Tag „Zeichen der Verbundenheit“ mit den Ausländern in der Bundesrepublik zu setzen. In Gottesdiensten sollte für die Opfer von Gewalt, für Polizisten und alle Verantwortlichen in der Politik gebetet werden. Denn „Gebet und praktische Nähe zu den Menschen“ gehörten zusammen.

7. Neues zum Pfarrerdienstgesetz

Predigt und Glaubenspraxis dürfen nicht auseinanderfallen, hieß es immer wieder auf der Herbstsynode '92. Das gilt auch für die Tätigkeit des Pfarrers und der Pfarrerin selbst. Den zweiten Schwerpunkt der Landessynode bildete die zweite Lesung des neuen Pfarrerdienstgesetzes. Dabei ging es vor allem um den Bereich Ehe, Familie und die Religions-

zugehörigkeit des Ehepartners. Der Fall eines Pfarrvikars, der eine Jüdin geheiratet hatte, löste vor einigen Jahren eine neue Diskussion aus. Der Pfarrvikar durfte seinen Dienst nicht antreten. Denn das Pfarrerdienstgesetz sagte klipp und klar: Der Ehepartner des Pfarrers oder der Pfarrerin mußte einer christlichen Kirche angehören. Und das, obwohl sich die Evangelische Kirche für den Dialog von Christen und Juden immer wieder stark machte. Für Außenstehende nicht leicht zu begreifen, so innerkirchlich Sinn macht. Denn, so wird hier argumentiert, der evangelische Pfarrer kann nicht nach der Weihnachtspredigt nach Hause gehen — und zu Hause wird auf Wunsch der Frau Weihnachten gar nicht gefeiert. Es ginge hier, so wurde immer wieder betont, nicht um moralische Kategorien, sondern um berufsbezogene Kategorien. Berufsleben und Privatleben lassen sich eben im Pfarramt nicht so ohne weiteres trennen. Eben darum ist es immer noch wichtig, daß der Ehepartner der evangelischen Kirche oder zumindest einer christlichen Kirche angehört. Das neue Pfarrerdienstgesetz aber will auch in solchen Fällen flexibel bleiben, wo der Ehemann oder die Ehefrau keiner christlichen Kirche zugehören. „Im Ausnahmefall“ kann es jetzt eine Sonderregelung geben, „wenn die Ausübung des Dienstes nicht erheblich erschwert ist.“

8. Die Einweihung der Moschee in Pforzheim

In der badischen Landeskirche gab auch in diesem Jahr mehr als ein Fest zu feiern. Erwähnt werden sollen an dieser Stellen nur zwei „Hundertjährige“: die 100 Jahr Feier des Epilepsie-Zentrums in Kork unter dem Mot-

to „100 Jahre helfen und begleiten“ und die Hundertjahrfeier des Evangelischen Pfarrvereins für Baden. Eine Feier aber war besonders umstritten: die Einweihung der neuen Moschee in Pforzheim.

Noch bevor das 23 Meter hohe Minarett stand, hatte der Moschee-Neubau in Pforzheim, bislang die einzige Moschee in Baden-Württemberg, für heiße Diskussionen gesorgt. Im September wurde dann der Gebetsraum für die türkischen Muslime in Pforzheim eingeweiht: mit Festreden, der türkischen Nationalhymne, Rezitationen aus dem Koran. Etwa 5000 Besucher waren gekommen. Evangelische und katholische Christen hatten seinerzeit durch einen Spendenbeitrag von ungefähr 8000 DM den Leuchter für die Fatih-Moschee mitfinanziert. Landesbischof Engelhardt nannte die Spenden einen „Beweis zur Dialogbereitschaft.“ Zur Einweihung der Moschee sandte auch er ein Grußwort. Darin hieß es: „Die Moschee ist ein Ort des Glaubens und des Gebetes, ein Ort, an dem Gott angerufen wird. Glaubende der verschiedenen Glaubensrichtungen brauchen solche Orte.“ Juden, Christen und Muslime sollten einander nicht feindselig gegenüberstehen. „Worin wir uns unterscheiden und was uns trennt, ist dabei nicht vergessen. Wir können uns auch in unserer Unterschiedlichkeit erst richtig wahrnehmen, wenn wir uns kennen und umeinander bemühen. Erst im Gespräch nehmen wir unser eigenes Profil und das Profil des anderen wahr.“

Ein weises Grußwort. Diejenige, die daran Anstoß nehmen, sollten noch einmal die Ringparabel in Lessings „Nathan“ nachlesen: „Wohlan! Es eifre jeder seiner unbestochnen/Von Vorurteilen freien Liebe nach!“

Buchbesprechungen

Oskar Wöhrle, Baldamus und seine Streiche. Mit einem Nachwort von Manfred Bosch und Guillaume Platt, Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1992. Im heute noch lesenswerten Jahresband 1940 der „Badischen Heimat“, „Oberrheinische Heimat. Das Elsaß“, herausgegeben von Hermann Eris Busse, sind zu Recht fünf Gedichte von Oskar Wöhrle angeführt, er war damals und ist heute noch ein namhafter und bedeutender Dichter und Schriftsteller aus dem Elsaß, es ist einer, den man nicht vergessen sollte, was leider im Elsaß selbst und auch in deutschen Landen geschehen ist. Darum kann man dem Verlag G. Braun, Karlsruhe, und dem Initiator der Neuherausgabe, Manfred Bosch, Schriftleiter der „Allmende“, Baden-Baden, dankbar sein, daß die dieses Vergessenwerden durchbrochen haben und uns das Erstlingswerk Oskar Wöhrles von 1913 den „Baldamus“, wieder präsentieren, der nach einer erweiterten Auflage von 1927 und 1937, um die 100 000 Exemplare damals erreichte. Dieser fruchtbare Schriftsteller aus dem Sundgau (St. Ludwig) sollte man auch heute noch im oberrheinischen Raum und darüber hinaus Aufmerksamkeit schenken, zum einen, weil er ein Naturtalent, sprachlich, ist und in einer elementaren Sprachkraft die Abenteuer des Baldamus, die stark an den simplizianischen Geist von Grimmelshausen erinnern, wiedergibt, damit als einer der ersten in einer Reihe stehend, die nachher in der deutschen Literatur noch viele Nachahmer gefunden hat. Darüber hinaus ist dieser Baldamus auch so etwas wie ein dokumentarisches Zeugnis von einem, der vor 1914 „auf der Walz war“ — in Westeuropa und in Nordafrika. Dabei ist Oskar Wöhrle kraft seiner Herkunft auch in den Sog der deutsch-französischen Spannungen jener Zeit hineingeraten, was in späteren Jahren noch mehr der Fall war. Bei uns kommt Oskar Wöhrle wieder so langsam ins Gespräch, vor einiger Zeit hat der Verleger Jürgen Schweier aus Kirchheim/Teck über ihn im Rahmen einer Veranstaltung in Kieselbronn bei Pforzheim referiert. Es wäre doch eine Aufgabe, damit man erkennt, was für ein bedeutender Dichter Oskar Wöhrle war und ist, wenn seine „Schiltigheimer Ernte“ zumindestens wieder in Auszügen veröffentlicht werden könnte. me

Dieter Wenz, Die Grenzen in den Köpfen. Deutschland, Frankreich und andere Probeläufe am Rhein, mit vielen neuen Zeichnungen von Tomi Ungerer, Elster-Verlag, Baden-Baden 1992.

Es sind hier in diesem Band vereinigt einige Beiträge, die der Journalist Dieter Wenz für die FAZ (Frankfurter Allgemeine) von 1987 bis 1992 geschrieben hat, sie betreffen vor allem das Elsaß und Lothringen, aber auch die Schweiz und das Markgräflerland, teilweise auch Freiburg. Diese Beiträge sind, journalistisch gesehen, beste Lektüre, außerdem treffen sie von der Sache her den Nagel auf den Kopf. Man sollte diese Sammlung von Aufsätzen allen in die Hand geben, die als Offizielle, als Touristen und auch bloß aus Neugier ins Elsaß aufbrechen. Damit könnte ein wenig der horrende Mangel an Kenntnissen über das Elsaß der Bundesdeutschen inklusive mancher Journalisten und Feuilletonisten, aber auch so mancher Schulmänner aus dem Lande, korrigiert werden. me

Tomi Ungerer, Im Gespräch für Europa / un entretien pour l'Europe. Elster-Verlag, Baden-Baden, in Kooperation mit dem Privatsender Baden-Württemberg „Radio Victoria“, 1992. Dieses Büchlein, das zwispachig gehalten ist, setzt sich für ein Europa der Regionen und darüber hinaus für eine badisch-elsässische Kulturlandschaft ein. Solche Zielvorstellung kann man nur begrüßen. Wie es seine Art ist, führt Tomi Ungerer dieses Gespräch sehr impulsiv und in der ihm inhärenten freien Art. me

Kurt Klein, Schwarzwälder Kalenderblätter. Ein Gang durch das volkstümliche Jahr. Mit Fotografien des Verfassers, 288 Seiten, Waldkircher Verlag, Waldkirch 1992, DM 26,80

Mit seinem neuen Buch „Schwarzwälder Kalenderblätter“ breitet Kurt Klein den ganzen weiten Bereich des frommen Brauchtums, wie es im Schwarzwald erbt und entwickelt wurde, aus. Brauchtum ist dort zu Hause, so vermittelt uns der Verfasser, wo der Mensch die Gesetze seines Lebens der Natur abgewinnt, wo noch Sonne und Mond das Jahr in Jahreszeiten gliedern und nicht ein mechanischer Abreißkalender oder eine elektronische Quarzuhr das Jahr in schnellebige Tage zerpfückt. Brauchtum ist der tiefste Spiegel der Volksseele.

Mit feinem Gespür für die kirchliche Tradition erschließt uns der Verfasser das Jahr mit seinen zwölf Monaten, seinen besonderen Festen und Tagen, die meist um die Namenstage der altbekannten Heiligen ranken. Doch nicht ihr Leben steht im Vordergrund, sondern jenes alte Kultur-

gut, welches das Volk über die Grenzen des Schwarzwaldes hinaus im Laufe der Jahrhunderte als Sitte und Brauch geformt, gepflegt und als Vermächtnis hinterlassen hat. So erfahren wir in Kurt Kleins neuestem Buch von zahlreichen Bauernweisheiten, Wetterregeln und Lostagen, vom Ursprung und den Wurzeln der heimatlichen Bräuche, von regional- und lokalgeschichtlichen Besonderheiten. Oft appelliert der Verfasser mahnend an den Leser, die Rechte der Natur und Kreatur zu beachten und den negativen Erscheinungen des Zeitgeistes entgegenzutreten.

Die ganze Palette des volkstümlichen Jahres wird beschrieben: Dreikönigstag, Petri Stuhlfeier, Fasnacht, Valentinstag, Funkensonntag, Palmsonntag, Ostern, Walpurgisnacht, Pfingsten, Johannistag, Kräuterbuscheltag, Erntedank, Martini, Advent, Nikolaustag, Weihnachten, Sylvester und viele andere Kalenderblätter, die im Schwarzwald seit vielen Jahrhunderten in der Volksseele verankert sind. oft werden überraschende Parallelen aufgezeigt. So etwa, wenn Kurt Klein daran erinnert, daß am „Gefängnisfest“ der katholischen Kirche, Petri Kettenfeier (1. August), der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob 1873 seine sechswöchige Gefängnisstrafe in Radolfszell antreten mußte.

Die „Schwarzwälder Kalenderblätter“ von Kurt Klein gefallen nicht nur durch das profunde Wissen des Volkskundlers und Brauchtumsforschers, sondern auch durch die zahlreichen fotografischen Aufnahmen des Verfassers, die das Kulturgut des volkstümlichen Jahres dem Leser optisch nahe bringen.

— dd —

Heinrich Hansjakob, Aus kranken Tagen. gekürzte Neuauflage. Herausgegeben von Elisabeth Bender mit einem Nachwort von Dr. Helmut Bender. Mit alten Ansichten, 268 Seiten, Waldkircher Verlag, Waldkirch 1992, DM 24,80.

Heinrich Hansjakob, Aus kranken Tagen. ungekürzte Neuauflage mit einem 69 Seiten umfassenden Kommentar, zahlreichen Dokumenten sowie den Krankenakten Hansjakobs und alten fotografischen Abbildungen. 366 Seiten, Acheron-Verlag Wolfgang Winter, Achern 1992, DM 36,—.

Zu den in den Antiquariaten bisher am meisten gesuchten Hansjakob-Büchern zählte das Illenauer Tagebuch „Aus kranken Tagen“ von Heinrich Hansjakob, das 1895 zum erstenmal erschien. In ihm beschreibt der Pfarrer, Politiker und Schriftsteller Heinrich Hansjakob (1837—1916) seinen knapp dreimonatigen Aufenthalt in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern.

Ein Hüne von Gestalt, kraftvoll, volksnah mit breitkrempigen „Heckerhut“ — so ist Hansjakob auch 76 Jahre nach seinem Tod weit über Baden bekannt — ein vitaler Mensch dieser unermüdlischen Schriftsteller, der 74 Bücher in seinem langen

Leben verfaßte. Von wegen! Heinrich Hansjakob war zeit seines Lebens schwer gemütskrank, litt unter ständigen Depressionen, Angstgefühlen, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerten. Außerdem plagten ihn massive Schlafstörungen. Er suchte Zuflucht im Alkohol, nahm ständig schwere Schlaf- und Beruhigungsmittel in hohen Dosen, Opiate und Morphine. Nach eigenen Angaben brauchte Hansjakob pro Tag 60 bis 90 Tropfen Morphinum, um seine „Nerventeufeleien“, wie er seine psychischen Probleme nannte, zu bekämpfen. Anhaltende Schlaflosigkeit, zunehmende Depressionen und „Zwangsvorstellungen“ brachten ihn zum Entschluß, sich am 6. Januar 1894 freiwillig in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau zu begeben, um sich dort kurieren zu lassen. Über seine dortige Behandlung durch den Direktor der Illenau, den Nervenarzt Dr. Heinrich Schüle, verfaßte er das Tagebuch „Aus kranken Tagen“.

Es sind „Erinnerungen“, so der Untertitel, voll großer Ehrlichkeit und Offenheit. Fast narzißhaft beschreibt Hansjakob darin seine psychischen Probleme, gibt jedoch auch detaillierte Schilderungen seiner Leidensgefährten sowie seiner Freunde und Bekannten, die er im Raum Achern besuchte oder die ihn in der Illenau besucht haben. Besonders wertvoll sind die Beschreibung der Illenauer Therapiemethoden, die damals in Europa weithin gerühmt wurden. Insofern ist das Erinnerungsbuch „Aus kranken Tagen“ eine medizin- und psychiatriegeschichtlich äußerst aufschlußreiche Publikation.

Hansjakob hat die Erstauflage von 1895 in einer zweiten Auflage, die 1897 erschien, stark verbessert und erweitert. Die zweite Auflage weist gegenüber der ersten Auflage über 800 Textänderungen auf, die inhaltlich und stilistisch gravierend sind. Neben dem Reisetagebuch „In Italien“ (2 Bände) und Hansjakobs Erinnerungen als Landtagsabgeordneten „In der Residenz“ hat Hansjakob kein anderes seiner Bücher in der zweiten Auflage so verändert wie sein Illenauer Tagebuch „Aus kranken Tagen“. Im Zuge der Euthanasiemaßnahmen der Nationalsozialisten wurde die Illenau 1940 geschlossen und ihre Patienten in der Vernichtungsanstalt Grafeneck (Württemberg) ermordet. Rechtzeitig zum 150. Bestehen der Heil- und Pflegeanstalt Illenau sie wurde im September 1842 gegründet) erschienen zwei Neuauflagen von Hansjakobs „Aus kranken Tagen“.

Die Neuauflage des Waldkircher Verlages, die von Elisabeth Bender und Dr. Helmut Bender herausgegeben wurde, stützt sich leider auf die fehlerhafte Erstauflage des Buches von 1895. Elisabeth Bender beklagt in ihrer Einleitung, daß in der Erstauflage des Buches „die Orthographie mitunter verwirrend“ sei und sich darin „eine Reihe sinnentstellender Druckfehler“ befänden (Seite 6), merkt jedoch nicht, daß Hansjakob all diese Fehler in der zwei-

ten Auflage von 1897 berichtet hatte. Warum wurde also nicht sie der Waldkircher Ausgabe zugrundegelegt? Für den Hansjakobkennner ist es ein besonderes Ärgernis, daß die Herausgeber der Waldkircher Neuauflage den Text noch stark gekürzt und nur etwa siebzig Prozent des Textes wiedergegeben haben. Aus unerfindlichen Gründen wurden wichtige Passagen, wie beispielsweise Hansjakobs Schilderung seines Besuches in der Lenderschen Anstalt in Sasbach oder die Würdigung sowie der Lebenslauf von Hansjakobs engen Freund, des Pfarrers Albin Kern, einfach weggelassen. Im Nachwort sucht man vergebens eingehende Informationen, weshalb Hansjakob die Heil- und Pflegeanstalt Illenau freiwillig aufsuchte. Der Waldkircher Verlag, der bisher die Tagebücher und Reisebeschreibungen Hansjakobs in dankenswerter Weise, ohne Kürzungen vorzunehmen, neu herausgab, hat mit seiner Neuauflage von „Aus kranken Tagen“ ein Torso veröffentlicht, das für die Hansjakobforschung kaum Wert besitzt.

Wer den vollständigen, ungekürzten Text von „Aus kranken Tagen“ kennenlernen will, muß zur Neuauflage des Buches greifen, das im Acheron-Verlag erschienen ist. Der Herausgeber Wolfgang Winter legt seiner Neuauflage den Text der zweiten Auflage von 1897 zugrunde, den Hansjakob noch selbst verbessert und stark erweitert hat. Vor allem enthält sie das wichtige Schlußkapitel, das Hansjakob in der zweiten Auflage vollkommen umgearbeitet und mit dem Hinweis versehen hat, daß er Morphium als ein wirksames Heilmittel für seine Nervenleiden ansehe. Außerdem enthält die Neuauflage des Acheron-Verlages einen 69 Seiten umfassenden Anhang und ausführlichen Kommentar zur Krankheitsgeschichte Heinrich Hansjakobs. In ihm weist Wolfgang Winter nach, wie abhängig Hansjakob vom Gebrauch von äußerst schweren, nach unserem heutigen medizinischen Wissen sehr problematischen Schlaf- und Beruhigungsmitteln, wie Paraldehyd, Veronal sowie den verschiedensten Barbituraten und vor allem Opium und Morphium, war. Zum erstenmal veröffentlicht Wolfgang Winter auch die Krankenakten Hansjakobs und die seines Vaters aus dem Illenau-Archiv. — dd —

Der Neckar-Odenwald-Kreis, herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Neckar-Odenwald-Kreis, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. Zwei Bände mit zusammen 1980 Seiten und zahlreichen Karten, Graphiken und Tabellen im Text und in einer Kartentasche. 158 Mark.

Die Landesarchivdirektion Baden-Württemberg hat es unternommen, für alle Kreise des Landes umfassende Kreisbeschreibungen vorzulegen: mit der Darstellung der natürlichen Grundlagen, der historischen Entwicklung, der Wirtschaft, Gesell-

schaft und Kultur. Nachdem zuerst der Landkreis Biberach ein solches Werk erhalten hat, schließt nun — als erste Kreisbeschreibung für den badischen Landesteil — das zweibändige Werk „Der Neckar-Odenwald-Kreis“ an. Landesweit ist die Reihe auf 80 dickeleibige Bände geplant: in Fortsetzung der Tradition, die im vorigen Jahrhundert durch die berühmten württembergischen Oberamtsbeschreibungen begründet wurde.

Grundlage der Beschreibung sind die durch die Verwaltungsreform neu geschaffenen Landkreise: historisch junge Gebilde, z deren Integration die Kreisbeschreibungen beitragen sollen. Der Neckar-Odenwald-Kreis wurde per Dekret vom 12. Januar 1973 aus den Altkreisen Buchen und Mosbach gebildet, und auch hier soll zusammenwachsen, was vorher nie zusammengehörte, weder historisch, noch konfessionell, noch wirtschaftlich. In den vergangenen 20 Jahren ist tatsächlich einiges zusammengewachsen. In vielen Bereichen aber blieben sich die Neckartäler und Odenwälder, die kurpfälzischen Protestanten und die einst mainzischen Katholiken fremd. Oder gibt es tatsächlich schon ein Wir-Gefühl, das gleichermaßen die Gerichtstettener und die Neukirchener, die Neckarzimmerner und die Mörschenhardter vereint? Man wird dies bezweifeln müssen. Aber merkwürdigerweise spielt der nach wie vor bestehende Riß durch die neugeschaffene Verwaltungseinheit in der vorgelegten Kreisbeschreibung explizit kaum eine Rolle — nur dem Volkskundler Peter Assion ist der katholisch-protestantische Nord-Süd-Gegensatz problematisch genug, um ihn in seinem Beitrag zu thematisieren. In den anderen Kapiteln des rund 2000 Seiten starken zweibändigen Werk wird der Untersuchungsgegenstand — der Neckar-Odenwald-Kreis — selbstverständlich als Einheit akzeptiert.

Es ist das ausgesprochene Ziel der Kreisbeschreibung, Daten und Erkenntnisse zusammenzutragen, die für mehrere Generationen die Grundlagen für die Beschäftigung mit Themen liefert, die mit dem Kreis zusammenhängen. Dafür wurde eine Reihe von Experten gewonnen, die zuvor schon Impulse bei der Erforschung von Geschichte und Gesellschaft der Region gegeben hatten: im geschichtlichen Bereich zum Beispiel der Limes-Experte Egon Schallmayer, Kurt Andermann, der über den Adel im Bauland geforscht hat, und Professor Meinrad Schaab, Verfasser einer „Geschichte der Kurpfalz“; über Volkskultur und Brauchtum schrieb der in Freiburg lehrende, aus Walldürn stammende Professor Peter Assion; gegenwartskundliche Themen — Wirtschaft und Verkehr, Öffentliches und kulturelles Leben — untersuchten vor allem Fachbeamte des Landratsamtes und Vertreter von Fachbehörden, unter ihnen Landrat Gerhard Pfreundschuh. Gerade in den gegenwartskundlichen Beiträgen wird deut-

lich, welche Dynamik die Entwicklung in dem Gebiet des Landkreises gewonnen hat, zum Beispiel beim Strukturwandel der Wirtschaft, aber auch beim Umbruch in der Bevölkerungs- und Wohnsituation in den Dörfern. Zwar ist die Vorstellung einer jahrhundertlang statischen bäuerlichen Gesellschaft eine Fiktion, aber ohne Zweifel verändern sich die Lebensverhältnisse in der Gegenwart gegenüber den Jahrhunderten zuvor geradezu in revolutionärem Tempo. Insofern sind die Daten der Kreisbeschreibung wichtige Grundlagen für Verwaltung und Entscheidungsträger, die gefordert sind, Entwicklungslinien für die Zukunft festzulegen. Andererseits ist allenthalben eine Rückbesinnung auf Geschichte und Tradition festzustellen — und auch für diesen Bereich haben die Arbeiten der Kreisbeschreibung das Material festgehalten und aufbereitet.

Der zweite — wesentlich größere — Teil der Kreisbeschreibung versammelt detaillierte Untersuchungen der 27 Verbandsgemeinden des Landkreises, von Adelsheim bis Zwingenberg. Die Bearbeiter folgen dabei mit leichten Vereinfachungen dem Ordnungsprinzip, das im allgemeinen Teil vorgegeben wurde. Und das legt besonders starken Wert auf die Entwicklung der Gemeinden im 19. und 20. Jahrhundert. Mit den Ortsbereisungsprotokollen der einstigen badischen Bezirksämter, die im Generallandesarchiv lagern und für die Kreisbeschreibung systematisch ausgewertet wurden, war dafür ausgezeichnetes Datenmaterial gegeben. Betrachten die Herausgeber und Bearbeiter diesen zeitlichen Bereich jeweils für die Gesamtgemeinde — obwohl doch solche Verbandsgemeinden erst nach der Gemeindereform in den 70er Jahren, unter teils recht merkwürdigen Ordnungsprinzipien, zusammengewürfelt wurden — so unterscheidet der historische Teil nach Gemeindeteilen, den früheren selbständigen Gemeinden — allerdings nur bis zum Ende des Alten Reiches (1806).

Dieses Gliederungsprinzip ist zumindest problematisch. Es wird der Eindruck erweckt, als gebe es für die 1973 künstlich geschaffenen Verwaltungsgebilde eine gemeinsame Entwicklung und als sei die Gemeindereform quasi der natürliche Endpunkt einer organischen Entwicklung. Ist es nicht viel eher so, daß die alten Gemeinden über das Ende von Kurpfalz, Mainz und der ritterschaftlichen Gebiete hinaus eine in sich geschlossene Entwicklung nahmen, die häufig erst mit dem Zweiten Weltkrieg ihr Ende fand?

Ungeachtet dieser formalen Problematik ist der Wert der in den Einzelbeschreibungen gesicherten Daten enorm. Häufig liegen sie zum ersten Mal in dieser konzentrierten Weise vor. Sie werden zwar auch in Zukunft spezielle Stadt- oder Gemeindegeschichten nicht überflüssig machen: sie können aber gerade Ausgangsbasis dafür sein, daß solche

Geschichten auf zuverlässiger Grundlage erstellt werden.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, daß die beiden Bände reich bebildert sind und insbesondere durch die Luftbilder jeder Gemeinde einen besonderen dokumentarischen Wert haben. 30 Karten, sechs Tabellen, sechs Stammtafeln und 40 Seiten Siglen und Literatur sind in einer separaten Kartentasche beigelegt.

Die Kreisbeschreibung des Neckar-Odenwald-Kreises ist ein Nachschlagewerk, das auf lange Jahre Bestand haben wird. Haben muß: denn ein vergleichbar zeit- und kostenaufwendiges Projekt — zehn Jahre vergingen zwischen Planung und dem Druck — wird so schnell nicht wieder zu realisieren sein.

Jürgen Strein

Bücheler, Heinrich, Carl-Heinrich von Stülpnagel. Soldat — Philosoph — Verschwörer. Biographie, Ullstein-Verlag, 1989

An dieser bemerkenswerten Biographie hat nur der Autor, der Militärgeschichtler Heinrich Bücheler, der aus Herbolzheim im Südbadischen stammt und der in Freiburg studierte, ein badisches Umfeld, allenfalls kann man noch die Großmutter Stülpnagels, die eine Freiin von Rathsamhausen war und einem bekannten elsässischen Adelsgeschlecht entstammte, den oberrheinischen Landen zurechnen. Aber dann ist wieder das Schicksal dieses Edelmanns als Offizier dem badischen Raum als Frankreich benachbart verbunden. Was soll man an diesem Buche bewundern? Die minutiöse Recherche des Autors oder seine flüssige und gut lesbare Diktion, die einem die Lektüre eines doch sehr verschlungenen Soldatendaseins zur Freude macht. Heinrich Bücheler ist es gelungen die Dialektik in dieser noch komplexen Persönlichkeit überzeugend darzustellen, die er durch Rückblenden und Vorwegnahmen in der Darstellung für den Leser noch einsichtiger macht. Jetzt, im Jahre 1992, wird es an Hand dieser ganz philosophisch-ethisch ausgerichteten Persönlichkeit, wieder zur Frage, wie man in dieses böse Abenteuer des 3. Reiches in Deutschland hineinschliddern konnte. Was Heinrich Bücheler so im Nebenbei in diese Biographie hinein gepackt hat an historischem und kulturgeschichtlichen Wissen, das macht das Buch ganz attraktiv. Um zu erfahren, wie es damals war, ist es ein Zeugnis, das gerade der jüngeren Generation hilfreich sein kann.

Heinrich Bücheler hat z. Z. in Bearbeitung den historischen Stoff um Bernhard von Weimar, dieser wird sicherlich hier in Baden mit Spannung erwartet.

me

Johann Peter Hebel: Sämtliche Schriften Band V. Kritisch herausgegeben von Adrian Braunbeh-

rens, Gustav Adolf Benrath unter Mitwirkung von Gerd Müller. 318 S., 140,— DM, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1991

Verlag und Herausgeber gingen ein hohes Risiko ein, als sie die kritische Gesamtausgabe von Hebels Werken, die auf 16 Bänden programmiert ist, in Angriff nahmen. Aber da ist der Verlag C. F. Müller, der sich aus alter Tradition nach wie vor der Herausgabe von Hebels Werken verpflichtet fühlt, ein echter Hebel-Verlag also. Und da ist auch Adrian Braunbehrens, Idealist, Initiator und Motor des gesamten Vorhabens, der für dessen Gelingen hohe finanzielle Opfer gebracht hat und noch bringt. Bei so viel Engagement beider Seiten ist es schade, daß das Land mit der Bezuschussung dieses Werkes — gelinde ausgedrückt — sehr zurückhaltend ist. Dabei war es hohe Zeit, daß die kritische Gesamtausgabe von Hebels Werken in Angriff genommen wurde, sie war längst fällig. Für andere Dichter ist eine solche schon lange erfolgt. Hoffen wir, daß das begonnene Werk nach und nach beendet werden kann und die ihm gebührende Unterstützung findet.

Von den geplanten 16 Bänden sind bis jetzt die Erzählungen und Aufsätze Hebels (Bd. II und III) und die Biblischen Geschichten (Bd. V) erschienen. Es sollen als nächste die Alemannischen Gedichte und die Apparatbände zu den beiden Prosa-bänden folgen. Der Band V enthält also die „Biblischen Geschichten. Für die Jugend bearbeitet. 1. und 2. Bändchen“, weiterhin die Geschichte des Textes und der Drucke und im Anhang die Bearbeitung der Biblischen Geschichten Hebels durch einen katholischen Geistlichen (1825), das Verfahren der Textdarstellung und die Dokumentation der Bearbeitung.

Die Biblischen Geschichten waren Hebels letzte große Arbeit. Sie sind entstanden aufgrund des Auftrages der Kirchenleitung, für den Gebrauch im evangelischen Schulunterricht Badens ein neues Lesebuch zu fertigen, das die Biblischen Historien von Johann Hübner aus dem Jahre 1714 ersetzen sollte. Auf die Art und Weise, wie sich Hebel den Auftrag verschafft hat, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Er erwies sich jedenfalls als gewiefter Taktiker, der den längst mit der Sache beschäftigten Theologen Johann Ludwig Ewald ausmanövrierte. Hebel erhielt den Auftrag Anfang 1819, aber die beiden Bändchen erschienen erst 1824 bei Cotta, zwei Jahre vor Hebels Tod. Die Ursache der nicht geplanten langen Entstehungszeit liegt nicht nur in den äußeren Umständen, vielleicht schon mehr in der Inanspruchnahme durch das Prälatenamt, mit dem Hebel 1819 betraut worden war, oder in seiner abnehmenden Produktivität. Wenn ihm auch Stoff und die Aufgabe vertraut waren, lebte Hebel doch in den Geschichten der Bibel, seit sie ihm die Mutter erzählt hatte, und er hatte sie auch ein Leben lang im Unterricht behandelt, so waren

die Biblischen Geschichten doch die größte Aufgabe seines geistigen Schaffens. Hier war es nicht möglich, Kalendergeschichten zu sammeln oder zu ersinnen, hier hatte es Hebel mit dem vorgegebenen Stoff der Bibel zu tun. Diese aber ist voller Wunder, die das Eingreifen Gottes für den Verstand unerklärlich machen. Hebels Zeit aber stand noch unter dem Einfluß der Aufklärung, in der man alles auf natürliche Weise zu erklären suchte. Da hatte Hebel hart zu ringen, um der reinen Aufklärung noch etwas Besseres entgegen zu setzen. Ohne auf diese Problematik weiter eingehen zu können, kann man doch feststellen, daß man dem fertigen Werk Hebels diese Schwierigkeiten kaum mehr anmerkt, mit denen er zu kämpfen hatte.

Hebels Biblische Geschichten fanden großen Anklang und schon 1930 erschien eine dritte Auflage. Sie dienten zehn Jahre lang als amtlich eingeführtes Schulbuch. Die Generalsynode 1834 nahm die ersten Veränderungen vor. Dann aber war es die unter dem Einfluß einer neu aufgekommenen Orthodoxie stehende Generalsynode des Jahres 1855, welche die Biblischen Geschichten schwer angriff und sie vom Lehrplan absetzte. Man warf Hebel mangelnde Bibeltreue, Vernachlässigung des objektiven Charakters der Bibel, Subjektivität des Verfassers, Schmälerung der unmittelbaren Wirkung der Bibel durch Bemerkungen und Reflexionen usw. vor. Ein neues Unterrichtswerk löste 1858 Hebels Buch endgültig ab.

Und dennoch: Hebels Biblische Geschichten wurden immer wieder gedruckt, denn sie sind eben mehr als ein bloßes Lehrbuch. „Sie sind ein Schatzkästlein biblischer Weisheit. Wer dieses andere Schatzkästlein Hebels nicht kennt, kennt Hebel noch nicht und bringt sich dadurch um etwas vom Schönsten und Tiefsten, womit er uns beschenkt hat.“ (Fritz Buri in seiner Rede beim „Schatzkästlein zu Lörrach“ 1966) Der Leser merkt's, wenn er den hervorragend betreuten Band V der kritischen Gesamtausgabe der Werke Hebels in die Hand nimmt und sich darin vertieft. Vögly

Martin Burkhardt, Wolfgang Dobras, Wolfgang Zimmermann: **Konstanz in der frühen Neuzeit; Reformation, Verlust der Reichsfreiheit, österreichische Zeit.** Band III der Konstanzer Stadtgeschichte. 480 S. mit zahlreichen Abb., Leinen 118,— DM. Stadler Verlagsgesellschaft Konstanz, 1991

Es ist schon ein gewaltiges Unternehmen die 2000 Jahre wechselvoller Geschichte der Stadt Konstanz in sechs Bänden zu publizieren. Dazu brauchte es einen traditionsreichen und renommierten Verlag, wie die Stadler Verlagsgesellschaft einer ist, und eben auch Förderung durch die Stadt und Sparkasse Konstanz. Zum andern aber hängt so ein Werk

von den Autoren ab, die es zu schreiben haben. Man weiß, daß jahrelange Forschungsarbeiten und nie erlahmende Archivstudien dazu notwendig sind, um die Darstellung wissenschaftlich unangreifbar zu machen. Darüber hinaus braucht es neben einem hervorragenden Sachverstand der Autoren auch deren Fähigkeit, den komplexen Stoff lesbar und interessant darzubieten, eine Fähigkeit, die nicht alle Wissenschaftler besitzen. Der hier zu besprechende Band III des Geschichtswerkes erfüllt alle Anforderungen. Der Text ist gut und klar geschrieben, der vorgegebene Zeitraum wird umfassend dargestellt, und der Text findet durch die vielen guten Illustrationen eine wertvolle Ergänzung.

Und es ist ja auch ein hoch interessanter Zeitraum, der hier behandelt wird: Drei Jahrhunderte von der Reformation bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806. Die früh zur Reformation gelangte Stadt wurde führend in der Ausbreitung des neuen Glaubens in Südwestdeutschland. Dies wurde ihr zum Verhängnis, als die Stadt 1548 durch die Gegenreformation die Reichsfreiheit verlor und zur österreichischen Landstadt „degradiert“ wurde. Dies war der schwerste politische Schlag, den Konstanz hinnehmen mußte. Zwei Jahrhunderte österreichischer Herrschaft folgten, das Aufeinandertreffen zweier Zeitalter seit 1785 Genfer Fabrikanten und Arbeiter zuzogen, und dann die Umwälzungen vor und durch die Französische Revolution mit den nachfolgenden Kriegen, bei denen die Stadt zweimal erobert wurde. „Dazwischen aber stieg Konstanz zum Zentrum der geistlichen Emigration auf. Wirtschaft und Kunst erlebten einen neuen Aufschwung. Konstanz blieb das Zentrum am See.“ (Verlagsanzeige)

Was an dem umfangreichen und hervorragend gestalteten Band gefangen nimmt, ist die Schilderung des Alltags der Bevölkerung in seiner Vielfalt und seinem Wandel. Denn es bleibt Wahrheit, daß sich die Politik der Großen immer und am meisten in der Welt des Bürgers niederschlägt, in sein Dasein eingreift und es bestimmt. PE

Helmut Bender, Hrsg.: **Badische Erzählerinnen. Emanzipierte und weniger emanzipierte Geschichten badischer Erzählerinnen.** 124 S., 24,80 DM, Bad. Reihe Band 24, Waldkircher Verlag, 1992

Zu Wort kommen die Schriftstellerinnen Wilhelmine von Hillern, Hermine Villinger, Harriet Straub, Juliana von Stockhausen und als krönender Abschluß Marie Luise Kaschnitz. H. Bender stellt dem Bändchen ein Vorwort voran, das etwas auf das Problem der Frauendichtung hierzulande eingeht und auch die durchaus subjektive Auswahl der Erzählerinnen begründet. P.E.

Klaus Keßler, Hrsg.: **Kleine Geschichten aus Baden.** 142 S., Engelhorn-Verlag, Stuttgart, 1992
Der Badener wird schmunzeln und seine Freude haben an den dargebotenen „Kleinen Geschichten“ aus Baden, und auch der „auswärtige“ Besucher unseres Landes wird mit in das Loblied einstimmen, das J. P. Hebel, Reinhold Schneider, Marie-Luise Kaschnitz, Heinrich Vierordt, Golo Mann u. v. a. unserem schönen Heimatland singen. P.E.

Heinrich Hansjakob: **Aus kranken Tagen. Tagebuchblätter über den Aufenthalt in der Illenau bei Achern.** 264 S., 24,80 DM Waldkircher Verlag, 1992

Es ist allgemein bekannt, daß Heinrich Hansjakob an Schwermut, Depressionen litt und der große Mann ein sehr schwaches Nervenkostüm hatte. In fast jedem seiner Bücher klagt er über dieses Erbübel, das auch sein Vater plagte. Aber welcher Mut gehörte dazu, als sechzigjähriger bekannter Pfarrer und erfolgreicher Schriftsteller freiwillig für eine gewisse Zeit in die bekannte Anstalt Illenau zu gehen, um dort Linderung seines Leidens zu suchen. Man brauch sich nur zu vergegenwärtigen, welches Vorurteil und Sprechen hinter der vorgehaltenen Hand auch heute noch in unserer aufgeklärten Zeit jenen Menschen anhaften, die einmal in einer solchen Anstalt waren. Hier offenbart sich Hansjakob als eine ganz souveräne Persönlichkeit, an der alle Vorurteile wirkungslos abprallten. Seine Tagebuchblätter sind eine sehr interessante Lektüre in vieler Hinsicht. Sie geben Einblick in eine Anstalt, in der vorbildliche Dienste an armen Menschen geleistet werden. — y —

Günter Czapalla, Torsten Oestergaard; **Villa Reizenstein, kulinarische Gastfreundschaft im Staatsministerium Baden-Württemberg, 20 Menüs zum Nachkochen.** 100 S. mit 20 doppelseitigen Menübildern, zahlreiche Fotos, 38,— DM, DRW-Verlag Stuttgart, 1992

Eines steht fest: Jedem, der dieses hervorragend aufgemachte Buch zur Hand nimmt und es durchblättert, läuft das Wasser im Munde zusammen. Das hat mehrere Gründe. Einmal tragen das ausgezeichnete Bildmaterial und die Rezepte dazu bei zum andern ist es der Einblick in die Gastfreundschaft der Ministerpräsidenten, d. h. auch das genaue Eingehen auf die jeweiligen Gäste bei der Auswahl der Speisen und Getränke. Man wird selbst gewissermaßen zu Gast in der Villa Reizenstein geladen. Die Verfasser stellen den Menüs eine kleine Menükunde voran, kurz gefaßt und nützlich. Des weiteren erfährt der Leser etwas über die Geschichte der Villa Reizenstein, über ihre Erbauerin und wie das prächtige Gebäude zum Sitz

unserer Ministerpräsidenten wurde. Das ergibt in der Summe ein außerordentliches und in seiner Art einmaliges Kochbuch mit einem willkommenen landeskundlichen Ambiente. -y-

Friedrich W. Klemme: **... da laß dich fröhlich nieder.** 90 Wirtshausschilder, 60 S. mit 91 Farbfotos, 24,80 DM. DRW-Verlag Stuttgart, 1992
Zugegeben, Wirtshausschilder in Fotos zu sammeln, ist ein schönes Hobby, das weit in die Kultur- und Kunstgeschichte hineinreicht, und auch der Volkskundler kommt zu seinem Recht, wenn es richtig betrieben wird. Wirtshausschilder sind wie die Zunftzeichen der Handwerker als Nachbild ihrer Geräte redende Zeichen. Als Nachfolger der grünen Kränze, der Kanne oder Büsche, die schon im Mittelalter den Ausschank von Bier und Wein anzeigten, dienten sie auch der Orientierung, damit die Reisenden die Wirtshäuser finden konnten. Die Gestaltung der Schilder sind Kennzeichen der Handwerkskunst, z. B. der Schmiedekunst. Alle Techniken und die Ornamentik kommen zur Anwendung. Vorherrschend ist bei uns das hängende Schild, das durch einen langen Arm von der Hauswand absteht. Ein unübersichtlicher Reichtum an Formen bietet sich dar, im Barock z. B. das vielfach gewundene Rankenwerk, im Empire kühlere, sachlichere Formen. Das Hängeschild gibt in vielen Abwandlungen zwischen Volkskunst und Kunstgewerbe das Namens-Sinnbild des Gasthofes wieder. Danach hat Klemme sein Büchlein geordnet und jedem seiner Fotos, die aus dem ganzen süddeutschen Raum und dem Elsaß stammen, einen kurzen Begleittext dazugegeben. Ein nettes Geschenk ohne höhere Ansprüche, über das man sich freuen kann. — y —

Jörg Baldenhofer, Hrsg.: **Badische Tüftler und Erfinder.** 120 S. mit 138 meist farbigen Abb. Format 24 · 26 cm. 59,— DM. DRW-Verlag Stuttgart, 1992

Nach den schwäbischen Tüftlern und Erfindern kommen in dem neuen Buch nun die badischen an die Reihe. J. Baldenhofer hat sich dazu die Mitarbeit kompetenter Verfasser gesichert, welche diese außergewöhnlichen Männer vorstellen, die Technikgeschichte gemacht haben und von deren Erfindergeist wir heute profitieren. Dazu gehören z. B. Karl Benz, Emil Kessler, Felix Wankel, der Freiherr von Drais oder der Erfinder der Öchslewaage Christian Ferdinand Öchsle oder Julius Hartry, der das erste mit Raketen angetriebene Flugzeug baute, und die Reihe geht bis hin zu den Erfindern der Musikautomaten im Schwarzwald und Heinrich Lanz, dessen Bulldog einst weltberühmt war. Das sind sehr interessant und fesselnd geschriebene Aufsätze, gut bebildert, eine Lektüre, die man

nicht so schnell aus der Hand legt. Der Leser gewinnt Einblick in technische Errungenschaften, welche die Industrialisierung unseres Landes entscheidend beeinflussen. -y-

Wolfgang Püttmann: **In freier Wildbahn. Auf den Spuren heimischer Wildtiere.** 96 S., 44 ganzseitige Fabrfotos, Format 27,3 · 28 cm, 38,— DM. DRW-Verlag Stuttgart, 1992

Ein unglaublich schönes Buch, bei dem alles zusammenstimmt, die großartigen Farbaufnahmen und der interessante Text. Der Autor beschreibt 29 Wildtierarten. Darunter sind häufig vorkommende Tiere wie Reh, Fuchs oder Eichhörnchen, aber auch seltene, leider vom Aussterben bedrohte Tiere wie Wildkatzen, Biber oder die Wachtel. Man wird informiert über die Gewohnheiten der Tiere, ihr Verhalten, ihren Lebensraum. Die sachliche Information wird durch kleine Geschichten ergänzt, die arttypisch sind, z. B. „Keine Feiglinge: Mümmelmann u. Co.“ oder „Versierte Holzfäller und phantastische Baumeister“ (Biber). Das ganz ausgezeichnet aufgemachte Buch wird viele Freunde finden, nämlich alle jene, die ein Herz für unsere Tiere draußen um uns herum haben. P.E.

Georg Kugler, Staatskanzler Metternich und seine Gäste, Styria-Verlag Graz, 120 Farbtafeln in Originalgröße, 150 verkleinerte Abb., Folio-Band in Kassette, DM 360,—

Die dritte Frau des österreichischen Staatskanzlers Metternich, Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, hat von 1836 bis zur Revolution von 1848 ein Gästebuch in Form einer Portraitsammlung geführt. Die besten Miniaturmaler der Zeit, die in Wien tätig waren, vor allem Moritz Michael Daffinger und Josef Kriehuber, standen bei der Fürstin Metternich im Vertrag und lieferten in kürzester Frist die für das Album begehrten Portraits. Halb Europa traf sich in jenen Jahren des „Vormärz“ im Hause des Staatsmannes, der wie kein zweiter den Geist der Epoche verkörperte.

Für den Freund der badischen Geschichte sind es die Portraits zweier Prinzen und zweier Politiker, die besonders interessieren: 1842 ist Erbgroßherzog Ludwig von Baden (1824—1858) gemalt worden, und zwar von Johann Grund, der später badischer Hofmaler wurde und 1887 in Karlsruhe starb. Prinz Friedrich Wilhelm von Baden (1826—1907) ließ sich von Daffinger aquarellieren, das Bild trägt das Datum vom 10. 5. 1843. Die beiden — in ihrer politischen Richtung ganz unterschiedlichen — Staatsmänner aus Baden sind Freiherr August von Roggenbach (1798—1854) (von Daffinger) und Freiherr Friedrich Landolin Karl von Blittersdorf (1792—1861) (von Grund).

Die künstlerisch wie historisch gleich wichtigen Blätter galten seit dem Ersten Weltkrieg als verschollen. Sie sind jetzt auf Wegen, die nicht näher beschrieben werden, wieder aufgetaucht und „als Depot“ in das Kunsthistorische Museum Wien gegeben worden. O. B. R.

Erholungsgebiet Kraichgau, Fremdenverkehrsgemeinschaft (Hg.): Kraichgau-Journal. 40, 18 S., 2 Fotos, 147 (!!) Farbfotos, farbige Reliefkarte geheftet., Sinsheim/Els. 1992. (Schutzgebühr) DM 2,—.

Obwohl eigentlich nur Werbebroschüre mit den Untertiteln Kraichgau — Bilderbogen und Gastliches Weinland zwischen Neckar und Rhein, sei das Heft wegen des ungewöhnlichen Inhaltes besprochen. Denn es gibt fundierte Auskunft über Kraichgauer Persönlichkeiten (von Karl Banghard), Der Kraichgau als Weinland (Peter Schüttler), Kraichgauer Weinland und seine Feste (ders.), Bad Schönborn — das Heilbad im Kraichgau (Banghard), Fachwerk im Kraichgau (Prof. Dr. Erwin Huxhold), Kraichgau aktuell (Freibäder, Baggerseen, Kleinzoo, Wildparks, Golf, Segelflug, Museen, Camping, Schlösser, Burgen und Adelshöfe), Das Melanchthon-Haus in Bretten (Willy Bickel), Der Homo heidelbergensis (N.P.), Wandern im Kraichgau (Fritz Frank), Radwanderungen im Kraichgau (Guido Rey), Gastlichkeit wie seinerzeit im Kraichgau (O. F. Lohmayer), Gut Essen und Trinken im Kraichgau, Rückblick auf die Heimattage Bad.-Württ. in Bretten — eine Region tritt ins Licht, Lerchennest, Kompass des Kraichgaus, und Festkalender (Infos). Die meist kleinformatigen Fotos sind in ein Gitternetz eingehängt als zusammenfassendem graphischen System (Blick durch Fenstersprossen?), wobei in künstlerischer Freiheit einige schräg eingehängt sind. Nur hat man übersehen, daß das Gitternetz so schöne grössformatige Farbbilder wie den Eichelberg, die Burgbeleuchtung von Neidenstein oder das „Baumann'sche Haus“ zu Eppingen unschön zerschneidet. Qualität und Bildauswahl aus allen Bereichen sind gut getroffen. Bei der Auswahl der Fachwerken hätte man noch Platz frei gehabt auch andere attraktive Richtungen aufzuzeigen. Die Texte von Kennern und Fachleuten geschrieben bieten viel Wissenswertes, was man so gedrängt und übersicht- kaum woanders findet.

Edmund Kiehnl

Baumann, Karin: Museen in Baden-Württemberg, hgg. vom Museumsverband Baden-Württemberg. 80, 491 S., 396 farb. Abb., Standortkarten im ausklappb. vord. u. hinteren Buchumschlag, Person.- u. Sachreg., Fotonachws., 6 Farbfotos auf Aussentitel, karton. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1992 ISBN 3-8062-0893-X DM 39,80

Seit 1987 gibt es die Museumskarte Baden-Württemberg (M. 1:200 000), die die Museen in 12 Gattungen einteilt und noch weitere Sehenswürdigkeiten enthält (Landesvermessungsamt, DM 8,50). Die bayerische Landesstelle sorgte 1991 mit „Museen in Bayern“ für einen Führer zu 814 Museen, 29 Freilicht- und Bauernhofmuseen, sowie 62 Schlössern und Burgen. Mit „930 Museen von A—Z mit Adressen, Öffnungszeiten, Eintrittspreisen, Informationen zu den Sammlungen“ liegt nun in völlig neu bearbeiteter und erweiterter 3. Auflage wieder ein Wegweiser zu den Museen des südwestlichen Bundeslandes vor. Das war dringend notwendig, denn die 2. Auflage aus dem Jahre 1977 beschrieb rund 400 Museen und war längst vergriffen. Wohl um Platz zu gewinnen für die um mehr als das Doppelte angestiegene Zahl der Museen und für Abbildungen, ließ man die in der alten Auflage enthaltenen Literaturangaben bei den einzelnen Museen weg. Die Beschreibung folgt dem bewährten einheitlichen Gliederungsschema, wobei die Gewichtung nach Bedeutung durch mehr Text und mehr oder größeres Bild erfolgt. Lediglich die kurzen Angaben zur Geschichte der einzelnen Häuser sind von unterschiedlicher Qualität. Hilfreich sind in der alphabetischen Anordnung das Nennen der Orte, die es laut Verwaltungsreform nicht mehr gibt, mit einem Hinweis unter welchem größeren Ort sie zu finden sind und die vielen Stichwörter im Register. Vielfältig wie Geschichte und Landschaft des „Ländle“ zeigt sich das, was die vielen großen und kleinen Museen darzubieten haben, sei es nun in der Gemeinde Rainau der Wanderweg entlang des rätischen Limes, Schloß Favorite in Rastatt, die Ölmühle in Dörzbach, das Zweigmuseum „Jordanbad“ in Eppingen (rituelles jüd. Bad, eine Mikwe), das Museumsschiff des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim, das Wassertormuseum in Isny, das privat gesammelte Fahrzeug- und Heimatmuseum in Marzell, das Stadtmuseum im Kornhaus in Tübingen, das Badische Landesmuseum im Karlsruher Schloß, das Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen u. a. m., so beweisend „Museen sind wichtige Bildungseinrichtungen mit großer öffentlicher Aufmerksamkeit und hohem kulturpolitischen Rang geworden. Dem stehen aber auch außerordentliche Leistungen der Museen selbst und der dort Beschäftigten gegenüber, die oftmals auch unter schwierigen Bedingungen die zeitgerechten Aufgabenstellungen der Museumsarbeit erfüllen“ (Hg.-Vorwort). Der notwendigerweise dick geratene Band im Fast-Taschenbuchformat erleichtert das Mitnehmen und es ist eine Lust und Freude nach den Farbbildungen zu blättern, sei es nun eine der kleinsten (Heimarbeit, Tabakmuseum Mahlberg), der mittelgroßen (Puppenschule im Cafe-Museum „Zum Puppenhaus“ Immenstaad-Kippenhausen) oder

gar ganzseitig (Ahnengalerie Schloß Ludwigsburg und Otto-Modersohn-Kabinett Museum für Stadt und Grafschaft Wertheim). Edmund Kiehle

Kurt Huck, Geschichte des Schlosses Schmieheim mit kurzer Dorfchronik. Herausgeber: Bürgermeisteramt Kippenheim, 1991, 32 Seiten.

Anlässlich des 30jährigen Jubiläums der denkmalpflegerisch vorbildlichen, aber auch kostenaufwendigen Restaurierung des Schmieheimer Schlosses erschien durch die Initiative des vormaligen Bürgermeisters und späteren Ortsvorstehers von Schmieheim, Kurt Huck, eine Broschüre, die speziell den Familien der Gemeinde gewidmet ist und eine Zusammenfassung der Schloßgeschichte geben soll.

Mit Bedauern ist festzustellen, daß dieser vom Grundsatz her zu begrüßende Vorsatz kläglich mißlungen ist, da hier Geschichtsschreibung aufgrund von zweifelhaften Sekundärquellen in der Art der Historiographie des 19. Jahrhunderts geboten wird. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts hätte man allerdings solches, auch in der Heimatkunde, nicht mehr für möglich gehalten. Und den Einwohnern der Großgemeinde Kippenheim und allen badischen Schloß- und Burgenfreunden hätte man eine auf zuverlässige archivalische Quellen stufende Geschichte von Schloß und Grundherrschaft Schmieheim gewünscht und gegönnt.

Huck beginnt seine Irrfahrt durch die Geschichte der zum Ortenauischen Bezirk der Schwäbischen Reichsritterschaft gehörenden Herrschaft Schmieheim bereits 1439 mit der Saga, wonach die „Rittergeschlechter Böcklin von Böcklinsau aus Rust und Bock von Gerstheim im Niederelsaß“ in jenem Jahr in den Besitz von Schmieheim gelangt sein sollen. Gleich zwei Geschlechter auf einmal? Zwei Drittel soll sich der Gerstheimer und ein Drittel der Ruster genommen haben. Leider saßen aber 1439 noch gar keine Böcklins — oder Bocks, das ist für Huck dasselbe — auf Rust! Es ist aktenkundig, daß die Böcklin von Böcklinsau erst am 22. Januar 1442 durch den Bischof von Straßburg mit Rust belehnt wurden. Vorher saßen dort die Herren von Edingen. Nichtsdestotrotz wird uns glauben gemacht, daß ein Doppelgeschlecht, das Huck der Bequemlichkeit halber „Bock/Böcklinsau (sic!) nennt, bis 1748 (woher stammt bloß diese Jahreszahl?) eine 300jährige Herrschaft über Schmieheim ausgeübt habe.

Einer der fatalen Fehler Hucks ist, daß er aus zwei unterschiedlichen und eigenständigen Uradelsgeschlechtern der Untereisässischen Reichsritterschaft, nämlich der Bock von Bläsheim und Gerstheim (erloschen 1823) und der Böcklin von Böcklinsau (heute noch in Deutschland und in den USA blühend) ein Geschlecht gemacht hat. Es wird zwar gemeinhin angenommen, daß die älteren

Bock und die jüngeren Böcklin eines Stammes sind, einen urkundlichen Nachweis hierüber gibt es jedoch bis heute nicht! Auch die Wappen der beiden Familien sind nicht gleich, wie Huck behauptet, sondern differenziert.

Schieheim ist, um es kurz und klar zu sagen, ein Schloß der Herren Bock von Bläsheim und Gerstheim und ihrer Erben, und zwar seit dem 3. Juli 1439, als die Eheleute von Hattstatt das Dorf Schmieheim an die Gevettern Bock vor Schultheiß und Gericht zu Offenburg verkauften. Daß es einmal einen Böcklin'schen Mitbesitzer gegeben hat, der mütterlicherseits von den Bocks abstammte, oder daß das Schloß im 17. Jahrhundert während 36 Jahre auch einmal im alleinigen Besitz eines Böcklin von Böcklinsau gewesen ist, dies alles macht aus Schmieheim freilich noch kein Böcklin'sches Schloß! Das Allianzwapen des Bauherrn im Innern des Treppenturmes deutet der Autor als eines der Familie „Bock/Böcklinsau“ (man vergleiche auch Hucks ganzseitigen Artikel in der Badischen Zeitung vom 24. I. 1992). Die Initialen innerhalb der Wappenkartusche: F. B. V. G. — S. B. G. V. F. verraten uns aber die wahren Namen der tatsächlichen Bauherrschaft (1610), nämlich Friedrich Bock von Gerstheim — Salome Böckin geborene von Fegersheim.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte von Schmieheim von 1439 bis 1925, als der letzte „Ritterbesitzer (gemeint ist natürlich der letzte Grundherr) Eduard Graf Waldner von Freundstein Schmieheim an die Gemeinde veräußerte, neu aufzurollen. Dies soll einer späteren Publikation vorbehalten bleiben.

Man muß es wirklich bedauern, daß die Gemeinde Kippenheim und der Ortsschaftsrat von Schmieheim, bevor sie ihre Zustimmung zur Herausgabe dieser Schloßgeschichte gaben, keinen kundigen Historiker zu Rate gezogen haben. Dadurch ist nun eine historische Fehlerquelle erste Güte auf den Markt gekommen, woraus erfahrungsgemäß wieder weitere Autoren — kritiklos — abschreiben werden. Paul-René Zander

Alfred Mombert: Hundert Gedichte vom himmlischen Zecher. Auswahl von Elisabeth Höpker-Herberg, Hermann Ebeling und Albert von Schirnding. Bio-bibliographische Zeittafel von Ulrich Weber.

Badische Buchreihe Band 5. Herausgeber Badische Bibliotheksgesellschaft Karlsruhe. Verlag Langewiesche-Brandt. Ebenhausen bei München 1992. Die Badische Bibliotheksgesellschaft legt in der „Badischen Buchreihe“ den Band 5 vor. Nach Grimmelshausen, Pfeffel, R. Schneider u. a. jetzt das Werk Alfred Momberts. Dies ist ein mutiges und anerkennenswertes Wagnis — und es ist gelungen. Schon 1907 fragte Hugo von Hofmanns-

thal bei Richard Dehmel, dem Freund Momberts an: „Wo steckt der? Lebt der überhaupt noch“? Mombert wäre, wenn er von dieser Anfrage erfahren hätte, gar nicht ungehalten gewesen, denn er drängte stets seine Biographie in den Hintergrund und setzte sein Werk vor seine Existenz. Umso härter mag es ihn getroffen haben, daß die politischen Ereignisse ihn aus der Versunkenheit in sein literarisches Werk herausrissen, und er zusammen mit ca. 6500 badischen und pfälzischen Juden 1940 in das Internierungslager von Gurs (Basses Pyrénées, unbesetztes Frankreich) gebracht wurde; von dort wurde er dank der Bemühungen vor allem Hans Reinharts/Winter?? „beurlaubt“, verstarb aber schon kurze Zeit danach an den Folgen der Internierung im Jahre 1942.

Ulrich Weber, seit langem als exzellenter Mombertkenner ausgewiesen, hat in einer hervorragenden „Bio-bibliographischen Zeittafel“ Lebens-, Werk- und Publikationsgeschichte dokumentiert. Allein schon die „Zeittafel“ verleiht der Werkauswahl Gewicht und Ansehen.

Ganz entgegen dem Willen Momberts hat gerade seine Vita immer wieder die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und ihm das Schicksal, ein „Verscholener und Vergessener“ zu sein, so die Werkreihe, in der Dichtungen Momberts 1952 erschienen erspart. Immer wieder wurden Zugänge zu seinem Werk gebahnt, wie dies auch E. Höpker-Herberg, H. Ebeling und A. v. Schirnding wiederholt erfolgreich unternahmen. Umso bedauerlicher ist es, daß das hervorragend ausgestattete Buch mit seiner Einbandzeichnung von Emil-Rudolf Weiß (1909), der auch zu den „Vergessenen“ gehört, nicht wenigstens eine Hinführung zum Verständnis der Werke Alfred Momberts bringt, dabei hatte Mombert selbst wiederholt auf die Schwierigkeiten der Rezeption seiner Werke hingewiesen. So heißt es bei ihm: „Ich erlebe es nun seit vielen Jahren: je mehr man aus einem Ganzen heraus für ein Ganzes dichtet, aus einer Menschheit heraus für eine Menschheit, aus einem All heraus für ein All: umso kleiner wird der Kreis der Aufnehmenden. Und allen Erwartungen entgegen dichtet man am Ende faktisch fast nur noch für jene Wenigen, die selber als Dichter zu bezeichnen sind (auch wenn sie nie ein Gedicht geschrieben haben)“.

Und damit hat Mombert auch einen Hinweis gegeben, wie sein Werk gelesen sein möchte. Der Leser muß selbst zum Dichter werden und das Gedicht nachvollziehen, das Werk als Partitur betrachten und sie aufführen. Nicht umsonst hat Mombert sich wiederholt als „Symphoniker“ bezeichnet. Thema, Gedanke, und Erlebnis treten hinter den sprachlichen Vollzug zurück, tauchen dann aber bei vertiefter Begegnung neu auf im Klang und Rhythmus des Ganzen; dann kann man auch auf thematische und architektonische Zusammenhänge achten und auf „symphonische“

Formprinzipien wie Thema, Gegenthema, Durchführung, Engführung und Reprise, denn der wiederholte Hinweis Momberts auf das „Symphonische“ seiner Dichtung bezieht sich, wenn er einen Sinn haben soll, nicht nur auf Sprache, Klang und Rhythmik.

Die Auswahl der Gedichte ist vielseitig; sie erlaubt frühe und späte Gedichte miteinander zu vergleichen; sie berücksichtigt unterschiedliche Gestaltungsweisen und Themen.

In der „Badischen Buchreihe“ hat dieses Auswahl von Werken Momberts schon heute ihren besondern Rang.

Karl Foldenauer

Rittler, Karl: Bietigheimer Wörterbuch. Die Mundart an der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze mit Kinderreimen, Redensarten, allerlei Geschichten, Liedern, Necknamen und Mundartvergleich, Bietigheim 1991, 224 S. mit zahlr. Abb., 36,— DM.

Fünf Jahre lang sammelte der gebürtige Bietigheimer zunächst mehr zufällig, schließlich systematisch mehr als 2000 Wörter und typische Ausdrücke seiner Mundart. Sachliche und wissenschaftliche Beratung fand er bei der Archivarin, Irmgard Stamm, und dem Freiburger Sprachwissenschaftler, Dr. Gerhard W. Baur. Die Bietigheimer Einwohner bildeten eigens einen Arbeitskreis, um bereits selten benutzte Wörter oder fast vergessene Ausdrücke wieder in Erinnerung zu bringen. Die Intention des Herausgebers ist es, mit seinem Wörterbuch ein Stück Heimat zu bewahren sowie das kulturelle Erbe zu erhalten. Beim Leser soll die Freude an der heimischen Mundart geweckt werden.

In alphabetischer Reihenfolge werden die gesammelten Wörter in ihrer alten Dialektform und in ihrer Übertragung ins Hochdeutsche aufgeführt. Damit ist dem Herausgeber eine Momentaufnahme des Bietigheimer Dialekts gelungen. Die Wörtersammlung kann als solide Grundlage für weiterführende Sprachforschungen gesehen werden.

Die Aufzählungen der Bietigheimer Straßennamen, der markanten Plätze sowie die Geschichten von und über den Ort dokumentieren nicht nur die sprachlichen Besonderheiten dieses Dorfes, sondern sind durchaus auch für den historisch und volkskundlich interessierten Leser wertvoll. Sinnvoll ergänzt wird das Wörterbuch durch 24 Fotos, auf denen historische Bietigheimer Gebäude, Straßenzüge sowie Ortsansichten zu sehen sind und die den Alltag der Dorfbewohner eindrucksvoll dokumentieren.

Das Buch, das rechtzeitig zur 1000-Jahrfeier von Bietigheim erschienen ist, darf mit Recht für sich in Anspruch nehmen, eine gelungene Publikation zur Sprach- und Alltagsgeschichte der Hardtgemeinde zu sein.

Sabine Diezinger

Autoren dieses Heftes

Dr. Susanne Asche

Stadtarchiv Karlsruhe, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Peter Assion

Albert-Ludwigs-Universität,
Institut für Volkskunde
Maximilianstr. 15, 7800 Freiburg

Dr. Gerhard W. Baur

Albert-Ludwigs-Universität,
Deutsches Seminar I
Arbeitsbereich Badisches Wörterbuch
Postfach, 7800 Freiburg

Josef Dewald

Chefredakteur
Moltkestr. 5a, 7500 Karlsruhe

Bernd Boll

Kulturreferent
Reichstraße 9 A, 7800 Freiburg

Prof. Dr. K. Foldenauer

Literarische Gesellschaft (Scheffelbund)
Röntgenstr. 6, 7500 Karlsruhe

Willy Grüb,

Programmchef in Süddt. Rundfunk i. R.
Engelbergstr. 22, 7016 Gerlingen

Karl-Heinz Hentschel

Pfnzstr. 13, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Erich Kaiser

In der Wiehre 3, 7811 St. Peter

Kurt Klein

Haselwanderstr. 11, 7613 Hausach

Karl Kurrus

Schlesierstr. 7, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Friedemann Mauer

Ordinarius für Pädagogik
Hansmichel-Haus, 7201 Hausen ob Verena

Marita Rödszus-Hecker

Oberkirchenrat
Blumenstr. 5, 7500 Karlsruhe

Dr. Marie Salaba

Oberarchivrätin
Generallandesarchiv Karlsruhe
Nördliche Hildapromenade 2,
7500 Karlsruhe

Adolf Schmid

Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Christof Stadler

Radolfzell

Prof. Dr. Uwe Uffelmann

Pädagogische Hochschule,
Fachbereich IV — Geschichte
im Bildacker 23,
6903 Neckargemünd-Dilsberg

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Elmar Vogt

Hausen im Wiesental

Badischer Erfindergeist ganz groß



Badische Tüftler und Erfinder

Hrsg. von Jörg Baldenhofer.

120 S. mit 130 meist farbigen Abb.,

24 x 26 cm, Kunstleinen. DM 59,-.

Wer waren die Väter der rasanten technischen Entwicklung in Baden, die die Region zu einem deutschen High-Tech-Zentrum gemacht hat?

Antwort gibt dieses mit 130 Abbildungen, davon 60 in Farbe, ausgestattete Buch. In 16 Beiträgen namhafter Autoren berichtet es allgemeinverständlich, spannend und unterhaltsam von großen Erfindern und nicht weniger bedeutenden Tüftlern, denen wir so manche Annehmlichkeit unseres heutigen Lebens verdanken.

Erbältlich im Buchhandel und bei DRW-Verlag, Pf. 10 11 43, 7000 Stgt. 10

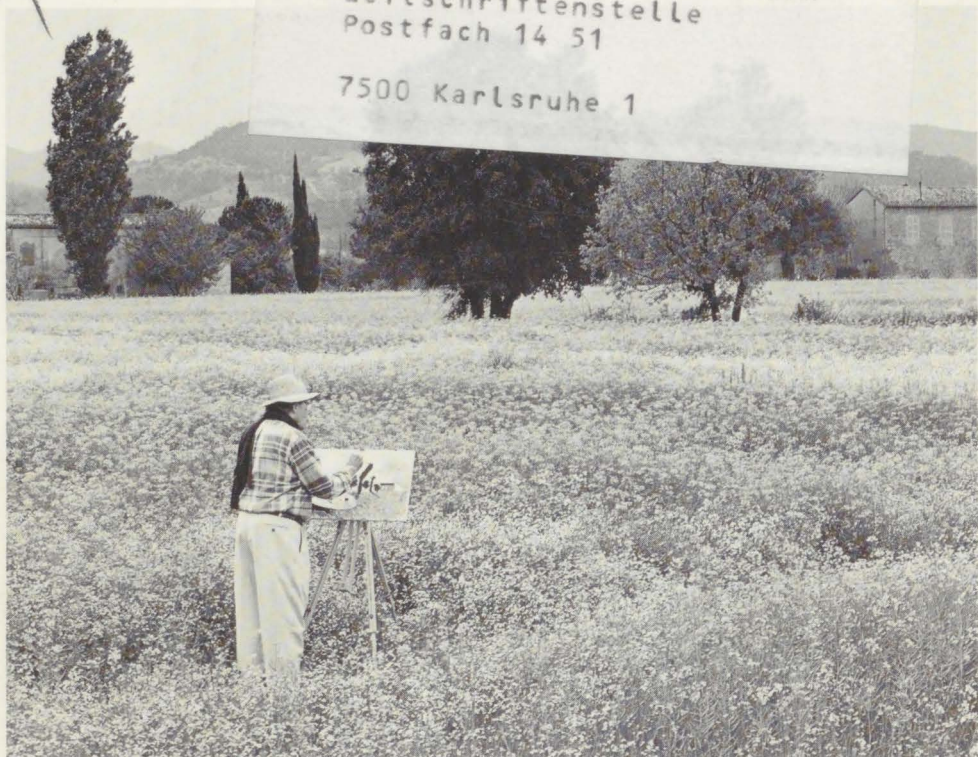
DRW

W 24 19

Mag. G. Braun · Postfach 1709 · 7500 Karlsruhe 1
M 14 59 F 0340492 131 905692

Badische Landesbibliothek
Zeitschriftenstelle
Postfach 14 51

7500 Karlsruhe 1



VON JETZT AN ARBEITET NUR NOCH IHR GELD

Wer sein Leben lang gearbeitet hat, hat das Recht auf einen Ruhestand, der seinen Namen auch wirklich verdient.

Einen Ruhestand, der Ihnen endlich Zeit läßt, all das anzupacken, was in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu kurz gekommen ist.

Denn mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hört das aktive Leben ja keineswegs auf, sondern es gewinnt eine neue Qualität. Was Sie von jetzt an tun, tun Sie nicht mehr, um Geld zu verdienen.

Ganz im Gegenteil. Jetzt sollen Ihre

Ersparnisse die Erträge abwerfen, mit denen Sie Ihr Leben nach Ihren eigenen Vorstellungen gestalten können.

Das geht aber nur, wenn Sie rechtzeitig für eine zweite Rente gesorgt haben, die Ihnen neben Ihrer gesetzlichen Altersversorgung den richtigen finanziellen Spielraum verschafft.

Wie der individuelle AuszahlPlan dafür aussehen sollte, sagt Ihnen der Geldberater der Sparkasse.

wenn's um Geld geht - Sparkasse

